

HEXENMEDIZIN

Die Wiederentdeckung einer verbotenen Heilkunst Schamanische Traditionen in Europa

at VERLAG

Vorwort zu dem Buch „Hexenmedizin“

Hexenmedizin: Eine gute Medizin?

Hexenmedizin ist Medizin der Erde. Es ist die älteste Medizin der Menschheit, die Heilkunde der wenigen noch existierenden Naturvölker. Es ist das Urwissen, die wahre Religio, die Urerinnerung, das Erbe unserer steinzeitlichen Vorfahren, weitergetragen in ständig sich wandelnder Form durch das neolithische Bauerntum hindurch, durch die Bronzezeit, die Eisenzeit bis in das wundergläubige christliche Mittelalter. Die Inquisition versuchte, das alte Wissen zu zerstören. Aber weder Folter noch Scheiterhaufen noch der Kahlschlag der sogenannten rationalen Aufklärung, auch nicht die reduktionistische Zwangsjacke einer seelenlosen positivistischen Wissenschaft vermag dieser Naturmedizin dauerhaften Schaden zuzufügen. Denn sie lebt nicht allein von morschen, staubigen Überlieferungen, sie wird gespeist aus der klaren Quelle der Hellsichtigkeit, aus der unmittelbaren Inspiration der Devas, aus den Eingebungen der Geister der Pflanzen, Tiere, der Steine, Sterne und Elemente.

Bei der Hexenmedizin geht es um Wissen, um die Heilkräfte unserer inneren und äußeren Natur. Hexenmedizin ist mehr als nur ein faktisches Wissen um die Heilpflanzen, Giftgewächse, psychedelischen oder gynäkologischen Mittel. Es geht um die verschüttete Fähigkeit, mit den Tier- und Pflanzengeistern zu reden und mit ihnen Freundschaft zu schließen. Es geht um die Ekstasefähigkeit, die diese Kommunion mit den Geschöpfen ermöglicht.

Diese Naturmedizin kennt zwar die Power-Pflanzen, die Rausch- und Ekstasebringer, die den Menschen ergreifen, die Grenzen seines alltäglichen Daseins sprengen und ihn in

»jenseitige« Welten katapultieren. Sie kennt vor allem aber auch die milden Gewächse, die kosmische Harmonien einfangen und sie dem Menschen vermitteln, so daß er heil sein kann. Nur wenn die Ausstrahlungen des Menschen glücklich und gesund sind, kann die Natur glücklich und gesund sein. Deswegen hält Mutter Gaia kraftvolle Kräuter und Wurzeln bereit.

Hexenmedizin transzendiert die Schulmedizin, die, im Korsett der experimentellen Naturwissenschaft eingeschnürt, nur das materiell Erfassbare, das Äußerliche, misst und dokumentiert und blind tastend, nach dem Prinzip des trial-and-error, vorgeht. Hexenmedizin sieht das »innere Wesen« der Krankheiten, die »Würmlein klein ohne Haut und Bein«, die Hass-und Neidwürmer, die uns »wurmen« und uns die Lebenskraft wegsaugen. Sie sieht die »Zaubergeschosse«, die verletzenden Gedanken, die sich tief in das leiblich-seelische Gefüge einbohren. Zur Heilung der Schäden, die diese ganz realen ätherisch-astralen Entitäten und okkulten Negativ-Energien hervorrufen, ruft der Hexenmediziner, der Schamane, die Schamanin, ihre Verbündeten. Das sind die Pflanzen, Steine, Tiere, das Wasser, das Feuer, die Erde. Auch diese haben eine tiefe Dimension, in ihnen verkörpern sich Geistwesen, Engel und Devas. Mit ihnen kann man reden. Sie können antworten.

Hexenmedizin weiß um die Lebendigkeit des Seins, um die Seelen und Geister aller Geschöpfe. Sie ist magisch, und deswegen verunsichert sie diejenigen, deren Seele tot ist und erstarrt, deren geistiges Auge geblendet ist. Sie macht ihnen Angst, da sie ein Spiegel ihres Unvermögens ist. Für die bigotten Inquisitoren rührte die Wirkkraft dieser Medizin von dem Teufel her. Die Hüterin uralter Weisheit wurde zur Buhlerin des Bösen gemacht. Für die armen Schulmeisterlein des selbstbenannten Aufklärungszeitalters war die Hexenmedizin lästiger Aberglaube, falsches Denken,

das aus dem Landvolk herausgedroschen werden musste. Für die Herren der heutigen Ideologie ist sie schlicht indiskutabel, etwas für Schizophrene, für Geisteskranke, bestenfalls für hoffnungslose Romantiker. Und dennoch wird sie es sein, die uns aus unserer gegenwärtigen ökologischen und seelischen Krise herausführen kann, denn ihre Wurzeln reichen tief und zapfen die heilenden Gewässer des Urwissens an.

Aber auch das muss gesagt werden: Es gibt sie, die böse Hexe! Auf der ganzen Welt, von Südamerika bis Ostasien, von Afrika bis Ozeanien, kennt man den asozialen Zauberer, die boshafte Zauberin, die, von Missgunst und Neid getrieben, ihr okkultes Wissen einsetzt, um anderen Schaden zuzufügen. Vor allem in unstabilen Gesellschaften, wo Armut, Gewalttätigkeit und Konkurrenzdruck vorherrschen, werden ihre Machenschaften gefürchtet. Ein zentrales Anliegen der afrikanischen Medizin ist es, derartige Schadenzauberer ausfindig und unschädlich zu machen. Ethnologen haben genügend Beispiele von Hexerei und Voodoo-Mord aus exotischen Ländern zusammengetragen (Lessa/Vogt 1965:298). Aber auch in der westlichen Welt gibt es das Phänomen. Mitte der siebziger Jahre strömten Hippies, alternative Kommunarden, illegale Einwanderer, gescheiterte Existenzen und Hunderttausende Südkalifornier auf der Flucht vor Gewalt und Umweltkatastrophen (Dürre, Smog) in die noch unberührten Wälder des Bundesstaats Oregon. Das resultierende unstabile soziale Klima wurde der Nährboden für Zauberei und krankhaften Okkultismus. In diesen Jahren - ich lebte damals in Oregon - häuften sich die bizarren Vorfälle: Immer wieder fanden Farmer Pferde und Kühe tot auf den Weiden; ihnen waren Geschlechtsorgane und Euter herausgeschnitten worden. Nicht weit von meinem Wohnort wurde ein Anhalter aufgegriffen, seine Taschen voll abgeschnittener Menschenohren. Die Tankstelle, an der ich

gewohnheitsmäßig tankte, war eines Tages unbedient, der Grund: Ein Biker hatte die Tankstellenwärterin erschlagen und ihr das Blut aus der Schlagader

gesaugt, ehe er weiterfuhr. Man sprach von Hexerei und Satanismus. Mit der »Hexenmedizin«, von der, hier die Rede ist, haben solche Pathologien nichts zu tun! Auch mit dem rabiaten, männerfeindlichen Feminismus, der in Oregon zur damaligen Zeit seltsame Blüten trieb, hat Hexenmedizin nichts zu tun. Die archaische Medizin ist ganzheitlich, männlich und weiblich, Sonne und Mond.

Und schließlich gibt es auch noch die böse Märchenhexe, die kleine Kinder frisst, wie wir es aus Hänsel und Gretel kennen.

Aber bei ihr handelt es sich niemals um einen lebenden Menschen, sondern um einen negativen seelischen Archetypus, der die Reifung der individuellen Seele blockiert und hemmt. Diese »Hexe« versinnbildlicht die Angst, die das Licht der Wahrheit fürchtet. Sie haust im Dunkeln, unbefruchtet vom Licht. Da sie von der Ganzheit des Selbst abgespalten ist, kann sie nicht leuchten; sie ist notgedrungen hässlich. Wie die alte Winterhexe aus Stroh, die das Landvolk im Frühling verbrennt, damit die schöne Göttin des Sommers Einzug halten kann, muss auch diese Hexe durch das läuternde, verwandelnde Feuer des Geistes gehen. Erst dann kann sich die Königstochter (Anima) mit dem Königssohn (Animus) vermählen. Die Hochzeit versinnbildlicht das Finden zum Selbst, das Heil- und Ganzwerden. Die kirchlichen Fanatiker, die Inquisitoren, waren selbst von dem Archetypus der hässlichen, lebensfeindlichen Hexe besessen. Sie projizierten ihre seelische Krankheit, ihre Besessenheit, auf arme, alte, schuldlose Frauen, die sie folterten und auf dem Scheiterhaufen verbrannten. Was ein innerer seelischer

Prozess der Ganzwerdung sein sollte, wurde so zu einer äußeren, schwarzmagischen Handlung.

Um Hexenmedizin ihrem Wesen nach zu verstehen, müssen wir tief in den Brunnen der Erinnerung schauen. Sie hat ihre Wurzeln in der Naturerfahrung unserer steinzeitlichen Vorfahren. In diese Gründe wollen wir nun eintauchen.

Wolf-Dieter Storl

Das wilde Land und seine Kinder

Nachdem die Gletscher geschmolzen waren, wurden die eiszeitlichen Tundren, auf denen die riesigen Herden von Büffeln, Rentieren, Wollnashörnern und Mammuts grasten, allmählich von Bäumen besiedelt. Die Herden starben aus oder wanderten zum Teil nach Sibirien ab. Mit ihnen zogen die letzten nomadischen Großwildjäger. Es war, was unsere geographischen Breiten betrifft, das Ende der Alten Steinzeit.

Der Wald zog die kleinen Jägergruppen, die zurückblieben, in seinen Bann. Sie stellten nun dem scheuen Wild nach, das sich in kleinen Rudeln tief im Wald versteckte - den Rehen, Hirschen, Wildschweinen - und auch den mürrischen Einzelgängern, dem Bär, dem Dachs und dem Elch im Sumpf. Diese Art zu jagen war mühsamer, kostete mehr Zeit und brachte weniger ein. Und im gleichen Maß, in dem die Jagdbeute geringer wurde, nahm die Bedeutung des pflanzlichen Sammelguts zu. Da innerhalb der natürlichen Arbeitsteilung der Naturvölker das Sammeln von Wurzeln, Obst, Rinden, Larven und Vogeleiern vor allem dem weiblichen Geschlecht zufiel, gewann das Tun der Frauen an Gewicht. Während das erbeutete Wild nach strengen Regeln gemeinschaftlich geteilt wurde, behielten die Frauen ihre tägliche Ausbeute für ihre Familien. So ist es noch heute bei

den Jägern und Sammlern: Die Männer machen Politik; sie sichern Freundschaften und bewahren sich Verbündete für den Notfall, indem sie Fleisch verteilen und - wenn die Beute groß ist - Feste veranstalten.

Die Frauen dagegen kümmern sich um die alltäglichen Aspekte des Überlebens.

An Orten, wo das Sammeln erträglich war, ließ man sich für längere Zeit nieder. Seeufer waren als Lagerplätze beliebt, denn dort fand man neben den stärkehaltigen Wurzeln des Rohrkolbens, des Sumpfziests, der Seebinse, des Pfeilkrauts oder der Wassernuss noch Entenflott (Wasserlinse, Lemna) für die Suppe, saftige Schilfschößlinge, die nahrhaften Samen der Schwade oder des flutenden Süßgrases (Glyceria), dazu diverse Muscheln, Mollusken und kleinere Amphibien.

Neben dem Herstellen von kleinen Pfeilen, mit denen man Vögel und Kleingetier erlegen konnte, dem Bauen von Reusen, dem Knüpfen von Netzen und dem Fertigen von Harpunen und Angelhaken verbrachten die Männer wahrscheinlich die meiste Zeit - ähnlich den heutigen Wildbeutern - mit Faulenzen und mit der Kommunikation mit den vielen Geistern, die Wald, Fels und Wasser beleben. Urgeschichtler nennen die Zeit, in der unsere Vorfahren so lebten, das Mesolithikum oder die Mittlere Steinzeit.

Diese Menschen zogen in weiten Kreisen mit den Jahreszeiten zu verschiedenen ergiebigen Jagd- und Sammelgründen. Sie bezogen dabei immer wieder die gleichen Lagerplätze. Dort wuchsen häufig viele ihrer Lieblingspflanzen. Verschüttete Samenkörner und die weggeworfenen Schalen von Knollen fanden dort, wo die Konkurrenzvegetation niedergetrampelt und der Boden mit Asche, Kot, Urin und Abfällen gedüngt war, eine geeignete

Nische. Der Schritt zur Domestikation war daher ein kleiner. Im Nahen Osten begannen damals einige Wildbeuter, absichtlich den Boden aufzuritzen und die Grassamen, die

sie vorher gesammelt hatten, in kleine Gehege auszusäen. Auch junge Tiere wurden angepflockt oder eingezäunt und so allmählich gezähmt. So wurden Wildbeutergruppen sesshaft. Sie bauten sich feste Häuser mit Stallungen für die gefangenen Tiere.

Jäger und Sammler besitzen wenig. Ihr Besitz ist immateriell. Es sind Visionen, Märchen, Lieder, Zaubersprüche, Jagdmagie und Heilkenntnisse. Sie leben von der Hand in den Mund, im Hier und Jetzt: Wer will schon ständig schwere Lasten mit sich herumschleppen? Nun aber machte es Sinn, große Krüge und Behälter aus Lehm zu töpfern. Getreide und andere Vorräte konnten darin aufbewahrt und Bier gebraut werden. Bier - versetzt mit bewusstseinsverändernden Kräutern -

wurde nun zum Sakralgetränk, mit dem die Schicksalsmächte, die Sonne, die Erd- und Vegetationsgottheiten gefeiert wurden. (RÄTSCH 1996: 50) Urgeschichtler bezeichnen diesen Kulturwandel, der die ersten sesshaften Dörfer entstehen ließ, als »neolithische Revolution«.

Jungsteinzeitliche (neolithische) Dorfsiedlungen verbreiteten sich von Kleinasien aus immer weiter die Donau und deren Nebenflüsse hinauf. Gegen Ende des 5. Jahrtausends hatten die als »Bandkeramiker« bekannten Pioniere die Flusstäler Mitteleuropas besiedelt, bauten Emmer und Gerste, Einkorn, Erbsen, Pferdebohnen und Flachs an und errichteten inmitten der gebrandrodeten Fläche zwanzig bis dreissig Meter lange Gemeinschaftshäuser mit reckteckigem Grundriss für ihre matrilinearen Großfamilien. Wenn dann

nach einem oder zwei Jahrzehnten die Bodennährstoffe ausgelaugt waren und die Felder und Weiden ihre Fruchtbarkeit verloren hatten, zogen diese ersten Bauern weiter. Erneut schwendeten sie den nächsten Flecken des immensen Urwalds, fällten die Baumriesen mit Feuer und geschliffenen Steinäxten, besäten erneut den aufgerissenen Boden und gaben den Rindern, Ziegen und Schafen neue Weideflächen.

Die neolithischen Siedlungen waren winzige Inseln im grünen Blättermeer. Noch Jahrtausende später, im frühen Mittelalter, war die Baumdecke in Europa so dicht, daß ein Eichhörnchen von Dänemark bis Südspanien von Baum zu Baum hätte springen können, ohne den Boden auch nur einmal berühren zu müssen.

An den Rändern dieser Kulturinseln, an der Übergangszone zwischen dem bewirtschafteten Land und dem Urwald entstand ein Randbiotop. Dorniges Gestrüpp - Brombeeren, Wildrosen, Schlehen, Stachelbeeren, Weißdorn, Kreuzdorn, Berberitze, Sanddorn - und schnellwachsende Heckengehölze - Eberesche, Faulbaum, Hasel, Holunder - fanden dort eine geeignete ökologische Nische. Diese natürliche Hecke gewann für die jungsteinzeitlichen Bauern praktische Bedeutung: Für das streunende Weidevieh war es ein effektiver Zaun. Um so mehr die Wiederkäuer daran knabberten, um so dichter wurde die Dornenbarriere, bis sie ein natürliches Gehege bildete. Zudem konnten Pfosten, Stecken und Ruten herausgeschnitten werden, Flechtwerk für die Wände, die dann mit Lehm verdichtet wurden, und weiteres Material für Korbwerk. In der Hecke fand man nahrhafte Vogeleier, saftige Beeren und schmackhafte Nüsse. Auch die wirksamsten aller Heilkräuter wuchsen in diesem Randbiotop.

Vor allem aber gab die dichte, dornige Hecke Schutz. Sie hinderte das Eindringen reißender Wölfe und Bären sowie gefräßiger, auf die wachsende Feldfrucht erpichter Rehe. Wahrscheinlich entmutigte es auch die »wilden Menschen« - die in Fellen gekleideten letzten Wildbeuter -, die noch in den Wäldern umherstreiften und denen man es zutraute, die Kinder zu stehlen. (Noch im Mittelalter wurden solche »wilde Leute« von den Rittern gejagt und zur Strecke gebracht.) Bis heute symbolisieren die dornigen Heckengewächse, vor allem der Weißdorn 'und die Wildrose, den geschützten, ungestörten Schlaf. Das Märchen spricht von der Dornröschenhecke, und manche Bäuerin steckt dem Säugling noch immer einen Schlafkunz (Rosenapfel, Schlafrose) unter das Bettchen, damit es ruhig und tief schläft. Bei den Schlafkunzen handelt es sich um die moosartigen rundlichen Auswüchse an den Zweigen der Hundsrose, die durch den Stich der Rosengallwespe verursacht werden.

Für die jungsteinzeitlichen Siedler war die Hecke aber nicht nur eine physische Grenze zwischen dem kultivierten Land und der Wildnis, sondern ebenso eine metaphysische Grenze. Hinter dem Gehege hausten nicht nur wilde Menschen und Raubtiere, sondern hier fing auch das Reich der Gespenster, Trolle, Kobolde und Waldunholde an, hier begegnete man den verführerisch schönen, aber verschlagenen Elfen. Hier trieben noch die alten Gottheiten der paläolithischen Vergangenheit ihr Wesen.

Die archaischen Jäger und Sammler waren eins mit dem Wald, sie lebten im Einklang mit den Waldgeistern. Den neolithischen Hackbauern dagegen war die Baumwildnis nicht mehr ganz geheuer, sie war eher unheimlich.
Anmerkung 1

Die paläolithische Göttin der Höhle, die Hüterin der Tiere und Totenseelen, wurde im Neolithikum immer mehr zur fruchtbaren Erdmutter. Wie schon den altsteinzeitlichen Jägern erschien die Göttin den Hackbauern in der Vision und schickte ihnen Träume. Sie wussten auch, daß die Göttin hören konnte, fühlen und leiden. Die Fruchtbarkeit der Scholle hing von ihrer Gunst ab. Die Landwirtschaft entwickelte sich in der ständigen Zwiesprache mit ihr. Pflügen und Ackern galten als Liebesakt, der sie schwängerte, waren Kultus. (Das Wort Kultivieren bedeutet im ursprünglichen Sinn nichts anderes als Gottesdienst, Verehrung, Hingabe, Pflege.)

Aber trotz Kult und Ritual kommt Unbehagen auf. Ein ungutes Gewissen bemächtigt sich der ersten Bauern. Sie haben sich am Wald vergangen, haben ihn gebrandschatzt und die Erdscholle aufgerissen. Die Erdgöttin wird zur Klagemutter. Sie klagt über die zahllosen Kinder, die sie gebar und die der Sichel, der Axt und dem Spaten zum Opfer fallen. Die Ursprungsmythen der Pflanzer und Ackerbauern setzen immer den gewaltsamen Tod, den Mord, das Opfer eines göttlichen Wesens zu Anbeginn der landwirtschaftlichen Lebensweise voraus. Das allgegenwärtige Gefühl der Dankbarkeit und Geborgenheit, welches einfache Jäger und Sammler dem Wald gegenüber zum Ausdruck bringen, wich Schuldgefühlen, die mit zunehmend aufwendigeren Opfern, zuletzt mit grausamen, kultisch institutionalisierten Menschenopfern, Kopfjägerei und Kannibalismus gesühnt werden mußten. Anmerkung 2

Folglich brachte die neolithische Revolution - so der große Religionsforscher Mircea Eliade - auch eine Umwertung der Werte, eine »religiöse Revolution« (ELIADE 1993: 45). Auch die christliche Vorstellung vom Opfertod des unschuldigen Gottessohnes, von der Mater dolorosa, die ihn beweint und ihn im Schoß birgt, hat ihre Wurzeln - den Mythos der

sesshaften neolithischen Bauern. Weniger der Schamane, der mit den Wald- und Tiergeistern reden kann, als vielmehr der Priester, der den Ritualkalender beherrscht und nach dem Stand der Gestirne die Zeiten des Säens und Erntens, die Darbringung und Art der Opfer bestimmt, führte nun die Gemeinschaft.

Die einheitliche Welt der Primitiven teilte sich also allmählich in zwei Bereiche: in die des befriedeten Kulturlandes einerseits und in die der Wildnis da draußen hinter der Hecke andererseits, zwischen den zahmen Nutztieren und den gefährlichen wilden Tieren, zwischen freundlichen Haus- und Hofgeistern und jenen Waldgeistern, vor denen man sich in acht nehmen muss. Und so dämmerte das Zeitalter, an das sich die Menschen als das »goldene« erinnern: Im Schweiße seines Angesichts lernte der Mensch sein Brot zu essen. Anmerkung 3

Kraft der Wildnis

Die Hecke, die die Rodung umgab, war durchaus keine undurchdringliche Mauer. Man war sich bewusst, daß die kleine, dem Urwald abgetrotzte Menscheninsel in sich selbst schwach und kraftlos war. Nur dank des unermesslichen, ungezähmten Kräftepotentials der Wildnis war es überhaupt möglich zu leben und zu überleben. Aus dem Wald kam das Feuerholz, das da im Herd, dem Herzen des Gehöfts, brannte und mit dessen Hilfe das Fleisch gebraten, der Brei gekocht und die Kälte von Leib und Seele gehalten wurde. Rehe, Hirsche, Wildschweine und anderes Wild, das die Nahrung ergänzte, kam aus der Waldwildnis ebenso wie die Heilkräuter und Pilze, welche die alten Frauen sammelten. Und wenn nach einigen Jahren. die Bodenfruchtbarkeit nachließ, musste man sich erneut dem Urwald zuwenden, musste erneut ein neues Stück schwenden und urbar machen. Die verbrauchte Erde aber nahm die Wildnis

wieder zu sich, überwucherte sie mit frischem Grün und regenerierte ihre Fruchtbarkeit:

Von jenseits der Hecke kam die Kraft. Von dort kam die Fruchtbarkeit. Auch das menschliche Geschlecht erneuerte sein Leben von einer Generation zur anderen, durch die Energieströme, welche die Verstorbenen ihnen von jenseits des Zauns her vermittelten. Von dort kamen Ahnen, um Wiedergeburt im Kreis der Sippe zu finden. Noch lange galt der Haselnussstrauch, ein typisches Heckengehölz, als Vermittler wilder, fruchtbarkeitsbringender Kräfte aus jenseitigen Dimensionen.

Göttliche Besucher der kleinen Kulturinsel

Vom Jenseits, aus dem tiefen Wald, kamen auch die Götter, ihren Tribut zu fordern, um zu segnen und zu inspirieren. Noch lange bis in unsere Zeit hinein kam der mit Tannen- und Stechpalmenzweigen geschmückte Lebensgeist durch den tief verschneiten Winterwald geschritten, segnete zur Sonnenwende die Tiere im Wald und im Stall, ehe er dann die Menschen mit der Vision des neu entstehenden Lebenslichts beglückte. Dieser lichtbringende Geist lebt weiter im Christkind, das zur Mitternacht kommt, wie auch im Weihnachtsmann. Von weit her kommt dieser, vom Nordpol oder aus dem finsteren saturnischen Tannenwald. Oft fliegt er, wie der Schamane, mit einem Rentierschlitten, reitet einen Hirsch oder geht gar zu Fuß. Eine lustige Bande Heinzelmännchen begleitet ihn. In tiefster Nacht schlüpft er durch den Rauchfang, um die Schlafenden mit der lebensspendenden Haselrute zu berühren und ihnen gutes Schicksal in die aufgestellten Schuhe zu streuen.

Auch zu anderen Zeiten, die der Reigen der Sonne, der Wandel des Mondes und das Weben kosmischer Konstellationen bestimmten, kamen die Jenseitigen, die

Transsinnlichen, durch die Hecke, um eine Weile bei den Menschen zu wohnen.

Beim Vollmond im Februar war es die weiße, jungfräuliche Lichtgöttin, die mit ihrem Bären und einer Schar übermütiger Elementarwesen die Erdhöhle verließ. Sie weckte die Bienen und die unter der Schneedecke noch schlafenden Samen; sie rüttelte an den Baumstämmen, so daß der Saft erneut floss. Auf ihren Einzug bereiteten sich die steinzeitlichen Menschen mit der reinigenden Schwitzhütte vor. Vergorener, mit Honig gesüßter Birkensaft sorgte für viel Lustbarkeit. Von den erwachenden Lebensgeistern ergriffen, von den tanzenden, johlenden Elementarwesen - begeistert, fingen auch sie an wild zu tanzen und drollige Faxen zu schneiden. Auch den krankheitsbringenden Geistern - meist verkrüppelte, knorzige Gestalten mit verzerrten Gesichtern - huldigte man und schickte sie mit einigen kleinen Opfergaben wieder zurück in den Wald. Die alemannische Fastnacht mit ihren Wildmännle- und Hexentänzen ist ein Nachklang dieses alten Naturfestes. In den Umzügen mit scheußlichen und schönen Perchten werden die vielen transsinnlichen Wesenheiten, die die Menschensiedlungen zu dieser Jahreszeit besuchen, sichtbar dargestellt. Der 1. Februar, heute Lichtmesstag, wurde von den Inselkelten als Imbolc-Fest zu Ehren der Birkengöttin gefeiert. Als einer der »Kreuz-Viertel-Tage« gilt er noch immer als Hexenfeiertag.

Im Mai, wenn alles blüht und sprießt, kam der strahlende Sonnengott vom Himmel, seine schöne Braut, die Blumengöttin, zu freien. Unter großem Jubel zog sie ihm vom Wald oder dem nahe liegenden heiligen Berg - später aus dem Heiligen Hain oder aus einem höhlenartigen Tempel - entgegen. Im Maibaum - meist eine geschälte Birke - und einem mit bemalten Eiern, roten, in Opferblut getauchten Bändern und anderen Votivgaben geschmückten

Blumenkranz nahm das göttliche Paar unmittelbare Gestalt an. Manchmal auch verkörperten sich die Götter in der geschmückten Maibraut und dem Maikönig, der schönsten der Jungfrauen und dem stärksten Jüngling im Dorf. Sie wurden meist mit Raserei und wilden Orgien empfangen. Wie konnte es auch anders sein, denn die unmittelbare Gegenwart des Göttlichen raubt den Menschen den Verstand! Noch lange feierten die Erben der jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Bauern die mit blühendem Weißdorn geschmückte Maikönigin.

Mittsommertraum

In der Sonnwendzeit sind die Tage so lang, daß man einst glaubte, die Sonne stehe still. Wiederum nahen sich die Göttlichen: Der Sonnengott und die Große Göttin, schwanger mit den Kräften, die der Himmel in das reifende Korn und die Wald- und Feldfrucht hineingeheimnist hat. Auch der, mächtige Donnergott, der die Sommergewitter bringt, ist dabei. Mit ihnen kommen tanzende Elfen und ganze Scharen von luftigen Sylphen und feurigen Salamandern. Und wie üblich, wenn das Numinöse naht, gerieten die Menschen in Ekstase.

Überall im ländlichen Brauchtum haben sich Elemente des archaischen Sommersonnenwendbrauchtums erhalten, und wenn wir zugleich in die tiefen Schichten unserer Seele hineinlauschen, können wir uns ein treffendes Bild machen, wie einst gefeiert wurde. Wie die Wintersonnenwende dauerte das Fest volle zwölf Tage. Man nahm teil an der Lichtfülle und Feuerkraft und erhöhte sie noch durch Sonnenwendfeuer, durch Feuerläufe mit brennenden Besen und Fackeln, durch das Herunterrollen von Feuerrädern von den Bergen und Hügeln. Mit dem Feuer feierte man den Höhepunkt des Jahres, zugleich aber auch den Tod, das

Opfer des Sonnengottes, des holden Baldur, wie er in Skandinavien genannt wurde.

In Wales wie auch anderswo wurden neunerlei verschiedene Arten Holz für das Feuer gesammelt. Anmerkung 4

Ehrwürdige Alte oder auch ein junges Paar zünden den Feuerstoß an. Trockener Beifuss, das heilsame, »heiße« Kraut, das auf der ganzen nördlichen Hemisphäre in den Mittsommerfesten eine sakrale Rolle spielt, kam in das Feuer, so daß eine hohe, helle, violette Lohe entstand (STORL 1996a: 45). Durch diese Lohe sprangen die Feiernden, einer nach dem anderen, einzeln oder händehaltend. Im Beifuss war die Göttin, die Frau Holle, die Artemis, die Dea-Ana oder wie immer sie genannt wurde, persönlich anwesend. Man sprang, bloß. mit Beifuss umgürtet, einen Gundermannkranz in den Haaren und etwas Eisenkraut in der Hand, durch die reinigenden Flammen von der einen Jahreshälfte in die andere. Im Gundermann und im Eisenkraut war der Gefährte und Buhle der Göttin, der Donnerer mit dem mächtigen Hammer, anwesend.

Dem heutigen Menschen, der sich weitgehend von der Natur abschirmt, fällt es schwer die Mittsommer-Ekstase, das bedingungslose Mitgerissenwerden vom Naturgeschehen, nachzuvollziehen. Noch aus dem Mittelalter hört man die wundersamsten Gerüchte. Man fühlt sich in die Welt des Hieronymus Bosch versetzt: Da macht die Sonne drei Sprünge; Wasser verwandelt sich in Wein; Heinzelmännchen verraten verborgene Schätze; Pferde können (wie auch zu Weihnachten) reden; Musik tönt aus dem Berg; Geisterzüge, Nixen und Elfen werden sichtbar; weiße Jungfrauen zeigen sich oder wollen erlöst werden; Zwerge feiern Hochzeit; Ottern huldigen ihrem König; das Farnkraut blüht um Mitternacht und trägt für eine Sekunde Samen - sie

verleihen Unsichtbarkeit und Reichtum, wenn man sie findet; Krebse fliegen durch die Luft; der Bilwis reitet einen Feuerbock über die Felder.

Was sind das für Visionen? Es sind Bilder von der Innenseite der Natur. Ist es das Bilsenkrautbier, das in unmäßigen Mengen getrunken wurde? War es das nimmer endende Tanzen, die vielen Stunden ohne Schlaf, die dafür verantwortlich sind? Oder gar halluzinogene Pilze, etwa Glockendüngerlinge, Heudüngerlinge, Täuschlinge und andere Narrenschwämme, die die Menschen entrückten? Schließlich galt im Mittelalter der Tag des Sankt Veit (15. Juni) als Anfang des Mittsommers

- »hier mag die Sunn nit höher!« Sankt Veit ist der »Schwammerlpatron«. Die Slawen sagen, ihm stehen gute Kobolde zur Seite, die die Pilze gut wachsen lassen. Sankt Veit wurde auch angerufen bei der Fallsucht und ebenso bei der Tanzwut, die im Mittelalter immer wieder auftrat. Bei dieser »psychischen Epidemie« hatten die Menschen das Bedürfnis, einen Reigen zu bilden und zu tanzen, bis die totale Erschöpfung eintrat. Anmerkung 5

Noch lange glaubte man, daß die Hexen ihre Kräuter zur Sommersonnenwende pflückten, und zwar nackt, mitten in der Nacht. Aber auch die Bäuerinnen stellten in den Mittsommertagen ein Johanniskräuterbüschel oder Sommersonnwendbuschen aus »neun« Kräutern zusammen - eine magische Zahl, die beliebig viele Arten beinhaltet. Um die Heilkraft der Schafgarbe, des Heilziests oder anderer Kräuter zu erhöhen, schauten die Frauen durch das Büschel hindurch ins Feuer und sprachen dazu einen Spruch, etwa: »Keine Beule werde an meinem Leibe, kein Bruch an meinem Fuße.«

Ganz heidnisch ist der Brauch, zur Sonnenwende Teppiche aus Blumen und Duftkräutern auf den Boden zu streuen, auf denen die Götter sich niederlassen können. Auch Liebeslager wurden so bereitet. Später wurde daraus die »Johannisstreu«, auf der sich der Lieblingsjünger des Herrn ausgeruht haben soll. Auch der Beifußgürtel wurde zum Gürtel umgedeutet, den der Täufer in der Wüste getragen haben soll.

Johanniskräuter

Die als Johanniskräuter bezeichneten Pflanzen waren von Gegend zu Gegend verschieden, aber fast immer waren folgende enthalten:

!" Hartheu (Hypericum perforatum): Dieses eigentliche Johanniskraut ist stark vom Mittagsgestirn geprägt. Die zahllosen goldgelben Staubfäden, die wie Sonnenstrahlen aus dem Kelch herausbrechen, lassen die Blüten, die sich nur bei trockenem Wetter öffnen, wie lauter winzige Sonnen erscheinen. Die Blütenpetalen sehen aus wie kleine Flugzeugpropeller, so daß die Blüte an wirbelnde Lichträder, an Licht-Chakren, erinnert. Als Heilkraut wirkt die Sonnenpflanze nervenberuhigend; sie bringt Licht in die Seele und vertreibt aus ihr die Dunkelheit.

!" Kamille (Matricaria chamomilla): In dem gelben Korbblütler mit weißem Strahlenkranz (Zungenblüten) sahen die Nordvölker das Antlitz des Sonnengottes selbst; »Baldurs Braue« nannten sie dieses freundliche Kräutlein. Es ist ein kräftiges Heilkraut mit einer entzündungshemmenden, krampflösenden (spasmolytischen), desinfizierenden, beruhigenden Wirkung. Als »Mutterkraut« wurde es zum Waschen und Reinigen im Wochenbett verwendet.

!" Quendel (Thymus serpyllum): Der wilde Thymian ist ebenfalls entzündungshemmend, krampflösend, verdauungsfördernd und schleimlösend. Er ist ein gutes Erkältungs- und Lungenmittel. Quendel ist auch ein

»Frauenkraut«, der Freya geweiht, und kam mit ins Kissen des Wochenbetts. Die Slawen nennen es »Seelchen der Mutter«.

!" Bärlapp (Lycopodium): Der moosähnliche Bärlapp wird in der Volksmedizin bei Rheuma, Hexenschuss, Durchfällen, Krämpfen sowie Harn- und Geschlechtskrankheiten verschrieben. Die grünen Wedel wurden mit in den Johannisgürtel gewunden oder im Sonnenwendfeuer verbrannt. Der reichlich vorhandene gelbe Sporenstaub (Hexenmehl, Blitzpulver, Drudenmehl) ist ölig und explodiert mit einem hellen Blitz und Knall, wenn er in die Flamme geworfen wird. Die steinzeitlichen Zauberer machten sich diesen dramatischen Effekt ebenso zunutze wie die Theaterdirektoren vergangener Jahrhunderte. Den keltischen Druiden diente es als wichtiges Zauberkraut.

Plinius schreibt, daß diese es barfuss, in ungesäumte weiße Gewänder gekleidet, in einer Neumondnacht beschworen, Brot und Met opferten und es dann mit der linken Hand pflückten. Aus dem Selago - so bezeichneten sie die Pflanze - stellten sie Schutzamulette her. Noch im Mittelalter benutzten es die Weisen Frauen gegen Verhexung, Verzauberung und den Bösen Blick.

!" Beifuss (Artemisia vulgaris): Dieses bittere, graue Kraut gilt als eines der wichtigsten Frauenkräuter. Sitzbäder und Tees halfen, je nach Stärke der Dosierung, die ausbleibende Mensis anzuregen, die Geburt zu beschleunigen, die Nachgeburt oder einen toten Fötus abzutreiben. Dazu spielt es seit dem Paläolithikum eine wichtige Rolle als

Räucherung und zur Weihung der Schamanen, ehe sie den Seelenflug antreten.

!" Arnika (Arnica montana): Der gelbblühende Korbblütler, auch Bergwohlverleih, Wolfsgelb, Wolfsauge genannt, wurde zu Johanni um die Felder gesteckt, um das Getreide vor dem Korndämon, dem Bilwisschnitter, zu schützen.

Der Bilwis - der Name bedeutet »der um Wunderbares Wissende« - war in heidnischen Zeiten, ehe die Missionare ihn dämonisierten, kein anderer als der Priester, der die Felder schützte. Er steckte das Wolfskraut, damit der

»Kornwolf« - die Kraft des Feldes - nicht schwand. Wenn diese Kraft das Feld verlässt, verdorrt das Korn. Später bei der Ernte, schlüpft der Kornwolf in die letzte Garbe; sie wird dann geschmückt und triumphierend von den Schnittern unter großem Jubel ins Dorf getragen.

Dieses der Freya geweihte Kraut ist, wie zu erwarten, sehr heilkräftig und durfte in den Sonnwendkräutern nicht fehlen. Es wirkt antiseptisch, entzündungshemmend und regenerierend. Äußerlich ist es gut bei Quetschungen, Verstauchungen, Schleimbeutel-, Gelenk- und Lymphgefäßentzündungen. Innerlich in geringen Dosierungen wirkt es gefäßerweiternd und durchblutungsfördernd; in starken Dosierungen ist es sehr giftig und wirkt abortiv. Arnika wurde im Wetterzauber benutzt. Bei Gewitter wurde damit geräuchert:

»Steck Arnika an, steck Arnika an,

Damit sich das Wetter scheiden kann!«

!" Ringelblume (Calendula officinalis): Die goldgelbe Blume, im Mittelalter Mariengold oder »Sonnenbraut«

genannt, war einst der Großen Göttin (Freya) geweiht und wurde überall im Liebeszauber verwendet. Wenn ein Mädchen die »Niewelkblume« in den Fußspuren des Geliebten pflanzt oder sät, muss er - ob er will oder nicht - zu ihr kommen. Kein Wunder, daß sich der protestantische Pfarrer Hieronymus Bock in seinem New Kreutterbuch (Strassburg 1539) entrüstet: »Etliche Weiber treiben superstition damit, brauchen sie zu der Buhlschaft ...« Als Heilpflanze rangiert die Ringelblume gleich neben der Kamille. Sie ist eines der besten Wundheilkräuter, anwendbar bei Venenentzündung, Eiterungen, Herpes, Geschwüren und entzündeten Brustwarzen. Die Salbe, am besten in Ziegenfett gekocht, hilft bei Verbrennungen, Quetschungen und Sonnenbrand. Der Tee ist wirksam bei Krämpfen, Gallenbeschwerden, Drüsenleiden, Darmentzündung und Leberbeschwerden.

!" Holunder (Sambucus nigra): Der Holunder ist ein heiliger Baum, ein Kultbaum, um den man Reigen tanzte. Er war der Frau Holle - der »Hexengöttin« - geweiht. Zur Sommersonnenwende, wenn er blüht, brachte man ihn mit der sommerlichen Liebesekstase in Verbindung:

»Auf Johanni blüht der Holler,

Da wird die Liebe noch toller!«

Man tunkte auch die Blüten in Bierteig und buk süße Holunderküchlein daraus. Wer am meisten solche Küchlein aß, würde am besten über das Sonnenwendfeuer springen können. Im Allgäu wurde dann das Schmalz; in dem die Küchlein gebacken wurden, als Heilsalbe verwendet. Überhaupt gilt der Holunder als des Bauern Apotheke.

»Rinde, Beere, Blatt und Blüte,

Jeder Teil ist Kraft und Güte,

Jeder segensvoll!«

!" Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum): Diese Johannisblume, allgemein als Margerite bekannt, wurde als Orakelblume verwendet. Johanni, wie alle die heiligen Zeiten, wenn die Übersinnlichen sich nähern, ist Orakelzeit.

Es ist die »Sternblume« Gretchens in Goethes »Faust«: »Er liebt mich, er liebt mich nicht ...« Anderswo zupfen die Mädchen die weißen Zungenblüten, um zu sehen, wen sie heiraten werden: »Edelmann, Bettelmann, Bürger, Bauer, Soldat, König, Kaiser, Advokat.«

Die Schwangere dagegen fragt: »Buab, Maitli; Buab, Maitli ...« Eine Jungfrau kann auch eine Margerite unter das Kopfkissen legen, damit der Zukünftige ihr im Traum erscheine. Medizinisch wirkt die Wucherblume ähnlich wie die Kamille, nur eben viel schwächer.

!" Eisenkraut (Verbena officinalis): Wie die Arnika wurde auch das einheimische Eisenkraut um das Feld gesteckt, um dem Unwetter vorzubeugen und um eine gute Ernte zu sichern. Es war nämlich dem mächtigen Hammergott geweiht, der Blitz und Donner beherrscht und die Erde mit fruchtbarem Regen tränkt. Auch die archaischen Schmiede, Schützlinge des Donnergotts, benutzten Eisenkraut in einem Verfahren zum Härten des Stahls. So ist es kein Wunder, daß man dieses Kraut verwendete, um die Liebe so heiß »wie glühendes Eisen« zu machen. Es wurde den Männern in Liebesgetränken beigemischt, »damit das Glied hart wie Eisen« werde.

!" Schafgarbe (Achillea millefolium): Dieser herb aromatische Korbblütler, wegen den feinfiedrigen Blättchen auch

»Augenbraue der Venus« genannt, ist eines der wichtigsten Frauenheilkräuter und Wundkräuter.

!" Heilziest (Stachys officinalis, Betonica officinalis): Dieser heute selten gewordene, fast vergessene Lippenblütler galt einst praktisch als Allheilmittel. Er war eines der beliebtesten »Berufskräuter«, in dessen Abkochung

»berufene«, verhexte, verzauberte Kinder und Haustiere gebadet wurden. Mit dem Badewasser wurde dann der böse Zauber weggegossen. Ansonsten wurde Betonientee bei Brustleiden, Blutspeien, Lungenleiden, Würmern, Fieber, Gelbsucht, Milzleiden, Gicht, Gebärmutterblutungen, Schwindel, Geistes- und Sinnesverwirrung und vielen anderen Gebrechen verwendet. Wie hoch der Ziest allgemein geschätzt wurde, lässt sich an dem italienischen Sprichwort ermessen: »Venda la tonica e compra betonica.« (Verkaufe deinen Mantel und kaufe dafür Heilziest.)

!" Klette (Arctium lappa): Für die Kelten und Germanen war die Klette mit ihren riesigen Blättern und ihren krallenbesetzten Früchten eine wahrhafte Bärenpflanze. Auch sie war dem mächtigen Donnerer und Blitzhammerschleuderer, dem Donar/Thor, geweiht. Und da dieser »himmlische Bär« (Asenbär, Osbjörn), der für

heftige Sommergewitter sorgte, die menschenfeindlichen Riesen und Thursen vertrieb, sammelte man auch diese Pflanze im Mittsommer. Man steckte Kletten in den Giebel gegen Blitzeinschlag und Machenschaften der Riesen.

Man wusch sich die Haare mit einer Abkochung der Wurzel, damit man auch so schönes, volles Haar bekäme wie der rauschbärtige, haarige Himmelsgott. Noch bis in die Zeiten der Aufklärung steckten die Bauern Kletten über das Tor, flochten es sich ins Haar oder der Kuh in den Schwanz, um

bösem Zauber zu wehren. Gegen Maden - der Donnerer hasst ja die ganze Würmer- und Schlangenbrut - hielt man den Klettenstrauch in der einen und einen Stein (Thors Hammer) in der anderen Hand und sprach:

»Klettenblatt ich würge dich

Klettenblatt ich laß dich nicht los

Bis das Tier wird die Maden los.«

Und in der Mittagsstunde am längsten Tag des Jahres suchte manch einer nach den mysteriösen »Johanniskohlen« unter den Wurzeln der Klettenstaude. (Auch unter dem Beifuss und dem Knäuel vermutete man sie.) Wer den Mut hat, die rot glühenden Kohlen mit bloßen Händen zu ergreifen, dem bleibt Unglück und Leid erspart.

Volkskundler haben sich den Kopf darüber zerbrochen, was das für »Kohlen« sein könnten, die da von Narren herausgebuddelt wurden. Inzwischen glaubt man, es seien die polnischen Kermesschildläuse, die einen roten Farbstoff enthalten. Die »Hexen« wissen es jedoch besser, diese »Kohlen« erscheinen in besonderen Momenten der inneren Vision.

Es handelt sich um Wesenheiten der ätherischen Dimension, um »Salamander«, die sich mit dem natursichtigen Menschen dienend verbinden können. Diese Feuergeister wissen sich wohl vor den neugierig kritischen Blicken analytischer Wissenschaftler zu verbergen.

Das Augustfeuerfest

In den heißen Hundstagen im August wird das Korn, der Stab des Lebens, schnittreif. Wieder nähern sich die Göttlichen.

Als hehre Matrone mit dem Füllhorn, als Madonna mit der Sichel offenbart sie ihre Gegenwart in Traum und Vision. Ihr Schoß bringt Beeren, Obst, Getreide und die allerheilkräftigsten Kräuter hervor. Ihr Begleiter, der Sonnengott, zeigt sich nicht mehr in seiner milden, hell strahlenden Gestalt; er ist nun feurig, scharf brennend, austrocknend. Die Kelten nannten ihn Lugh, den klugen, geschickten Gott, den »Meister aller Künste« (Lug-Samildanach), den »Löwen mit der ruhigen Hand« (Llew Llaw Gyffes). Er ist es, der mit seiner Glut (Lohe), seiner Klugheit (Logos) alles zur Reife zur Vervollkommnung bringt. Er symbolisiert das sich neigende Jahr, den Westen, wo die Sonne in roter Glut untergeht. Unter seiner Herrschaft wird das Korn golden, das Obst süß und rotgelb, die Kräuter werden noch würziger und kräftiger als 'zur Mittsommerzeit. Er ist aber auch der gnadenlose Schnitter, der Vollender, der Terminator, der dem grünen, sprössenden Leben mit seiner Glut ein Ende bereitet. Bei den Nordgermanen ist er der Loki, der den milden, von allen geliebten Baldur umbringt, der schließlich den alles hinwegraffenden Weitenbrand entfacht. Aber der Teufel, zu dem ihn die Missionare machten, ist er nicht.

Beim Augustvollmond hielt Lug Hochzeit mit der Göttin der Erde und lud die Menschen ein mitzufeiern. Lugs Fest war ein Feuerfest: Riesige Holzstösse wurden angezündet. Drei Tage lang - so war es bei den Inselkelten noch lange der Brauch -

war das Wasser tabu; es durfte weder gewaschen noch gebadet werden; es durfte nicht geangelt, noch durften die Netze zum Fischfang ausgeworfen werden.

Der Kornkönig (Getreidewolf, Kornbär) wurde in feierlicher Prozession ins Dorf gebracht und geopfert. Im Spätneolithikum und der Bronzezeit waren es

Menschenopfer - der Häuptlingssohn, ein Fremder oder ein Kriegsgefangener

-, die stellvertretend die Rolle des Korngeistes übernahmen. Die Feiernden wurden mit dem Opferblut zum Segen betupft.

Der Leichnam wurde zerstückelt und in den Ackern begraben, um der Scholle seine Kraft zu vermitteln. Eine agrikulturelle Magie, die den Jägern und Sammlern völlig fremd war! Die Göttin, als Getreidemutter, beweint ihren geopferten Sohn und wird so zur Schmerzensmutter. Noch im Christentum lebt sie weiter als Mater dolorosa, die ihren geopferten Sohn - er gibt sich zu erkennen, indem er verkündet: »Ich bin das Brot und ich bin der Wein!« - bitter beklagt.

Bei den Angelsachsen hieß das Fest zum Segnen der Getreideernte Hlaf-mass (Leib-Messe) - woraus die Bezeichnung

»Lammas« für das Hexenfest am ersten August entstand.

Das Fest des Lugh war Anlass, sämtliche Kräuter zu weihen, die für das kommende Jahr in Haus und Hof, für Gesundheit und Wohlergehen vonnöten waren. Es macht auch guten Sinn, die Pflanzen in den heißen Hundstagen zu sammeln, denn Aroma, Geschmack und die Heilkraft, die sich in den Wirkstoffen, vor allem den ätherischen Ölen; niederschlägt, sind Ausdruck der kosmischen Licht- und Wärmekräfte, die die Vegetation zu dieser Jahreszeit aufnimmt. Zu anderen Jahreszeiten sind diese Eigenschaften noch nicht voll ausgereift, oder die Wirkstoffe werden wieder abgebaut.

Die Frauen weihten diese kräftigen Augustkräuter der Göttin, die sich nun allmählich von der Erscheinungswelt zurückzog.

In der Synode von Liftinae (743 n. Chr.) versuchte der Missionar Bonifatius - der auch die heiligen Bäume der Heiden

fällen ließ - diesen Brauch zu bannen. Da aber die Weiber nicht von den Kräutern abließen, wurden sie bald unter die Schirmherrschaft der Muttergottes gestellt und in den Kirchen am Mariahimmelfahrtstag der sterbenden Maria geweiht. Es seien die blühenden Kräuter, die man anstelle von Marias Leichnam im Grab gefunden habe, hieß es nun.

Gesammelt wurden »neun« Heilpflanzen, Kräuter zum Schutz gegen Zauberei, Feuersbrunst und Hagelschlag, Kräuter, die zum glücklichen Beischlaf verhalfen und die Geburt erleichterten. Einige legte man mit in die Saattruhe oder auch in den Sarg der Toten. Viele benutzte man als Rauchkräuter, mit denen man zu heiligen Zeiten (wie etwa den »Rauchnächten« zur Wintersonnenwendzeit) räuchern konnte.

Wieder war es Schafgarbe, die in das Medizinbündel kam, ebenso wie Beifuss, Arnika, Ringelblume, Salbei. Hinzu kamen solche bekannte Kräuter wie das Liebstöckl (Levisticum officinale), das nicht nur als Gewürz (Maggikraut) geschätzt war, sondern auch als Liebesmittel, und der Dill (Anethum graveolens), dem man zutraute, ungute Geister zu vertreiben. Sein kräftiger Duft ist wahrscheinlich auch ein Grund, warum die alten Völker, wie etwa die Skythen, den Dill mit anderen Aromatika zum Einbalsamieren ihrer Toten verwendeten. Mit Dill, einem Gartenkraut, das die Mönche nach Mitteleuropa brachten, ließ sich nicht nur der Buhlteufel vertreiben, sondern auch die Zeugungskraft unterdrücken (MÜLLER 1993: 77).

Und eine Braut, die sich nicht dem Willen ihres Mannes unterwerfen wollte, nahm bei der Trauung heimlich Senf-

und Dillsamen mit und murmelte: »Ich habe Senf und Dill. Mann, wenn ich rede, schweig du still!«

Baldrian (Valeriana officinalis) gehörte auch mit in das Bündel. Schon der alte Name »Wielandswurz« lässt erahnen, daß wir es mit einer starken Zauberpflanze zu tun haben, denn Wieland der Schmied war ein großer Zauberer, ein Schamane mit Schwanenflügeln. Ehe es im Maschinenzeitalter als nervenentspannendes Mittel entdeckt wurde, galt das »Hexenkraut« vor allem als Liebesmittel. Mann und Frau zusammen sollten die Wurzel in Wein einnehmen. Und ein altes Rezept rät: »Nimm Baldrian in den Mund und küsse die, die du haben willst, sie wird dir gleich in Liebe gehören.« (BEUCHERT 1995:31) Der gelbblühende duftende Rainfarn (Tanacetum vulgare) kam mit in den Weihestrauß. Wegen seines thujonhaltigen ätherischen Öls war er ein wichtiges Wurmmittel, zugleich aber auch ein Abtreibungsmittel.

Der Weihebüschel wurde noch mit Getreidehalmen und blühenden Getreideunkräutern geschmückt: mit der blauen Kornblume, die an den Himmelsmantel der Göttin erinnerte, und der roten Kornrade, die dem feurigen Lugh geweiht war.

Das kunstvolle Gebilde wurde dann mit niedrig wachsenden Kräutern - blühender Kamille, Quendel, Labkraut, Mutterkraut

- umrahmt. In der Mitte des Büschels thronte, wie die Göttin selbst inmitten ihres Gefolges, die hohe Königskerze, auch Himmelbrand genannt. Im Mittelalter hieß es, die Heilige Maria gehe zu dieser Zeit segnend über das Land: »Unsere liebe Frau geht über das Land, sie trägt den Himmelbrand in ihrer Hand!« Und manchmal berührte sie damit Kranke und heilte sie.

Die Kräuter für den »Augustmaien« mußten früh am Morgen, noch vor Sonnenaufgang, mit dem richtigen Spruch gepflückt werden. Die Frau sollte schweigend zu den Pflanzen gehen, unbekleidet oder wenigstens barfuss, ungesehen, und ohne irgendwelche Gedanken zu denken. Keinesfalls durften die Kräuter mit einem eisernen Messer geschnitten oder mit eisernem Spaten ausgegraben werden, denn das würde ihnen die Kraft nehmen.

Tag-Nachtgleichen

Die Tagnachtgleichen im Frühling und im Herbst sind zwei der vier Kardinalpunkte im Sonnenjahr. Auch an diesen Tagen, heißt es, versammeln sich die Hexen. Um die Frühjahrstagnachtgleiche erscheint die Holle als Gärtnerin, deren erste Gaben frische, lebensspendende grüne Kräuter sind. Im Herbst dagegen, zur Tagnachtgleiche, ist sie Erntegöttin. Nun werden Obst und Nüsse geerntet und die Herbstsaat eingebracht, derweil sich das Leben allmählich in die Kammern und den Stall zurückzieht. Altheidnische Erntefeste mit Gelagen, Schmausereien, Loswerfen und Wallfahrten zu den Totengräbern, die zu Ehren der Göttin und des Erntegottes gefeiert wurden, leben im Michaelsbrauchtum weiter. Der Erzengel Michael, Führer der himmlischen Heerscharen, ersetzt den Erntegott, den Lugh, Jupiter oder Donar.

Im Bauernkalender galt Micheltag (29. 9.) als Beginn der Winterarbeit - dem weiblichen Spinnen und Garnmachen, dem männlichen Weben - , eine Arbeit, die bis zu Lichtmess (1. 2.) anhalten würde. Es hieß: »Michel steckt das Licht an, Gesinde muss zum Spinnen ran!« In der Spinn- oder Rockenstube wurde eifrig gesponnen und dazu gesungen. Die Frauen gingen - so hieß es - auf »Rockenfahrt«, auf »Weiberreise«. Die Großmütter berichteten von ihren Lebenserfahrungen, Dorfvorfälle und Liebesverhältnisse

wurden besprochen und gegen jene, die gegen die gute Sitte verstoßen hatten, wurden Urteile gefällt. So spannen und woben die Frauen - wie die Schicksalsgöttinnen selber - mit ihren Gedanken und ihrem Geschwätz am künftigen Schicksal des Dorfs und der Sippe.

»Was das ganze Jahr verschwiegen bleibt,

Kommt auf in der heiligen Brechtelzeit.« (Kärntner Spruch) Draußen ist derweil nun der Altweibersommer. Die feinen Spinnenfäden, die gleißend durch die Luft schweben und in den Zweigen hängen, galten als die Fäden von der Spindel der Frau Holle. Die archaische Göttin, die den Lebensfaden der Geschöpfe spinnt und deren Schicksal webt, erschien manchmal den Frauen in den späten Abendstunden und half ihnen bei der Arbeit.

Wie kaum eine andere Pflanze wurde die Herbstzeitlose, die »Spinnblume« oder »Kiltblume« (alemannisch Chilt, Kilt =

Arbeit am Abend), mit der dunkleren Jahreszeit assoziiert. Sie ist die »Lichtblume«, da man jetzt beim Schein des Kienspans, des Kamins oder der Laterne arbeiten mußte. Sie galt als echte »Hexenblume« und gehörte selbstverständlich auch ins Repertoire der Giftmischerinnen.

Totenzeit - Samain, Halloween

In den nasskalten, nebligen Novembertagen ziehen lautlos übersinnliche Wesen durch die kahl gewordene Dornenhecke. In den unheimlichen Vollmondnächten des elften Monats - sie stehen im Jahresrad den wonnevollen Mainächten diametral gegenüber - öffnen sich die Gräber. Die Toten schwärmen aus, um der Göttin - nun in Gestalt der schwarzen, schreckenserregenden Totenherrscherin - zu huldigen. Rastlos schweifen sie, in Schatten und Nebel gehüllt, umher, lassen die Balken knarren und knacken,

rütteln an den Fensterläden oder geben Klagelaute von sich. Der schwarze Gott der Unterwelt, den die Kelten als Samain kannten, tritt seine Herrschaft an. Er vermählt sich mit der Göttin, die sich nun anschickt, ihre unterirdischen Gemächer zu beziehen. Das Grün, die Lebenskraft und die Samen nimmt sie mit hinab in die Tiefen. Die strahlende Sonne siecht dahin und stirbt. In neolithischen Zeiten wurde die Sonne als ein Hirsch mit goldenem Geweih imaginiert, dem der schwarze Jäger nun den Todesstoß versetzt. (In der Mittwinternacht tief in der Erde wird die schwarze Göttin das Licht dann neu gebären.) Da nun die Kraft des Lebens dahin ist, ist es folgerichtig, daß nun kein Kraut, keine Heilpflanze mehr gepflückt werden darf.

In diesen Geisternächten werden die Menschen wiederum von dem Geschehen berührt. Sie reinigen den Herd, damit die verstorbenen Verwandten und Vorfahren sie besuchen können. Sie stellen Apfel, Haselnüsse, Hanfsamenbrei und andere Totenspeisen bereit und zünden Lichter an, denn die Toten erweisen sich dankbar für jede Zuwendung.

Für die Weisen Frauen ist es eine der besten Zeiten auszufliegen. Sie opfern eine Gans, weihen sie der Holle, indem sie sie mit Beifuss einreiben oder räuchern. Im Gänsefett sieden sie die »Flugkräuter«, mit denen sie sich oder die Besenstiele einschmieren. Sie fliegen durch den Rauchfang; sie fliegen bis über den Mond, um die tiefen Mysterien dieser Zeit auszuloten. In diesen heiligen Totennächten offenbaren nämlich die Verstorbenen zukünftiges Schicksal. (Als Sinnbild wurde der Hexenmond durch eine hohle Steckrübe dargestellt, in der eine Kerze brennt; heute ist es der ausgehöhlte Kürbis.)

In den Geisternächten wagte sich niemand aus dem Haus. Wenn man dennoch irgendwohin gehen musste, dann schaute man niemals über die Schulter, es könnte ja ein

Toter sein, der einen mitnehmen könnte. Wer sich hinauswagte, ging selber als Geist verkleidet. In den keltisch geprägten Ländern vermummen sich die Jugendlichen als Gespenster und Hexen und ziehen durch die Nacht. Sie pochen an die Türen und bitten um Gaben. Bei Geizigen treiben sie Schabernack: Sie werfen Kohlköpfe polternd gegen die Türe, blasen Rauch durch das Schlüsselloch, verstopfen den Schornstein mit Torf, verschmieren die Fenster.

Wie kaum eine andere Pflanze symbolisiert die Erle die Göttin in ihrem düstren Aspekt als Herrin der Totenwelt. Der ureuropäische Symbolismus stellte die Göttin in ihrer Jugend als Birke dar, als Mutter ist sie die Haselnuss, als alte Frau die Erle. Der Erlengrund eignet sich wie kein anderer zum hellsichtigen Erleben der Totenwelt. Hier haben sich oft die Hexen getroffen, einige tun es immer noch, um die Totenwelt zu besuchen und zu befragen.

Dieses Land der Geister leuchtet in einem matten und dennoch freundlich angenehmen Licht. Überall rumpelt und pumpelt es; Gnome, Moosmännlein und Wassergeister, die ständig ihre Gestalt ändern, gelegentlich auch ein blinkendes Irrlicht, zeigen sich dem Besucher. Wenn man aus diesen Gründen wieder auftaucht, merkt man erst, wie kalt es dort ist - aber auch wie Körper und Geist mit ungewohnter Energie vibrieren. Man kann nicht anders, man muss springen, tanzen und jauchzen.

Man muss Erde und Sonnenstrahlen berühren, nicht nur um sich wieder aufzuwärmen, sondern um die Nachwirkung dieser wundersamen Welt abzuschütteln.

Außenseiter, wenn sie zufällig im Erlengrund zugegen sind, wo Hellsichtige eine solche Reise machen, müssen sich wundern. Es scheint wirklich ein Hexentanzplatz zu sein. Ein

solcher Erlenbruch, der letzte Tanzplatz in Norddeutschland, zu dem Hexen und Hexer aus ganz Europa noch bis ins Mittelalter kamen, befand sich im Saterland, einer Insel, so tief im unwegsamen friesischen Moor, daß es den Autoritäten unmöglich war, ihn ausfindig zu machen.

Initiationsriten

Im Vorangehenden sahen wir, wie die Göttlichen zu bestimmten magischen Zeiten im Jahreskreis den Zaun der Zivilisation durchbrechen und die Menschen schicksalshaft berühren. Aber nicht nur kommen die Götter zu den Menschen, die Menschen gehen auch zu den Göttern. Sie gehen in die Wildnis, in die numinöse, zauberträchtige Welt hinter der Hecke, um Kraft aufzuladen, die sonst nirgends zu finden ist. Sie gehen beschwingt, erwartungsvoll, aber auch voller Ehrfurcht und Scheu.

Es gehen vor allem diejenigen, die selbst magisch aufgeladen sind: Jäger, kräutersammelnde Weiber, Schamanen, Narren.

Sie schmücken sich mit den Federn und Fellen der wilden Tiere, die ihnen in der Vision begegnet sind oder die mit ihnen befreundet sind. Sie räuchern ihren Leib mit duftenden Kräutern, färben die Gesichter weiß mit Kreide, rot mit Ocker und schwarz mit Ruß. Sie tragen Blütenkränze und grüne Zweiglein im Haar und bringen auf diese Weise ihre Schwingung mit den Waldwesen, den Tier- und Pflanzengeistern, in Einklang. Wenn sie heimkommen, bringen sie nicht nur Heil- und Zauberpflanzen, Pilze, Harz, Geweihe, Jagdbeute und andere Kostbarkeiten mit, sondern sie können dann auch von manchen wunderlichen Begegnungen, von bestandenen Gefahren und erfahrenem Segen berichten.

Was solche Menschen einst beim knisternden Feuer den neugierigen Zuhörern erzählten, ist uns zum Teil bis heute in Märchen und Sage überliefert. Diese Grenzgänger waren Wissende, nicht gläubige Nachbeter, wie die Scharen der Kirchgänger und Sektenmitglieder heutzutage. Sie waren auch nicht Wissende im Sinne unserer heutigen Wissenschaftler, die ihr Augenmerk nur auf die äußeren Sinnesdaten richten und diese penibel messen, wiegen und nummerieren. Nein, diejenigen, von denen hier die Rede ist, verbanden scharfe, genauste Naturbeobachtung mit einem Lauschen in das Innere der Natur. Im Spiegel ihrer Seele schauten sie die Seele des Waldes. Diese Waldseele erschien ihnen in der Gestalt von Zwergen und Mooswesen, die ihnen von den Heilkräften der Wurzeln und der Kristalle erzählten und auch die Eingänge zum Reich der Holle verrieten. Als Baumelfen, Sylphen und Feuergeister, als grimmige Trolle, sprechende Vögel und leuchtende Jungfrauen erschien die Waldseele und hielt mit ihnen Zwiesprache.

Fast alle Naturvölker schicken die pubertierenden Knaben zur Initiation in die Wildnis, die Quelle der Kraft und der Weisheit. Nur im tiefen Wald, in der Höhle oder einem anderen Ort weit abseits des Dorfes, jenseits menschlicher Zeit und Machwerke, fern mütterlicher Geborgenheit können die Jugendlichen ihre Kindheit ablegen und ihr wahres Wesen und den Sinn ihres Daseins erfahren. Unter der Anleitung erfahrener alter Männer, mit Hilfe geistbewegender Giftkräuter, durch Fasten, Schmerz und Entbehrungen entkräftet, stirbt ihr Alltagsbewusstsein. Selbst zu Toten, zu Geistern geworden, begegnen sie den jenseitigen Wesenheiten, die nun ihre Lehrer sein können. Sie begegnen ihrem Totemtier, sie lernen ihre Tierhelfer kennen, befreunden sich mit ihrer eigenen, ursprünglichen, wilden, von der Gesellschaft unberührten Natur. In diesem Tierselbst - die Indianer Mittelamerikas nennen es das

»Nagual« - erfahren sie ungeahnte Urkräfte: Es erweckt in ihnen die Instinktsicherheit des Jägers, die heilige Wut des Kriegers, die Intuition des Heilers, die Begeisterung des Sängers oder die Geisteskraft des Denkers. Es lässt sie in die dunklen Tiefen tauchen oder in die lichten Himmel fliegen, wo sie den Göttern begegnen. Eine unerschütterliche Seinsgewissheit erwächst dieser Erfahrung im Bereich jenseits der Dornenhecke.

Das Initiationserlebnis ist eines des Todes und der Auferstehung: Wie Jagdwild werden die Initianden zur Strecke gebracht, zerstückelt und im Kessel der Großen Göttin gar gekocht. Mit einer neuen Persönlichkeit, einem neuen Namen, einer reiferen Sichtweise werden sie wiedergeboren. Sie sind Zweimalgeborene, das erste Mal von ihrer menschlichen Mutter, nun aber von der Großen Mutter. Nur so können sie wirkliche Männer werden, bereit und fähig, für die Frauen und Kinder, für die Alten und Siechen, für die Sippe und den ganzen Stamm Verantwortung zu übernehmen und zu tragen.

Bei den Mädchen verläuft die Initiation anders und meistens nicht so dramatisch. Bei der täglichen Arbeit mit Großmüttern, Geschwistern, Tanten und anderen weiblichen Blutsverwandten, beim Wildpflanzensammeln, beim Säen, Hacken und Jäten, beim Spinnen, Nähen und Kochen wurden die wichtigsten Frauengeheimnisse weitergegeben. Die eigentliche Initiation war, wie es bei vielen Völkern noch ist, die erste Menstruation. Die Indianer schickten die Frau in eine Menstruationshütte außerhalb des Dorfes, wo sie die Mysterien der Fruchtbarkeit und des weiblichen Körpers kennenlernte.

Wie das Märchen Rapunzel andeutet, gab es auch bei uns Menstruationshütten für pubertierende Mädchen unter der Obhut einer alten »Hexe« (DIEDERICHS 1995: 267). Die

Verheiratung und vor allem die Geburt des ersten Kindes stellt eine weitere Einweihung dar.

Psychedelische Pflanzen und schmerzhafte Traumata (Verwundungen, Hungerleiden, Ausschlagen von Zähnen, Tätowierung und Brandmarkierung, Beschneidung), die die Seele ins Jenseits katapultieren, spielen, bei den Frauenmysterien eine weniger wichtige Rolle, da - so die Anthropologin Felicitas Goodman - das weibliche

Menschenwesen von Natur aus sowieso seinen Instinkten und Intuitionen näher steht. Die Schamaninnen und Prophetinnen, die »fliegenden Frauen«, vor allem im europäischen Kulturkreis, kannten sich jedoch bestens mit entheogenen Pflanzen aus.

Das alte Weib in der Hecke

Die Frauen der archaischen Jäger- und Sammlerhorden, die mit ihren Kindern und weiblichen Verwandten die Wälder durchstreiften, um nützliche und eßbare Wurzeln, Beeren, Nüsse und Heilkräuter zu sammeln, erwarben über die Jahrtausende intime Pflanzenkenntnisse. Wie die Männer Kenntnisse über die Tiere, die sie jagten, erwarben, entwickelten die Frauen Sicherheit, was Standort, Wachstumsrhythmen, pharmakologische Eigenschaften und die transsinnlichen Aspekte der Vegetation betrifft. Selbstverständlich waren es die Frauen, die sich in den ersten neolithischen Dörfern um die domestizierten Gewächse, um das Bestellen der Beete und Acker, um das Pflanzen, Säen und Ernten kümmern würden.

Alles deutet darauf hin, daß - wie bei den Irokesen und anderen Pflanzervölkern in historischen Zeiten - die Felder den matrilinearen Clans gehörten und gemeinsam von blutsverwandten Frauen bearbeitet wurden. In solchen

Gesellschaften oblag den Männern zwar die schwere Arbeit des Rodens und Pflügens, ansonsten jagten, faulenzten, zauberten und kommunizierten sie mit diversen Geistern und kümmerten sich um das Vieh - falls solches vorhanden war. Abgesehen von psychoaktiven Botanika, wie der Tabak bei den Indianern, die im Männerhaus und in der Visionssuche eine Rolle spielten, war das Wissen um Pflanzengeheimnisse und Pflanzengeistern vor allem Frauensache.

Verehrung genossen die Großmütter, denn sie waren aufgrund ihrer langjährigen Erfahrung und als Trägerinnen von überliefertem Wissen wertvolle Ratgeber. So ist es noch immer bei den Naturvölkern: Ihre Kinder sind nun erwachsen, sie können sich aus der unmittelbaren täglichen Arbeit zurückziehen und haben Zeit und Muße zum Nachsinnen. Ihnen liegt die Gesundheit und das Wohlergehen der Hausbewohner wie auch der Stalltiere am Herzen. Wenn sich jemand verletzt, kennen sie das beste blutstillende Kraut. Sie wissen, wo die Wurzel wächst, die bei den Kälbern den Dünnschiss stoppt; sie sammeln den beruhigenden Tee für den zahnenden Säugling. Geburtskräuter, Liebeskräuter, Verjüngungskräuter kennen sie, und dazu den richtigen Spruch, damit die Pflanzen auch ihre volle Wirkung entfalten.

Jede Siedlung, jeder Clan hatte eine weißhaarige Alte, der die Ahnen- und Waldgeister oder auch die Göttin manch Geheimnis zugeraunt hatten. Salben kochte sie -sorgfältig rührend, Zauberworte murmelnd - im Schmalz des Bären, des Dachses, der Wildgans oder des Schweines aus den Kräutern, die sie, wenn der Mond richtig stand, gesammelt hatte.

Heilende und berauschende Kräuterbiere wusste sie zu brauen, Kräuterwecken zu backen, Zauberpflanzenamulette

zu binden und was sonst noch den Kranken Linderung und Gesundheit bringen würde. Manchmal genügte auch schon die Berührung ihrer runzeligen Hand und ein gutes Wort.

Auch um das Feuer, diese Gottheit, die da im Herzen des Hauses wohnt, kümmerte sich die Alte. Vor Sonnenaufgang noch fachte sie die Glut an, und - bei den Indianern ist es noch immer so - bat den Feuergott um Freundschaft und Schutz, erzählte ihm die Träume, die die Nacht schenkte.

Im Winter saß die Alte meist beim Herd, lauschte dem Knistern, Zischen, Knacken und Prasseln und hörte gelegentlich die Stimmen der Ahnen und der Geister darin. Und während sie allmählich in Trance geriet - das Wort kommt aus dem Lateinischen transire, »Hinübergehen« -, zog ihre Seele mit dem kringelnden Rauch den Rauchfang empor, um durch die Öffnung hindurch in andere Dimensionen hinein zu schlüpfen.

Der Rauchfang

Das Lagerfeuer war von Anfang an die Mitte des gesellschaftlichen Lebens. Schon vor einer knappen Million Jahre wärmten Urmenschen (Homo erectus) ihre Glieder am

Lagerfeuer. Das Feuer spendete nicht nur Wärme und Licht, trocknete nicht nur nasse Bekleidung oder garte das Fleisch, es war auch heilig und heilkräftig. Es war der Sonnengeist oder das Himmelsfeuer selber, das unter den Menschen Wohnung genommen hatte. Der Ring von Wackersteinen, die man um die Feuerstelle legte, war das ursprüngliche Medizinrad. Der Steinkreis wurde zum Fokus (lateinisch focus = Herd, Feuerstätte) des Sakralen. (Später im Hoch-Neolithikum, nahmen Steinkreise - etwa Stonehenge - gigantische Proportionen an.)

In den Winternächten saß man am Feuer im Zelt, in der Jurte oder im Tipi, und lauschte den Erzählungen des Schamanen oder der Schamanin. Im flackernden Licht, in den tanzenden Schatten an der Zeltwand, im Erglühen und Erlöschen der

Kohlen, im aufsteigenden Rauch konnten sich die Geister, die Bewohner anderer Dimensionen, vorübergehend inkarnieren: mal war es ein verstorbener Ahne, mal ein Tiergeist aus dem Wald.

Hier, ins Feuer, konnte man den Ahnengeistern einige Happen vom Essen geben, damit sie einem gut gesinnt bleiben. Noch immer verbrennen die Chinesen bunte Prunkkleidchen aus Seidenpapier, Geld und Tücher, um die Ahnen auf der anderen Seite zu erfreuen. Noch lange opferten die skandinavischen Hausfrauen dem Lokke, dem Feuergeist, etwas Teig, etwas Butter und dergleichen. Noch im Mittelalter wurden am Herd den »armen Seelen« und den »Unterirdischen« eine Schüssel mit Milch und Brei hingestellt, besonders zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und anderen heiligen Tagen.

Heilig ist der Herd. Wenn eine neue Braut (im indoeuropäischen Siedlungsbereich, in Ostasien, in Mexiko) das Haus betritt, soll sie zuallererst die Herdstelle umwandeln und das Feuer begrüßen. Auch das neugeborene Kind wird rechtsläufig um die Feuerstelle getragen, um es den Ahnen zu weihen.

Viele Völker, auch prähistorische Europäer, begruben die Knochen der Toten unter der Feuerstelle oder beim Herd.

Keltische Kopfjäger räucherten ihre Trophäen, die Köpfe getöteter Feinde, im Rauchfang. Vielerorts, etwa in China, werden die Hausgeisterfiguren am Herd aufgestellt.

Die Rauchöffnung, das »Windauge« (window), wie es die Germanen nannten, ist das Tor, durch das die Geister ein- und ausgehen. Damit keine unholden Geister durch das Windauge schlüpfen, schützte man es mit magischen Zeichen: Die Germanen hängten die Köpfe geopferter Pferde daran - Pferde, die, wie Falada im Märchen von der Gänsemagd, weissagten und deren Worte die weise Alte verstand. Die Skandinavier schnitzten Drachen- und Schlangenmotive - typische Hüter der Schwelle -in die Firstbalken, die sich über dieser Öffnung kreuzen.

Schon in paläolithischen Zeiten muss das Rauchloch an der Spitze des Zeltes Geistertor und Pforte zu transsinnlichen Welten gewesen sein: Sibirische Schamanen stellen gekerbte Birkenstämme auf, die bis zum Rauchloch reichen. Auf diesem »Schamanenbaum« klettern sie während der Seance in die Geisterwelt hinein. (Ebenso wie das Zelt oben ein Windauge hat, durch das die Geister ein- und ausgehen, so hat das Himmelszelt, das diese Erde bedeckt, ein solches Loch -

das ist der Nordstern an der Spitze des Weltenbaumes. Von dort gehen die Himmelsgötter ein und aus.) Das Rauchloch ist somit auch die »Hecke«, die Schwelle zum Jenseits. Das Bild der Hexe, die durch den Rauchfang ausfliegt, wird noch lange erhalten bleiben.

Im Winter saß die Alte am Herd, im Sommer aber ging sie zum Hag, zur dornigen Hecke am Rande der Siedlung. Fast überall ist es die Aufgabe der alten Weißhaarigen, trockenes Reisig und Kleinholz zu sammeln. Sie kannte sich aus in den

»neunerlei« Arten Holz: Sie wusste, welches Holzfeuer heilende Wärme gibt, welches kränkelnde Kinder gesund macht, mit welchem unholde Geister sich ausräuchern lassen. Anmerkung 8

Die Anwendung hatte sie von ihrer Großmutter gelernt, diese wiederum von ihrer und so weiter, bis sich die Kette der Überlieferung an den Lagerfeuern der alten Steinzeit, der Traumzeit, verliert, als die Götter noch sichtbar über die Erde wandelten. Auch »neunerlei« Kräuter fand sie hier, mit denen sich würzen, zaubern und heilen lässt. Und wenn sie sich auf ihrem Lieblingsplatz in der Hecke, unter dem Holunder, dem Weissdorn oder der Hasel, ausruht, kommt die Traumzeit wieder greifbar nahe. Als sprechender Vogel, als Käfer, in der Gestalt eines Fuchses oder eines grauen Männleins tritt ein Geistwesen an sie heran und raunt ihr Geheimnisse zu. Manchmal ist es sogar die Frau Holle selbst, die da als schöne Zauberfrau vor ihr steht oder als runzeliges Trollweib mit erschreckend großen Zähnen und Augen, die wie rote Kohlen glühen. Die Großmutter bedankt sich mit einer kleinen Gabe, etwas Brei oder einem Schüsselchen Milch, die sie am nächsten Morgen zur Hecke bringt. Vielleicht betupft sie auch den Stein oder den Baum, wo sie die Vision empfangen hatte, mit etwas Blut oder mit rotem Zinnober, oder sie räuchert mit würzigem Beifuss oder Wacholder. Hexenrituale!

Da die Großmutter lange und oft in der Hecke weilte, ist es nur folgerichtig, daß die anderen Dorfbewohner sie als

»Heckensitzerin« bezeichneten. Hagadise, Hagezusse, »das Weib (Zussa) oder der Geist (Dise) im Hag«, so und ähnlich nannten sie die verschiedenen germanischen Völker. Als Disen bezeichneten sie vor allem die Clanmütter, die weiblichen Ahnen, die noch immer am Schicksal des Stammes weben, ihm mit Rat und Schutz beistehen. Dem Krieger geben die Disen Mut, den Dichtern Inspirationen. Bei der Geburt, bei der Abnabelung eines Kindes, sind sie als »Schicksalsmütter«

anwesend, dem Sterbenden durchschneiden sie den Lebensfaden und helfen ihm auf seiner Jenseitsreise. Frau Holle ist die Herrin der Disen. Auch die holde Freya, die Spenderin der Liebe und Sexualität, ist als Dise, als Vanadis (Wanendiese,

»Dise der Wanen«) bekannt (SIGRUNA 1996: 17). Die Wanen sind bekanntlich die Götter des Wachstums, der Wonne, der Fruchtbarkeit und des Waldes.

Die Alte im Hag und am Herd stellte die Verbindung zu den Disen, den Müttern des Stammes, dar. Die Weise Frau war selber das lebendige, auf Erden inkarnierte Glied einer Kette, welche die vergangenen mit den künftigen Geschlechtern verband. In ihr verehrte man nicht nur die Großmutter, sondern die Göttin selber. Sie war die Freya (Herrin) des Hauses, die Hausfrau im ursprünglichen Sinn. Sie war es, die Frieden mit den Haus-, Ahnen- und Haggeistern stiftete, die mit Tieren und Pflanzen die Kommunikation aufrecht erhielt, und damit zur Hüterin und Wächterin des lokalen Ökosystems wurde.

Aus »Hagezusse« ist das Wort »Hexe« geworden. Die Briten kennen sie als die »old hag«. Die alten Skandinavier nannten sie die Tunritha, die Zaunreiterin. Zunrite hieß sie im Oberdeutschen und Walriderske im Niederdeutschen, was dieselbe Bedeutung hat. Dieser Name wurde der Weisen Frau nicht gegeben, weil sie auf einem Zaunstecken durch die Lüfte schwirrt, wie einige Etymologen meinen, sondern weil sie in der Hecke sitzt, an der Schwelle zwischen der Natur und der Kultur, zwischen der Welt der Geister und jener der Menschen.

Die Weise Frau, die es am besten verstand, zwischen beiden Welten zu vermitteln, und deren Wissen, Einsicht und geistige Reichweite am weitesten ging, könnte man

durchaus - im ethnologischen Sinn - als Schamanin bezeichnen (DUERR 1978).

Die Angelsachsen bezeichneten die Haegtesse auch als Angenga, »die einsam Herumschweifende«, oder als Wicca, was soviel bedeutet wie »die den Göttern Geweihte« (Germ. *weiha, altnordisch vigja = heilig, geweiht, numinös). Das mittelalterliche Kirchenlatein bezeichnete sie unter anderem als Lamina (Holzmütterchen), auch als Herbaria (Kräutermütterchen).

Selbstverständlich gab es auch männliche Zauberer, Wicce, und »heilige Männer«, die mit der Geister- und Götterwelt umzugehen wussten. Es gab Jäger, Hirten und Waldgänger, die sich jenseits der Hecke gut auskannten. Es gab auch mächtige Schamanen, die wie flinke Eichhörnchen den Weltenbaum hinauf- und hinabklettern oder wie Adler fliegen konnten. Es gab Lachner, die mit Hilfe ihrer verbündeten Tiere jene Krankheitsdämonen herausschnüffeln konnten, die sich tief im Leib einnisten. Es gab solche, die anhand der Risse und Sprünge eines im Feuer schwelenden Hirschschulterblattes sagen konnten, wo sich das Wild im Wald versteckt.

Wenn es aber um die Geheimnisse der Pflanzen ging, dann waren vor allem die Frauen zuständig. Nach Ansicht des alten Tsistsistas-Medizinmanns Bill Tallbull sind sie es meistens, die den Pflanzenschamanen im Umgang mit Pflanzen inspirieren. Auf gemeinsamen Wanderungen in die Big Horn Mountains erklärte er mir: »Wenn eine Pflanze ein bläuliches Licht ausstrahlt, ist das ein Zeichen, daß der Pflanzengeist mit dir Kontakt aufnehmen will. Wenn du ihn nicht verstehst, dann warte, bis er dir im Träum erscheint. Wenn du dann immer noch nicht verstehst, dann frage die Großmütter, die werden es wissen.«

Von dem alten Recken Wate, dem Waffenmeister des gotischen Königs Dietrich von Bern, heißt es, daß ein »wildes Weib«

ihn in die Heilwurzelkunde eingeweiht habe:

»Sie haeten in langer zite d vor wol vernomen,

Daz Wate arzet waere vom einem wilden wibe!« (Gudrunlied)

Von Wotan-Odin, dem großen Schamanengott, sagt man, daß er mit Zaubersprüchen heilen konnte - und zwar besser als die heilkundigen göttlichen Frauen. In den von unbekannten Mönchen im 10. Jahrhundert niedergeschriebenen Merseburger Zaubersprüchen heißt es (METTKE 1979: 2 7):

»Phol (Baldur) und Wodan ritten in den Wald,

da ward dem Fohlen Balders sein Fuß verrenkt.

Da besang ihn Sinthgunt und Sunna, ihre Schwester,

da besangen ihn Frija und Volla, ihre Schwester

da besang ihn Wodan, wie nur er es richtig verstand:

„Wie die Beinrenke, so die Blutrenke,

so die Gliederrenke:

Bein zu Beine - Blut zu Blute!

Glied zu Gliedern, als ob sie aneinandergefügt seien!„

Wotan heilte aber auch mit Kräutern, wie wir aus dem Angelsächsischen Kräutersegen (11. Jh.) erfahren

(WHEELWRIGHT 1974: 104):

»Neun heilende Pflanzen gegen neun schreckliche Gifte.

Ein Wurm [Krankheitsdämon] kam geschlichen,

um zu schlagen und zu töten.

Da nahm Wotan neun wundersame Zweige auf,

zerschlug den Wurm, bis er zu neun Fetzen zerstob.«

Aber wenn er seine Wurzeln und Kräuter sammelte und damit heilte, verkleidete Odin sich als Frau, dann zog er Frauenkleider an (GRIMM 1877: 333).

Oft sind es Waldfrauen, Schwanenfrauen und Feen, die dem Kräuterheiler das richtige Heilkraut offenbaren. In der Pestzeit riefen oberpfälzische Holzfräulein aus dem Walde: »Esst Bibernellen und Baldrian, so geht die Pest Euch nichts an!«

(MEYER 1903: 195)

Schamanen in Eurasien haben oft Ehegattinnen in der andren Welt, die sie inspirieren, aber auch Schamaninnen können mit Andersweltlichen verheiratet sein. Manchmal ist es die Göttin selber - die Großmutter Erde, die baumgrüne Jörd, Holda, Freya, die dreifache Brigit - die dem wurzelkundigen Kräuterschamanen erschien.

Dass die Frauen besonders leichten Zugang zu den Pflanzengeheimnissen haben, ist auch dem ersten lateinischen Kirchenschriftsteller Tertullian (160-220 n. Chr.) nicht entgangen. Der Kirchenvater war überzeugt, daß Frauen nicht nur Männer verführen können, sondern auch Engel. Für die Unzucht, die sie mit gefallenen Engeln

getrieben hätten, hat Luzifer ihnen sozusagen als Hurenlohn das Wissen um Kräuter und um Kosmetika geschenkt (De Anima, LVII).

Nicht jede Hexe war steinalt, es gab selbstverständlich auch junge. Es gab Mädchen, deren Auserwähltsein sich schon sehr früh durch Zeichen und Wunder oder durch ihre offensichtlichen, hellsichtigen Begabungen kundtat. Vielleicht war es ein Kind, das von einem Raubtier entführt worden war und auf wundersame Weise unversehrt wieder zurückkam. Auch wer vom Blitz getroffen wurde und überlebte, galt als auserwählt. Es konnte auch eine junge Frau sein, die unwillkürlich zukünftige Ereignisse vorhersagte, die sehr leicht in Trance fiel und, ohne verwirrt zu sein, ihren Geist mit den Vögeln schweben lassen konnte. Von Hildegard von Bingen wird berichtet, daß sie als Vierjährige das genaue Aussehen, Farbe und Muster eines Kälbchens beschrieb, obwohl sich das Tierchen noch ungeboren im Bauch der Mutterkuh befand. Erst als es geboren wurde, sah man, daß die Beschreibung stimmte. Ein derart ungewöhnliches Kind steckte man im Mittelalter ins Kloster unter die Obhut der Kirche; heute bringen es die besorgten Eltern zum Therapeuten. Bei den Naturvölkern jedoch werden sie oft von erfahrenen Schamanen adoptiert oder gehen bei ihnen in die Lehre. Die Indianer in Arizona und Neu Mexiko wissen, daß sie solche ungewöhnlich Begabte brauchen, deshalb verstecken sie sie vor den Schulbehörden und lassen keine Schere ihre Haare berühren.

Auch wenn sie noch jung sind, nennt man sie respektvoll »alt«, denn ihr Wissen war uralt, archetypisch. So heißt es in der chinesischen Legende, daß Laotse, dem wir das Tao Te King verdanken, bei seiner Geburt unter einem blühenden Pflaumenbaum dem Schoß seiner Mutter als »weißhaariger Alter« entstieg. Besonders mächtigen indischen Sadhus

(wandernde Heilige) und Yogameistern wird aus ähnlichen Gründen oft ein Alter von mehreren hundert, manchmal tausend Jahren zugeschrieben, obwohl sie sich noch in der Blüte ihrer Jugend befinden.

Noch zur Zeitenwende genoss die Hexe bei den nordeuropäischen Völkern als Weise Frau, als Zauberkundige, Heilerin und Prophetin ein hohes Ansehen. Tacitus, der »Germanienexperte« der Römer, findet es merkwürdig, daß die Barbaren sogar davon überzeugt sind, »daß es bei den Weibern etwas Heiliges und Prophetisches gibt, und sie verschmähen weder ihre Ratschläge noch vernachlässigen sie ihre Antworten«. (TACITUS, Germania 8). Sejdkona (zauberkundige Frau) oder Völva (Weissagerin) hießen sie im hohen Norden. Sie trugen einen Zauberstab, sangen sich mit Zauberliedern in die Ekstase und weissagten (STRÖM 1975: 259). Sie vermochten es aber auch, Unheil über ihre Feinde zu bringen. Sie konnten die verborgenen Wesen

beim Namen rufen, kannten Worte und Runen, die in die Tiefe wirken. Ihr Wort, ihr Zauberkraut konnte als Segen wirken oder auch als Fluch. Sie waren deshalb - wie die Schamanen und Medizinmänner - überall nicht nur geachtet, sondern auch gefürchtet.

Den letzteren Aspekt, die Fähigkeit, Schadenzauber zu betreiben und Feinde ohne sichtbare Waffen zu töten, war Wasser auf die Mühlen der christlichen Missionare, die die keltischen, germanischen und slawischen Stämme von der Überlegenheit ihres Dogmas zu überzeugen suchten. Gleich von Anbeginn ihrer missionarischen Tätigkeit, in der Zeit der Völkerwanderung, versuchten sie die weisen, kräuterkundigen Frauen zu diffamieren. Zusammen mit den Berserkern und heidnischen Priestern stellten sie nämlich

das Haupthindernis zur Bekehrung dar. Sie waren Rivalen im Kampf um die Herrschaft über die Seelen.

Heilige Bäume wurden gefällt, Götter zu Dämonen degradiert, der heidnische Kult als Götzendienst (cultus daemouum) schwer bestraft, die Weisen Frauen als Wetterhexen und Giftmischerinnen dargestellt. Anleitungen für Missionare, wie der Indiculus superstitionum et pagarum (8. Jh.), listen die den Heiden aufgezwungenen Verbote auf (DAXELMÜLLER 1996: 102-105). Untersagt wurden:

!" Flurumgänge mit Götzenbildern,

!" Götzendienst an Gräbern, Grabopfer, das Totenmahl und das Singen von Totenliedern,

!" Totenbeschwörung beziehungsweise das Befragen der Toten,

!" Kulte und Opfer in Wäldern und Hainen, an Bäumen, Steinen, Quellen und Kreuzwegen,

!" das Frühlingsfest im Februar,

!" gesungene Zauberworte,

!" Mondzauber der Frauen,

!" Orakel, Wahrsagen und Weissagen aus Nießen, Rauch, Herdasche und dem Verhalten von Vögeln, Pferden und anderen Tieren.

Die Poenitential- oder Bussbücher legen für Weissagen, Beschwörung der Götzen, Traumdeuten, Kräuterkunde, Liebestränke und Herumziehen mit Tiermasken die Bestrafungen fest. Um den eigentlichen Inhalt der indigenen, naturorientierten Religion der Heiden kümmern

sich die Glaubensboten nicht. Es wäre ja auch Sünde gewesen, sich näher mit den abscheulichen Götzen zu befassen. Für die Mönche und Missionare war es egal, ob die Teufel und Dämoninnen Wotan oder Pan, Holle, Diana oder Artemis hießen. Die Disen, Idisen und Weisen Frauen wurden in einen Topf geworfen mit den kinderraubenden, blutsaugenden Strigen und Lamien der Römer, mit den giftigen Pythonissen der klassischen Antike, mit der Hexe von Endor und anderen unholden Töchtern der Finsternis aus dem Alten Testament.

Als Kräuterkundige und Hebamme blieb die Weise Frau bei den Dorfbewohnern dennoch unentbehrlich. Auch wenn sie von den kirchlichen Institutionen in den Schatten gestellt wurde, so war sie weiterhin, wenngleich im volkschristlichen Gewand, bis ins Mittelalter Trägerin alter Spiritualität. Die der Freya geweihten Kräuter wurden nun im Namen der Gottesmutter oder Dreifaltigkeit gesammelt. Manche Wotanskräuter wurden dem Pestheiligen Rochus geweiht, denn dieser war wie Wotan ein Wanderer mit Stab, Mantel, Schlapphut und einem Wolf (bzw. Hund) an der Seite. Die Pflanzen des Donar/Thor, die den Schätzesucher oder Wurzelgräber vor Schlangen und Lindwürmern schützen, wurden nun dem heiligen Georg, dem Drachentöter -Michael oder dem »Riesen« Christopherus zugedacht. Der Seidelbast (Daphne mezereum), der einst dem Himmelsgott Zius (Tius), dem Bezwinger des Fenriswolfs geweiht war, wurde wie viele andere Giftkräuter zu einer Teufelspflanze. Solange das Volk zur Messe kam und seine Abgaben machte, störte sich niemand an den ländlichen Heil- und Zauberpraktiken, dem dummen Aberglauben (superstitiones), der mit solchen Pflanzen getrieben wurde.

Aber dann, im Hochmittelalter, als die Pest immer grausamer wütete, zunehmende feudale Unterdrückung die allgemeine Lebensangst schürte und fanatische Katharer die

Kirche der spirituellen Laxheit bezichtigten, veränderte sich die Sicht der Dinge erneut. Der Kirchengelehrte Thomas von Aquin definierte von nun an den Aberglauben als Sünde wider Gott. Eifrige Akademiker gingen ans Werk, eine Dämonologie zu konstruieren, in der der Teufel als mächtiger Fürst der Dunkelheit und gefährlicher Gegenspieler Gottes furchterregende Dimensionen annimmt. Er ist nicht mehr der Hans-spring-ins-Feld, der gelegentlich in der Mittagsstunde erschien, wenn man sich von der schweren Feldarbeit ausruhte; er ist nicht der arme Teufel, der beim Bau einer Kirche oder einer Brücke Steine schleppen musste, um dann um seinen Lohn geprellt zu werden; er ist auch nicht mehr der wilde Jäger, der grüne Junker, der aus Kot Gold machen kann, der schwarze Fremde, der den jungen Frauen die Sinne verwirrt, sich aber mit würzigen Kräutern vertreiben lässt, nein, er ist nunmehr die Verkörperung des Bösen schlechthin.

In den Köpfen der Kleriker entstand eine satanische Gegenkirche, die alles, was recht und gut ist, bedroht. Hebammen, Kräuterfrauen und abergläubische Bauersfrauen gerieten allmählich unter Verdacht, Dienerinnen dieser Satanssynagoge zu sein. Aber erst um 1480 herum wurde die Hexe in der kirchlichen und staatlichen Gesetzgebung vollends als Negativfigur definiert.

Die zornige Venus

Mit der Entdeckung der Neuen Welt (1492) geriet das auf die Bibel bezogene biblische Weltbild schwer ins Wanken. Viele Fragen tauchten auf, auf die das »Wort Gottes« keine Antworten wusste: War die Erde doch etwa rund? Wer wären die Indianer? Die Frage, ob sie überhaupt eine menschliche Seele hatten, konnte der Papst erst im Jahre 1512 im Positiven beantworten. Sicherlich waren sie nicht

Nachkommen Noahs, dessen drei Söhne, Japhet, Sem und Ham, als die Urväter der Europäer, Asiaten und Afrikaner galten. Waren sie - wie es einige klassische Gelehrte zu äußern wagten - Überlebende der untergegangenen Insel Atlantis, von der Platon in seinen Werken Timmios und KYitias erzählt? Waren es Antipoden, die wie Fliegen an der Decke kopfunter auf der Unterseite der Erdscheibe krabbelten? Waren es Prä-Adamiten, Geschöpfe einer vorhergehenden Schöpfung Gottes, wie Paracelsus mutmaßte? Waren es etwa die Nachkommen des verlorenen Stammes Israel?

Aber nicht nur derartige erkenntnistheoretische Teufel höhlten das grundlegende christliche Seinsverständnis aus. Ein Jahr nach der Rückkehr des Kolumbus brach im Söldnerheer des französischen Königs eine verheerende neue Seuche aus und verbreitete sich rapide über die gesamte Alte Welt. Man nannte sie die »französische Krankheit« (Morbus gallicus), Lues

oder auch Syphilis nach dem frevelhaften Schäfer Syphilos, der den Sonnentempel geschändet hatte und dafür von Apollo mit schwärendem Aussatz bestraft wurde. Einreibungen mit Essigen, die Engelwurz, Rosmarin und andere Kräuter enthielten, und mit essentiellen Ölen und aufwendige Räucherungen mit kostbaren Harzen - Maßnahmen, die noch bei der Pest geholfen hatten - erwiesen sich als unwirksam. Weder Mastixgummi noch Gänsefett, Honig, Malvenwurzeln oder andere erweichende, kühlende Kräuter konnten die nässenden, übelriechenden Pusteln, die Schleimhautentzündungen in Rachen, Gaumen und Nase, den Dauerschnupfen und die wuchernden, feigenartigen Gebilde an den intimen Körperteilen aufhalten. Auch »Marspflanzen«, wie die Wurzeln der Narzissen oder Brennnesseln; vermochten der »wütend gewordenen Venus« nicht Einhalt zu bieten. Kein Kraut

schien dieser Krankheit gewachsen! Und der von der Kirche angebotene Patron der Syphilitiker, der heilige Fiacrus (ansonsten Hämorrhoiden-Patron), konnte erst recht nichts bewirken.

Auch das aus Amerika eingeführte Guaiakumholz, auf das man so viel Hoffnung setzte, Sarsaparilla, Sassafras und andere Pflanzen, mit denen die Indianer die Syphilis erfolgreich behandelten, erwiesen sich in Europa als nutzlos. Sie waren vor allem nutzlos, da die Ärzte den kultisch-rituellen Kontext ignorierten, innerhalb welchem die Kur in der Neuen Welt erfolgte - das strenge Fasten, die Schwitzbäder, die vollkommene Abstinenz und Enthaltsamkeit. All das war zu aufwendig, zu heidnisch. Inzwischen weiß man, daß das im Holz enthaltene Phenolderivat Guajacol, verbunden mit täglichen Schwitzbädern - wobei die Körpertemperatur mindestens 42° C erreichen soll -, die Syphilisspirocheten im Organismus durchaus zu töten vermag (GRIGGS 1982: 4O).

Breite Schichten der Gesellschaft wurden durchseucht, vor allem aber die führenden Klassen. Es traf Kirchenfürsten wie Monarchen: Papst Julius II., dessen Füße von den Spätfolgen der Krankheit - Einschmelzung der Knochenstruktur -

zerfressen waren, konnte niemanden mehr zum Fußkuss vorlassen. Trotz seiner acht Ehegattinnen wurden die Kinder des britischen Königs Heinrich VIII. entweder tot geboren oder erwiesen sich als lebensunfähig; sie waren schon im Uterus angesteckt worden. Der König glaubte, seine Frauen seien Schuld daran, und um sich legal scheiden zu können, schloss er sich der Reformation an und erklärte sich selber zum Oberhaupt der englischen Kirche. In Moskau terrorisierte Ivan der Schreckliche sein Volk, erschlug im Wahn den eigenen Sohn und die Frau: Die Syphilis hatte sein Hirn angegriffen.

Das einzige, das zu helfen schien, war eine der arabischen Alchemie entliehene, hochgiftige Quecksilberschmiere; gegen die Schmerzen gab es Opiumpräparate (Laudanum). Die ärztlich induzierte Quecksilbervergiftung ließ die Patienten schwitzen, zittern, unaufhörlich geifern; sie bekamen Durchfall und wurden danach apathisch und appetitlos. Geschwüre bildeten sich auf Zunge und Gaumen, die Haut verfärbte sich gelb, da die Leber in Mitleidenschaft gezogen wurde, Haare und Zähne fielen aus, es kam zu Nierenentzündungen und schweren Störungen der Darmfunktionen. Aber da diese

»Quacksalberei« die syphilitischen Symptome teilweise beseitigte, galt sie als Erfolg und wurde nun - als die »miracle drug« der damaligen Zeit - bei praktisch allen anderen Krankheiten, vom Asthma bis zum Schnupfen, verschrieben. Resultat war eine iatrogene Katastrophe ersten Ranges. Die moderne chemische Medizin war geboren! »Heroische Medizin« -

Schwermetalle, mineralische Gifte (Antimon, Vitriol, usw.) und starke Purgiermittel für kaputttherapierte Därme - galt als fortschrittlich. Die Kräuterweiber und ihr Wissen waren nicht mehr gefragt!

Der Schreck, den diese Seuche einjagte, saß tief. Die heimtückische Krankheit, die durch Geschlechtsverkehr übertragen wurde, säte Misstrauen zwischen den Geschlechtern. Auch der flüchtige sexuelle Kontakt mit der Frau, und sei sie noch so verlockend, konnte Leiden und Tod bringen. Puritaner bekamen Aufwind, sie predigten gegen Unzucht und unreinen Beischlaf. Die Kultur der Badehäuser mit ihrem sinnenfrohen, sorglosen Umgang zwischen den Geschlechtern kam zum Erliegen. Die fröhlichen Maien- und Mittsommerfeste mit ihren Tänzen und Liebeslauben befanden sich plötzlich in gefährlicher Nähe zum

Hexensabbat. Typisch für die neue Gesinnung sind die Schriften des Puritaners Phillip Stubbes, der den Maibaum einen »stinkenden Götzen« nennt, den Herrn des Maifestes und -tanzes als Satan, Fürst der Hölle, identifiziert und warnt, daß »von den Mädchen, die in der Maiennacht in den Wald gehen, kaum ein Drittel makellos zurückkehren«

Anmerkung 9

Ja, die Natur selber wurde nicht mehr als die Braut Gottes verstanden, als »das Erdreich, in das die heilige Gottheit das Korn säte« (Hildegard von Bingen), auch nicht mehr als gütige, weise Weltenseele, voller Zeichen und Wunder Gottes, sondern als gefährliche Hexe, die es galt unter Kontrolle zu bringen. Es ist bezeichnend, daß sich die schlimmste Phase der Syphilis-Epidemie - zwischen 1550 und 1650 - mit dem Höhepunkt der Inquisition deckt und daß in dieser Zeitspanne auch die fundamentalen Grundsätze der modernen Experimentalwissenschaft, deren Ziel es ist, die Natur zu beherrschen, formuliert wurden. Der Dialog mit der Weltenseele, das Gespräch mit Pflanzen und Tieren, wie es seit der alten Steinzeit und auch im Rahmen des volkstümlichen Christentums noch immer gepflegt wurde, kam zum Erliegen. Zölibate, misogyne Priester führten in Form der Inquisition einen über mehrere Jahrhunderte dauernden Vernichtungsfeldzug gegen die Träger altüberlieferter, schamanistischer Kultur. Und dies nicht nur in Europa, sondern mit gleicher Brutalität gegen die Götzendiener und Teufelsanbeter in der Neuen Welt und anderen Kolonien.

Wir kennen sie alle, die Greuelgeschichten, die die Kirchenmänner über die »Hexen« verbreiteten, etwa, wie sie Missernten und Seuchen erzeugen, wie sie Säuglinge schlachten, um Fett für ihre Hexensalben zu gewinnen, wie sie den Pakt mit dem Teufel schließen, indem sie ihr Blut in

ein Feuer tropfen lassen, in dem Totenknochen brennen, wie sie Unzucht mit dem Widersacher treiben, sein stinkendes Hinterteil küssen. Ja, da musste die Gesetzesmacht, die Inquisition, hart durchgreifen.

Denn hier war Satan am Werk, der die göttliche Ordnung ernsthaft bedrohte. Zwar beteuerten die »Handlanger des Bösen« -

meist arme Bäuerinnen, Kräutersammler und Hebammen - ihre Unschuld, aber unter Folter gestanden sie fast jedes Mal.

Und falls sie nicht gestanden, dann war das der doppelte Beweis der Hexerei, denn welcher normale Sterbliche hätte ohne des Teufels Hilfe die Kraft, der Folter zu widerstehen.

Die neue Wissenschaft

Derweil die Inquisition die Träger der intuitiven, visionären Naturerkenntnis vernichtete, tüftelten Akademiker an neuen Methoden, Wissen und Macht über die Natur zu erlangen. Francis Bacon (1561-1626), der selber in den Hexenprozessen unter König James I. als Staatsanwalt fungierte, gilt als einer der Väter der experimentellen Naturwissenschaft. In seinen Schriften erscheint die Natur als widerspenstige Hexe, die man »auf die Folterbank spannen müsse, um ihre Geheimnisse herauszuquetschen« (MERCHANT 1987: 177). Der Mensch, schreibt er, soll sie sich mit Hilfe mechanischer Manipulation zum Sklaven machen und sie »zum Wohle der Menschheit« ausbeuten.

Für Rene Descartes (1596-1650) - auch er war Priester - war die Natur nur noch eine Maschine ohne Bewußtsein, ohne Gefühl. Pflanzen und Tiere waren mechanische Objekte, die sich wie jeder Mechanismus mathematisch (quantitativ) beschreiben und auch manipulieren ließen. Mit Newton

schließlich waren selbst die Planeten keine Götter mehr, sondern leblose Trabanten im leeren Raum. Die ansprechbare Natur, voller Elementarwesen, Feen, Elfen und Gottheiten, gibt es nicht, es ist alberner Aberglaube - so die endgültige Bilanz. Und stellen sich diese subjektiven Wahnvorstellungen als zu hartnäckig heraus, haben wir heute, in unserem humaneren Zeitalter, psychiatrische Abhilfe in Aussicht - auf Krankenschein.

Die christlichen Glaubensverkünder taten den ersten Schritt in der Demythologisierung der Natur, indem sie die alten Götter bannten und degradierten (STORL 1997a: 121). Die Naturwissenschaft, die im Zuge der Hexenvernichtung formuliert wurde, entseelte die Natur vollends. Diese reduktionistische Wissenschaft ließ aber auch zugleich eine tote Seelenlandschaft zurück, denn wenn man die Natur entzaubert und entleert, nimmt man auch der Seele ihre Bilder, ihren Duft, ihre Farbe.

Auch sie wird leer, befremdend, freudlos - ein »waste land« (ein ödes, verwüstetes Land), wie es der Dichter T S. Eliot bezeichnet.

So wurde die Hecke, in der einst die Hexe saß und mit den Tieren, Pflanzen und Geistern sprach, - das schreibt Hans Peter Duerr in seinem bedeutenden Buch »Traumzeit« = zur undurchdringlichen Mauer. Schon für den großen Kirchenlehrer Augustinus war der Wald ein unheimlicher Ort, unerlöst, ein sylvus daemonicum, voller unreiner Dämonen: Da bot sich das himmlische Jerusalem als Ziel des Erlösungssuchenden an, eine von festen Mauern umgebene Zitadelle, die dem Teufel und seinen gefallenen Engeln verwehrt blieb und in der einzig der »wahre« Gott herrscht. Dieser Zitadellen-Gott entpuppt sich jedoch zunehmend als Personifizierung des menschlichen Egos. Und dieses Ego fühlt sich immer bedroht vom »Teufel«, von dem

Irrationalen, dem Unkontrollierbaren, von der unermesslichen magischen Fülle und dem unerklärlichen Zauber des Seins. Die Angst (ahd. angust = Enge, Beklemmung) des Egos vor der Auflösung im trans-egoiden Sein fand in der Inquisition eine wirksame Waffe, die vor allem einfache, naturverbundene Menschen traf. In der rationalen Aufklärung wurden schließlich auch noch die Fenster dieses Gefängnisses mit cartesianischen Koordinaten vergittert und mit abstrakten Theorien zugemauert.

Die Naturhellsichtigkeit schwand, die Menschen erblindeten seelisch. Die neue Wissenschaft ist der Blindenstock, mit dem sie im Dunklen tappen. Indem die Naturgeister im menschlichen Bewußtsein verblassten, wurden die Tiere traurig und stumm, und die verbannten Götter immer zorniger und bedrohlicher. Die holde Freya offenbart sich immer mehr als Hel, als Wahnsinn und Zerstörung stiftende Hekate, als schwarze, blutrünstige Kali. Das grüne Land wird immer mehr zur Wüste.

Der Himmel, jene ätherischen Höhen, auf denen einst die Götter wandelten, ist nun zum leeren Raum geworden, voll schwarzer Löcher und Chaos.

Hexenmedizin - das soll noch einmal hervorgehoben werden - ist nicht, wie heute aus ideologischen Gründen propagiert wird, allein das Wissen darum, wie man unerwünschte Ungeborene im Mutterleib vergiftet, wie man Drogen kombiniert, um besser auf »Trip« zu kommen, oder wie man Amulette gegen Existenzangst herstellt. Wahre Hexenmedizin bedeutet Heilwerden, die Wiederherstellung des Wunders und der Magie in der inneren wie in der äußeren Natur: Die Wiederbevölkerung der Wiesen und Wälder und Seelen mit dem lustigen, bunten Elfenvolk, mit den Naturgeistern Pans,

mit strahlenden Engeln; die Fähigkeit, sich an ihnen zu freuen und ihre heilenden Gesänge, Worte und Hinweise aufnehmen zu können.

Es ist an der Zeit, Mauern niederzureißen und Hecken zu pflanzen.

Die Hagazusse als Schamanin

Der große Kulturanthropologe Bronislaw Malinowski sprach von menschlichen Grundbedürfnissen (basic needs), die jede Gesellschaft befriedigen muss, um zu funktionieren. Es geht um

1.

Nahrung und Unterkunft,

2.

Triebbefriedigung und Fortpflanzung,

3.

physische und seelische Gesundheit,

4. soziale

Sicherheit,

5.

Sinngebung (Religion, Kunst).

Macht und Autorität innerhalb einer Gesellschaft werden dadurch legitimiert, daß es gelingt, diese Bedürfnisse erfolgreich anzusprechen. Wenn Eroberung, Kolonialisierung oder Unruhen es unmöglich machen, die Zufriedenstellung

der Bedürfnisse zu gewährleisten, dann werden die alten Funktionsträger, die Priester und Autoritäten, entmachtet, geächtet, verleumdet, verfolgt oder auch vereinnahmt. Ein neues Erklärungsmodell, eine neue Sinngebung regelt von nun an die Befriedigung der Grundbedürfnisse.

Ein derartiger Wandel, eine Umkehrung der Werte, fand nach der großen Völkerwanderung statt und dann mit erneutem Elan im 15. Jahrhundert. Die alten, dem heidnischen Schamanentum nahestehenden Funktionsträger, die Weisen Frauen und Priester, wurden entmachtet. Sie wurden nun bezichtigt, auf allen Ebenen die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse zu hindern. Was die Ernährung betrifft, so würden sie durch Schadenzauber - Beschwörung von Unwetter, Herbeizaubern von Mäuse- und Rattenplagen, heimliches Melken - das Überleben bedrohen. Die Bilwise (»um magische Kraft Wissende«), ehemalige Priester, die das Wachstum des Getreides segneten, wurden zu heimtückischen Korndämonen degradiert. Die Weisen Frauen, die Hüterinnen des Lebens des Stammes, wurden zu Hexen umdefiniert, die Zeugungskraft, Fruchtbarkeit und Gesundheit schädigen. Die sinngebenden Rituale und jahreszeitlichen Festlichkeiten wurden durch andere ersetzt; der alte Götterdienst wurde als Götzendienst verdammt.

Auf diesem Hintergrund können wir die Anklagen der Inquisitoren besser verstehen. Sie entpuppen sich als Teil eines ideologischen Vernichtungsfeldzuges gegen die letzten Träger eines archaischen, schamanistischen Bewusstseins in der westlichen Welt. Die Anklagepunkte wollen wir aus diesem Blickwinkel kurz etwas näher betrachten: Teufelsanbetung: Die Hexen hätten dem wahren Gott abgeschworen und einen Pakt mit den Teufel gemacht. Auf dem Hexensabbat (Synagoga diabolica) würden sie den Teufel, der als schwarzer Bock Hof hält, anbeten. Sie würden zu dem Hexentreffen, das meist in einer Einöde oder auf

einem Berg an bestimmten Hexenfeiertagen, stattfindet, auf Tieren (Hunden, Böcken) oder Gegenständen (Besen, Backofenschaufeln, Mistgabeln) mit der Waldteufelin »Diana« durch die Lüfte fliegen.

Sexualzauber: Sie würden mit dem Gehörnten Unzucht treiben und auch sonst mit Buhlteufeln sexuell verkehren. Den Hexern würden des Nachts Succubi (Drunterlieger) - erotische Nachtgeister in der Gestalt schöner Frauen - den Samen abzapfen, um selber damit dämonische Wesen zu zeugen. Die Hexen ihrerseits würden von Incubi (Draufflieger) beschlafen und dann Dämonenkinder, Kielköpfe und Wechselbälge gebären. Manche hätten sogar ein langjähriges, fast eheähnliches Verhältnis zu dämonischen Liebhabern. (BIEDERMANN 1989: 114)

Hexen konnten angeblich durch Sprüche und Philtren, in denen sie aphrodisische Zauberkräuter, wie Alraune und Bilsen, oder auch Menstrualblut mischen, Unschuldige betören und ihnen eine falsche Liebe anzaubern. Anderseits konnten sie Männer durch »Nestelknüpfen« impotent, Frauen durch »Schoßschliessen« frigid und unempfänglich machen oder ihnen die Leibesfrucht zerstören.

Scbadenzauber: Hexen würden die Feldfrüchte verderben, indem sie Hagel, Wirbelstürme und Überflutungen herbeizaubern. Dieses Unwetter würden sie meist in ihrem »Hexenkessel« brauen. Rinder und andere Haustiere würden sie lähmen, unfruchtbar machen oder sonst wie beschädigen. Den Kühen würden sie heimlich die Milch stehlen. Giftkräuter würden sie kennen und damit Menschen vergiften. Krankheiten würden sie über die Menschen schicken.

Was die Teufelsanbetung betrifft

Dem Eingeborenen, der zu einer Zivilisationsreligion konvertiert - egal ob zum Christentum oder Islam - wird der unmittelbare Lebensraum zunehmend fremder. Er stimmt sich nicht mehr auf die heimatlichen Berge und Wälder ein, sondern auf ein fernes Wüstenland, das ihm durch Priester nahegebracht wird, die sich wiederum auf ein Buch berufen, das in einer fremden, unverständlichen Sprache geschrieben ist. Seine Religion beruht nun auf abstraktem Glauben anstatt auf eigener, unmittelbarer Erfahrung und Vision. Das Volkschristentum rückte zwar das Heilsgeschehen wieder in unmittelbare Nähe: Das Christkind wurde in einem Stall geboren, der nicht anders aussah als die Ställe im eigenen Dorf. Maria trocknete die Windeln ihres Kindleins auf dem Holunder, der daneben wuchs. Und wenn die Gemeinde glaubte, daß der Heiland und seine Jünger durch Ährenfelder und Wiesen wanderten, die sich von den hiesigen nicht unterschieden, konnte der Dorfpfaffe gut damit leben.

Die sogenannte Hexe aber ging weiter. Sie war noch mit der Wildnis hinter dem Zaun verbunden. Sie hatte noch Zugang zum »Inneren« der Natur. Sie kannte die Tiefe des Waldes ebenso wie die Tiefe der Seele. Innen und außen - beide sind letztendlich ein und dasselbe. Im Wald wie in den Tiefen der Seele erschienen ihr dieselben uralten Gottheiten, die ihre paläolithischen Vorfahren schon vor vielen tausend Jahren kannten. Zum einen gewahrte sie die Große Mutter, die Erdgöttin. Alle alten Völker kannten sie. Die traditionellen, wie die Indianer, kennen sie noch immer als die Großmutter, die in einem Lichtreich unter der Erde lebt. Sie ist die Hüterin der zahllosen Samen, die mit dem Erstarken der Frühlingssonne keimen. Sie ist auch Hüterin der Menschen- und Tierseelen. Sie nimmt die Toten zu sich und schenkt ihnen nach geraumer Zeit eine neue Geburt. Sie hilft den Sterbenden und denen, die geboren werden, über die Schwelle. Die Altsteinzeitjäger-wahrscheinlich

schon die Neandertaler - verehrten sie in Höhlen, tief in der Erde. An den Höhlenwänden zeichneten sie die Umrisse der Büffel, Mammutelefanten, Pferde und Rentiere, die in ihrem Schoß heranreiften, um auf der Erde geboren zu werden, wo sie die Jäger entgegennehmen konnten. Ins Dunkel dieser Höhlen reisten die Schamanen zu ihr, manchmal - wie der Zauberer in der Höhle Trois-Freres - als Hirsche verkleidet, und baten oder dankten für das Jagdwild. Hier im Schoß der Erdgöttin wurden Jugendliche in die geistigen Mysterien eingeweiht. Die aus Speckstein und Elfenbein geschnitzten

»Venusstatuen«, die die Archäologen in vielen solcher Höhlen fanden, sind wahrscheinlich Darstellungen dieser Urgöttin.

Wir kennen die Große Göttin noch immer aus dem Grimm-Märchen Frau Holle. Sie empfängt die Seele, die ihren Lebensfaden verloren hat und in den Brunnenschacht in die Tiefe stürzt. Schamanen vieler Völker berichten von dem unterirdischen Reich, durch das die Seele wandert. Es ist ein lichtes Land mit goldgrünen Wiesen und Apfelbäumen - es ist das Avalon (Apfelland) der Kelten. Große Zähne wie ein Drache und wirres Haar hätte die Göttin, so daß mancher, der sie gewahrte, erschrecken musste. Freundlichen Seelen aber zeigte sie sich in holder, freundlicher Gestalt. Wenn sie ihre Daunenbetten schüttelt, schneit es und bringt dem Acker Fruchtbarkeit: Oft besucht sie die Menschenwelt - als weiße Jungfrau mit einem brummeligen Bären im Frühling, als schöne Waldgöttin, auf einem Hirsch reitend, als die blumengeschmückte Maibraut des Sonnengottes, als Tänzerin beim Mittsommerreigen, als dicke Bauersfrau mit Birnen und Äpfeln zur Erntezeit, als alte graue Hexe im Novembernebel. Oft fliegt sie als »Gänsemutter« - die Engländer kennen sie als Mother Goose - auf ihrem Gänserich und in Begleitung ihrer Gefährtinnen durch das stürmische Wetter. Die Wildgans, der Schwan oder der

kinderbringende Storch sind schon seit der Steinzeit Symbol des Seelenflugs, des Schamanenflugs (CAMPBELL 1969: 1679). Als Parvati, die Bergfrau, streichelt sie den Wildgänsen - sie sind die Meister des Yogas -

zärtlich ihre Federn, wenn sie sich, nach langem Flug auf dem spiegelklaren Manasa-See unterhalb des Weltberges Kailash ausruhen. Sie füllt ihre Seelen mit dem Licht der Inspiration und schickt sie wieder in die Menschenwelt zurück. Als Herrin der wilden Tiere, der Wildnis, der Quellen und Höhlen, als Geburtshelferin, erschien Frau Holle den Mittelmeervölkern in der Gestalt der Artemis oder Diana. Als »Mutter des Tals« kannten sie die neolithischen Chinesen, aus ihr entstanden Himmel und Erde. Auch im Volkschristentum fand sie, verklärt zur Maria der Grotte, ihren Platz.

Den um Machterhalt bestrebten Kirchenfürsten und Inquisitoren zeigte sie sich jedoch - als Spiegelbild ihres eigenen Seelenzustandes - als böse, bedrohliche Hexe, die es zu vernichten galt. Im christlichen Volksmärchen wurde die Holle allmählich zur »Großmutter des Teufels«, zur Hexe mit dem Giftapfel - wo doch einst der Apfel als Symbol des Lebens und des Glücks galt. Ihr unterirdisches Lichtreich wurde zur heißen, nach Schwefel und Pech stinkenden Hölle. In Russland mutierte sie zur unheimlichen Baba Yaga mit dem eisernen Bein: Ihr Zauberhaus mitten im Wald steht auf einem Hühnerbein, dreht sich dauernd im Kreis. Sie liegt auf dem Ofen, ihre Nase ist in die Decke eingewachsen, der Rotz läuft ihr über die Schwelle, die Titten hängen über einen Haken und sie wetzt die Zähne (DIEDERICHS 1995: 3 7).

Der Bock, der göttliche Spender

Neben der Holle gewahrten die Hagezussen, wenn sie über den Dornenzaun blickten, eine weitere paläolithische Urgottheit: den Bock, den lustspendenden, hörnertragenden Gefährten der Göttin. Für die Menschen archaischer Kulturen war der Bock, vor allem der Hirschbock, der Inbegriff der befruchtenden göttlichen Schöpferkraft. In den indogermanischen Sprachen wird immer wieder der Bezug hergestellt: Die vedischen Inder nannten Gott, den Spender des Lebens und Begatter der Seelen, Bhag oder Bhagwan. Anmerkung 11

Bog ist das allgemein slawische Wort für Gott. Boogie-man nennen die Engländer nicht nur den Kinderschreck, den schwarzen Mann, sondern auch den Waldteufel, den Springinsfeld; der Hirtenmädchen oder junge Bäuerinnen beim Beerensammeln bespringt. Der Boggard ist ein bekannter, unberechenbarer Naturgeist der britischen Folklore. Der Boogie-Woogie die unheimliche, mitreissende, sexualisierte Musik der Schwarzen, die den puritanisch angehauchten weißen Amerikanern lange suspekt und teuflisch vorkam. Böögg heißt noch das alemannische Schreckensgespenst, und Bockert ist die Bezeichnung der traditionellen Fastnachtsmaske. Im Himalaya verehrt man den hörnertragenden archaischen Gott noch immer als Pashupati, den »Herrn der Tiere und Seelen«. Er ist identisch mit Shiva, dem »Herrn der Höhle«, dem Besitzer des Phallos (Lingam), dem Reiter des träufelnden Stiers. Als »Hörner» trägt Shiva den wachsenden, zunehmenden Mond in seinem langen, verfilzten Haar. Sein Dreizack, der eigentlich unter anderem den Weltenbaum darstellt, wurde von zarathustrischen Priestern zur Gabel des Teufels umgedeutet (STORL 1989: 129). Die Chinesen erinnern sich an den mit Hörnern gekrönten Urgott in der Gestalt der Urkaiser, des Fu Hsi, der den ersten Menschen das Jagen, Fischen und Orakelwerfen mit Schafgarbenstengeln (I-Ging) beibrachte, und des Shen Nung, der als erster den

Menschen die Rituale und Zeremonien, die Pflanzenheilkunde und Landwirtschaft lehrte. In Südwestasien und Nordafrika zeigte sich der Große Gott des öfteren als potenter Stier: In Ägypten befruchtet er täglich die Himmelsgöttin Nut; Zeus, in Stiergestalt, befruchtet Europa. Das Brüllen und Getrampel des himmlischen Stiers verkörpert Donner, Regen und Fruchtbarkeit. Auch in Pan, dem arkadischen Hirten- und Jägergott, lebt der archaische Herr der Tiere weiter. Er hat Bocksfüsse und -Körner. Lüstern jagt er den Nymphen nach. Zu seiner Flöte tanzen alle Naturgeister.

Den neolithischen Europäern erschien der Urgott vor allem als Hirschbock mit hell strahlendem, goldenem Geweih. Der Hirsch galt als Sonne in Tiergestalt. Als Sonne befruchtet er die Erde, den Schoß der Göttin, so daß die Vegetation sprießt und wächst. Sein lebensbringendes Licht dringt ebenso in die tiefsten Winkel des menschlichen Herzens wie in die düstersten Schluchten des Waldes. Als das Christentum kam, verwandelte sich der Sonnenhirsch in den Hirsch des Hubertus oder des Eustachius. Es ist das Christuslicht, das nun zwischen dem Geweih strahlt. Heute fristet der Hirsch sein Dasein auf dem Etikett eines beliebten Kräuterschnapses (Waldmeister) in waldgrüner Flasche.

Die Kelten kannten den Gott mit dem Hirschgeweih als Cernunnos. Er wird wie Buddha oder der Proto-Shiva aus dem vorarischen Indien im Schneidersitz sitzend dargestellt und herrscht, umgeben von Waldtieren, als der Herr aller beseelten Wesen. Wie Shiva hält Cernunnos eine Schlange - das Symbol der Weisheit und des sich immer wieder erneuernden Lebens

- in seiner Hand. Die Bezeichnung Cernunnos lässt sich auf die indogermanische Wurzel *ker zurückführen, was so viel wie

»wachsen, groß und hart werden« bedeutet. Er verkörpert also das Prinzip des Wachstums, der Begattung und Befruchtung: Auch er ist Besitzer des Phallus, der die Göttin schwängert.

Den neolithischen Bauern Europas fiel auf, daß der jährliche Wachstumsrhythmus des Geweihs - Abwerfen im Februar/März bis zum Freischaben des Basts im August - mit dem Wachstum des Korns, mit der Aussaat, der Erntezeit und den verschiedenen Reifestadien, übereinstimmte (BOTHEROYD 1995: 160). Also ließen' sie den Kultwagen der Göttin, manchmal auch den Pflug, der wie ein Phallus in die Erde dringt und sie für das Saatgut öffnet, von einem zahmen Hirsch ziehen. Zur Ernte tanzten sie Hirschtänze. Der bei Touristen beliebte Hirschtanz in Abbots Bromley (England) am 3.

September, wo junge Burschen einen großen Hirschkopf vor sich hertragen, ist ein letztes Überbleibsel solcher neolithischer Erntefeiern. Auch werden hier und da noch die letzten Gaben, »Hirsch-« oder »Erntebock« genannt, in Hirschgestalt geformt und auf dem Erntewagen - heute dem Schlepper - triumphierend ins Dorf gefahren. Die Wurzeln von Heilkräutern, die der Göttin geweiht waren, grub man im archaischen Europa selbstverständlich mit Hirschhorn, eventuell auch mit vergoldeten Werkzeugen. Gold stellt den Sonnenhirsch in mineralischer Form dar. (STORL 1997a:.182) Aspekte des archaischen Gottes leben in der germanischen Mythologie weiter, ,und zwar in Donar, der beliebtesten Gottheit der Bauern. Donnernd und Blitze schleudernd fährt er in einem mit Ziegenböcken bespannten Wagen über das Land. Auch die Göttin Freya ist seiner nicht abhold: Gelegentlich soll sie die Gestalt einer ,gattungsbereiten weißen Ziege annehmen.

Die magischen Tiere, die sich der Hammerträger vor den Wagen spannt, sind blitzdurchzuckte, schwarze Gewitterwolken.

Es sind Regenspender, deren Nass Weide und Acker begrünen und dem Bauern und Fass füllen. Die an heißen Sommertagen aufsteigenden Quellwolken werden noch immer »Gewitterböcke« genannt Eine Sage: erzählt wie der große Donnerer einst mit Loki einen Bauernhof besuchte. Wie immer ist er den Bauern freundlich gesinnt. Er schlachtet seine Böcke, zieht ihnen das Fell ab, kocht sie in einem großen Kessel und lädt die ganze Familie, Mann, Frau, Kind und Kegel, zum Festessen ein. Er mahnt sie jedoch, alle Knochen vorsichtig zu sammeln und

aufs Bocksfell zu werfen. Am nächsten Morgen schwang Donar den Hammer über die Felle, da standen die Böcke lebendig wieder auf, doch einer lahmte am Hinterfuß. Des Bauern Sohn hatte nämlich mit dem Messer ein Schenkelbein gespalten, um das Mark herauszusaugen. In Donars Augen blitzte der Zorn auf, und er hätte die Bauern auch sofort erschlagen, hätte ihr Gejammer ihn nicht mitleidig gestimmt. Zur Busse nahm er zwei Kinder mit, die ihm fortan treu dienten. (GOLTHER

1985: 276)

Dem Vorbild des verehrten Donnerers folgend, opferten die heidnischen Germanen der Erdgöttin Ziegenböcke. Auch diese Tiere würden verwandelt wieder auferstehen, sichtbar in der ungestümen Wachstumskraft der Feldfrüchte - als Korn-, Hafer-, Roggen- und Bohnenböcke, als Hanf- oder Flachsgeissen. Und wenn der Wind über das wogende Ährenfeld strich, dann meinte man, »es treibt den Bock durchs Korn!« Aber auch dieser Bock, dieser »Vegetationsdämon« muss geopfert werden: Wenn der

Mäher die letzten Halme absenste, da sagten die Schwaben, »er schneidet der Geiß den Hals ab«. Die letzte Gabe hieß vielerorts »Bock«. Diese Gabe dreschen bezeichnete man als »den Bock töten«. Oft wurde den Dreschern als Mahlzeit Bocksfleisch serviert. Die Hörner des geopferten Bocks wurden am Tor angebracht, um Haus und Stall gegen bösen Zauber und Blitzeinschlag zu schützen. Noch lange glaubte man an die schützende Macht der Böcke Donars. Vor einigen Jahren noch erzählte mir ein Schweizer Bauer, daß er einen Geißbock im Stall frei herumlaufen lasse, denn wenn der Teufel in den Stall käme, würde er zuerst in den Bock fahren und die anderen Tiere in Ruhe lassen.

Donar und seine Böcke verkörperten im bildhaften Denken der ländlichen Bevölkerung die kosmische Sexualität. Aber auch dem menschlichen Wurzelchakra konnte Donars Tier Potenz und Gesundheit verleihen: Reibt ein Mann sein Glied mit dem Unschlitt (Talg) eines Ziegenbocks ein, so glaubte man, werden ihn die Frauen gegen alle anderen Männer bevorzugen.

Bei Schmerzen in den Geschlechtsteilen soll man diese mit Bockshaar beräuchern. Und die Westslaven glaubten, daß sich der Mann, der von einer Frau bezaubert ist, durch Einschmieren mit Bocksblut befreien kann.

Wenn wir bei dem Wort Bock heutzutage unwillkürlich an den Ziegenbock denken, so entspricht das der mittelalterlichen Phantasie, gespeist aus altgermanischem Donarglauben, vermengt mit dem Pan-Mythos der klassischen Antike. Die Hexenverfolger glaubten, daß der Teufel beim nächtlichen Hexensabbat in leiblicher Gestalt als geiler, schwarzer, stinkender Ziegenbock Hof halte. Ihre Spione berichteten, daß die Sabbatteilnehmer ihn linksdrehend, mit den Gesichtern nach außen, umtanzten. Das ist sicherlich falsch, denn alle archaischen Reigen

drehten sich nach rechts. Musik wurde angeblich auf toten Katzen gemacht; auf Schweineköpfen wurde getrommelt. (BÄCHTOLD-STÄUBLI I 1987: 1427) Es wurde unmäßig viel gefressen und gezecht. Auf Grasbänken sitzend, verschlangen die Hexen Äpfel, Birnen und das Fleisch eines frisch geschlachteten, gerösteten Ochsen. Der Teufel selber servierte den ungesalzenen Braten, das Bockbier und den Wein. Aus ethnologischer Sicht kann man sagen, daß es sich dabei um ein typisches archaisches Verteilungsfest handelt: Bei den Naturvölkern verteilt der »big man«, der Häuptling, das Fleisch nach rituell festgesetzten Regeln. Auch bei den Kelten und Germanen zerlegte und verteilte der Stammesfürst das den Göttern geweihte Fleisch und hielt seine Gefolgschaft damit bei guter Laune. In Amerika ist es noch immer der Familienvater, der am, Thanksgiving-Day (dem 3.

Donnerstag im November) feierlich den Truthahn zerlegt und verteilt. (STORL 1997b: 34) Dass das Ochsenfleisch ohne Salz serviert wurde, ist von Bedeutung: Bei der Initiation der Jugendlichen in den abgelegenen »Buschschulen« der traditionellen Völker ist die Kost fast immer salzfrei; viele Schamanen - auch der Bauernphilosoph Arthur Hermes -

verzichten auf Salz, da es die Seele zu sehr an die Materie bindet.

Mit dem Hexenfest verband sich eine Fruchtbarkeitsorgie, die sich nicht sehr von denen anderer archaischer Völker unterscheidet. Wenn es heißt, daß die Teilnehmer mit Böcken, Wölfen und anderen Tieren Unzucht trieben, hebt das lediglich den enthemmten, orgiastischen Charakter derartiger Fruchtbarkeitsfeste hervor. Der Gehörnte koitierte höchstpersönlich mit den Hexen; diese aber - so lesen wir in den Protokollen - empfanden die Umarmung als eher

unangenehm, denn der überdimensionierte, ständig erigierte Penis sei eiskalt - wahrscheinlich weil es sich um ein künstliches Glied handelte, das dem rituellen Fruchtbarkeitszauber diente.

Auch würde der Teufel die Teilnehmer in allen möglichen schwarzen Künsten unterweisen - Wettermachen, das Erlernen von Flüchen (Maleficii), das Verfertigen von Zaubergetränken (Veneficii) und anderen »Boshaftigkeiten«. Jede Hexe bekam einen Hexennamen und des Teufels Siegel, den er ihr mit seinem Bocksfuß auf den Rücken, aufs linke Schulterblatt oder ins Kreuz einbrannte - es handelt sich sicherlich um eine Tätowierung oder ein Brandmal, wobei es wie früher bei den Kelten auch um eine initiatorische Mutprobe ging.

Wahrscheinlich gab es noch lange nach der Bekehrung alte Kulte, deren Anhänger sich zu Walpurgis, Mittsommer und anderen magisch aufgeladenen Zeiten (Sonnenwenden, Tagnachtgleichen, »Kreuz-Viertel-Tage«) an abgelegenen Orten, im schwer zugänglichen Moor oder auf Berggipfeln, trafen. Die Autoritäten hatten diese ländlichen Fruchtbarkeitskulte widerwillig geduldet, bis dann im 12. Jahrhundert die fanatische, manichäistisch-orientierte Katharer-Sekte die Kirche herausforderte und stark verunsicherte. Die Katharer (katharoi = »die Reinen«) lehrten eine schroffe Askese und einen Dualismus zwischen Gott und Satan. Gegen diese Ketzer schuf Papst Gregor IX. die Inquisition, deren Organe die

Dominikaner waren. Die Verdächtigen wurden durch Folter zu Geständnissen gezwungen und mit Güterkonfiskation, Kerker und bei Hartnäckigkeit mit Verbrennung bestraft. (HEILER 1962: 699) Obwohl die Kirche die Katharer - daher das Wort »Ketzer« - brutal verfolgte, nahm sie dennoch Elemente des Dogmas ihrer Widersacher auf. So etwa die

Vorstellung des Satans als eines mächtigen Gegenspielers Gottes. Eine Maschinerie wurde in Gang gesetzt, die auch die alten Kulte ins Visier, nahm und sie als Auswüchse der satanischen Verschwörung verfolgte.

Weltenbaum

Eine weitere paläolithische Imagination, die noch in der Innenschau der sogenannten Hexen weiterlebte, war das Bild eines mächtigen Baumes, eines Weltenbaumes, einer Säule, die den Himmel trägt. An seinen Ästen hängen die Planeten und Sterne. Seine Wurzeln reichen tief hinab ins Lichtreich der Holle. Sie reichen bis zum Quell des Lebens, den ein Lindwurm (die Weltenschlange) hütet und an. dem die Schicksalsmütter (Nornen) spinnend sitzen. Der Baum ist die Leiter ins Jenseits.

Die Götter, Ahnen und Geister wandeln hinauf und hinab, und manchmal flattert der Schamane, krächzend wie ein Rabe, durchs Geäst oder ruht dem Adler gleich im Wipfel und schaut in die Weite des Universums.

Die Teilnehmer des Hexenkults tanzten Reigen um die uralte Eiche, Esche oder Birke, die für sie den Weltenbaum darstellte. Wahrscheinlich hängte man Initianden von den Asten oder band sie hinein, damit ihre Seele ebenfalls hinauf und hinab in jenseitige Welten wandern und Gottheiten, Ahnen und auch hilfreichen, magischen Tieren begegnen konnte.

Indianer und Sibirier binden Initianden noch immer in solche Bäume. Die Prärieindianer lassen sich mit Haken, die ihr Fleisch durchbohren, an dem Weltenbaum befestigen, derweil sie, tanzend und Adlerpfeifen blasend, in die übersinnliche Welt fliegen. Odin/Wotan als Schamanengott hatte es den Germanen vorgemacht: Neun Tage hing er

hungernd, durstend, schlaflos am Baum und schöpfte dabei in Mimirs Brunnen (in der Urerinnerung) die Weisheit der Runen. In Indien war es der Königssohn Siddhartha Gotama, der sich fastend vierzig Tage unter einen mächtigen Pipalbaum setzte und dabei die Erleuchtung fand, indem er seinen Geist bis in die Kronen- und Wurzelregionen des Seins ausweitete. Auch Jesus, genannt Christus, hing am Kreuzesbaum auf Golgatha, dem Berg in der Mitte der Welt. In der christlichen Mythologie war es der gleiche Ort, an dem einst der Baum des Sündenfalls gestanden hatte.

In ihrer Einweihung erleben die sibirischen Schamanen, daß Dämonen sie jagen, töten, zerstückeln, in einem großen Kessel kochen und dann auffressen - es ist die bildhafte Darstellung der Auflösung der alltäglichen Persönlichkeit. Die Göttin in der Gestalt eines Vogels liest ihre bleichen Knochen auf, setzt sie, sorgfältig wieder zusammen, hüllt sie in die Schale eines Eis und brütet sie in einem Nest hoch im Weltenbaum aus. Wenn die Jungen flügge sind, verlassen sie das Nest ihrer Vogelmutter und fliegen wieder zur Erde, dort wachen sie als frischgebackene Schamanen auf. Sie haben nun die Flügel, um in die andere Welt zu fliegen, nun können sie mit Göttern und Geistern sprechen, die Gestorbenen ein Stück ihres Weges begleiten und die sich Wiederverkörpernden begrüßen. Sie können auch heilen: Sie haben Macht über jeden der Krankheitsdämonen, die ein Stück von ihrem Fleisch gegessen haben. Da sie sich im Jenseits auskennen, können sie auch von Dämonen und Zauberern entführte und verlorene Seelen zurückführen, sie mit Kräuterrauch zurücklocken, mit magischen Liedern zurücksingen. All das ist Hexenwissen, Hexenmedizin.

Der Flug zum heiligen Berg

Noch ein Urbild, das in der Seele der Hagezussen lebte, ist die Vision eines heiligen Berges, auf dessen Gipfel der

mächtige Spender des Lebens und der Lebenslust thront. Den heiligen Götterberg gab es überall: Es ist der Olymp der Hellenen, der Sinai der Hebräer, der »Bear Butte« (South Dakota) der Cheyenne; es ist der Säntis, auf dessen Höhen vor ungefähr siebzigtausend Jahren Neandertaler den Bärenkult zelebrierten; es ist der Mount Shasta der kalifornischen Indianer, in dem die Tiergeister und der Schöpfer leben und der noch - davon sind kalifornische Freaks überzeugt - von intergalaktischen UFOś besucht wird. In West-Tibet ist der heilige Weltberg der Kailash, auf dessen schneeweißen Höhen sich Parvati und Shiva in innigster Umarmung, in ständiger Wonne (Ananda) befinden. Und wo es keine natürlichen Erhebungen gibt, bauten die alten Völker Erdhügel und Pyramiden.

In Mitteleuropa weihte man viele der hochgelegenen Kultplätze der Gottesmutter oder einem Heiligen. An besonderen Tagen, oft zu Ostern oder Pfingsten, pilgerte das Volk zu der dort errichteten Kapelle, sang fromme Lieder, machte ausgiebig Vesper und hinterließ einige Votivgaben. Andere Berge jedoch gehörten weiterhin den alten Göttern und Kulten.

In einem Münchener Nachtsegen aus dem 14. Jahrhundert wird zum ersten Mal ein »Brochelsberg« als Aufenthaltsort nächtlicher Geister und Hexen erwähnt. Solche Bocksberge, Heuberge, Heidenkappen oder Blocksberge, wo die letzten Heidenfeste stattfanden, gab es in ganz Europa. Der berühmteste ist der Brocken im Harz. Vor allem in der Walpurgisnacht

trafen sich die »Hexen« dort oben. Sie tanzten in voller »participation mystique« den letzten Winterschnee weg. In der Sage heißt es, sie tanzten so heftig, daß sie die Sohlen der Schuhe durchtanzten. Zugleich zogen rasende Burschen als

»Werwölfe« aus, um die Feinde des Sommers zu vertreiben.

Flugsalbe

Später, als die Verfolgung zunahm, getrauten sich immer weniger hinaus auf die Höhen. Nun flögen sie hauptsächlich in psychedelischer Trance. Sie blieben zu Hause, entkleideten sich und salbten Schläfen, Geschlechtsteile und andere Körperstellen, an denen die Haut dünn ist, mit einer Flugsalbe ein. Sie ritten auf eingeschmierten Besen und Ofengabeln oder setzten sich einfach in Backtröge, ehe sie in Trance durch den Rauchfang abhoben. Sie flogen mit einer ganzen Schar im Gefolge der »Holda«, der »Diana«. Einige ritten auf Gänsen, Enten, Böcken, Säuen, Wölfen, Katzen oder anderen Tieren (Familiare), mit denen sie seelisch verbunden waren. Unterwegs, so glaubte man, ruhen sich die Fliegenden in Dornenhecken aus, dabei essen sie Weißdornspitzen oder Erlenknospen. Und manche Bäuerin wand sich in der Walpurgisnacht einen Kranz aus Baldrian, Gundermann oder Tausendgüldenkraut um die Stirn, dann, so sagte man, könne man die Hexen fliegen sehen.

Zur Herstellung der Salbe wurden einheimische Nachtschattengewächse (Bilsenkraut und Tollkirsche) in Schweineschmalz oder Gänsefett gesotten. Hinzu kamen äußerst giftige Pflanzen wie Schierling (Conium maculatum) und Eisenhut (Aconitum napellus), auch der Taumellolch (Lolium temulentum). Harmlosere Kräuter wie Pappelknospen und Malven steuerten, eine synergistische Wirkung bei. Derartig giftige Kräuter haben es in sich, die Seele (Astralleib) vom Körper zu spalten. So kann sie in die Astralwelt hinter den äußeren Erscheinungen fliegen. Nicht nur begegnen ihr dort die sprechenden Tiere, Elementarwesen und Naturgeister, sondern sie kann selber Tiergestalt annehmen. Derweil der Körper wie in Totenstarre

verharrt, kann die Seele in Tiere hineinschlüpfen und als Werbär, Werkatze, Werwolf, als Vöglein oder als Käfer im Wald herumstreifen. Nicht richtig gehandhabt, führen diese Kräuter zu tödlichen Vergiftungen.

Schamanistische Kunst ist es allenfalls, den Weg zum Körper wiederzufinden.

All diese Elemente - Tierverwandlung, Seelenflug - sind dem Kulturanthropologen wohlbekannt. Sie gehören in den Bereich der schamanistischen Ekstasetechnik vieler Völker. Sie sind, wenn man die Höhlengemälde in den Pyrenäen und die Felszeichnungen von Australien bis Feuerland richtig deutet, seit der alten Steinzeit belegt.

Genaueres über die Hexensalben wissen wir nicht. Der Ethnobotaniker Herman de Vries weist darauf hin, daß keine von Frauen überlieferten Rezepte nachweisbar sind. (DE VRIES 1991: 31) Die Rezepte, die bekannt sind, stammen allesamt von Frühwissenschaftlern - oft waren es Kleriker und Ärzte. Die Salben (Ungeutum populeum) waren nicht verboten, sie wurden als Schmerzmittel, als betäubende Wundarznei, als Henkersalben, als Rheuma- und Hämorrhoidenmittel ganz offiziell eingesetzt. Auch das einfache Volk kannte die geistbewegenden Pflanzen recht gut, als Liebesmittel, als Würze, die das Bier berauschender machte.

Die Kirche, der es daran lag, den Satan als realen Widersacher Gottes zu etablieren, führte das Hexenphänomen nicht auf die pharmakologische Wirkung der Salben zurück, das wäre ja eine materielle Erklärung, die die Wirklichkeit des Widersachers in Frage stellen würde. Ja, die Gerichte machten selber Gebrauch von solchen Salben. Die Inquisitoren setzten sie ein zur Wiederinstandsetzung der peinlich Befragten und - aufgrund

der Scopolamin-Wirkung - als »Wahrheitsdrogen«, die den Widerstand der Gefolterten brechen sollten.

Sexual- und Fruchtbarkeitszauber

Auch die Sexualmagie, derer man die Hexen bezichtigte, ist uraltes Frauenwissen. In allen Kulturen wissen die Frauen um Kräuter, mit denen sie sich schön und attraktiv machen können, mit denen sie den Mann betören und verlocken können. Sie kennen Pflanzen, die zu starke Regelblutungen mildern, die Fruchtbarkeit fördern oder - falls notwendig - eine ausbleibende Regel wieder in Gang setzen können. Sie kennen Gewächse, die die Geburt erleichtern, den Blutverlust verringern, den Milchfluss anregen oder das schreiende Kind beruhigen können. Das ist praktisch Alltagswissen. Es gibt aber auch Frauen, deren Erfahrung und geistige Vision weiter reichen als die der anderen. Das sind die Weisen Frauen, die, als Verkörperungen der Großen Göttin, in Primärgesellschaften eine wichtige Funktion ausüben.

Solche geweihte, wissende Frauen waren den zölibaten Priestern und misogynen Mönchen ein Dorn im Auge. Es waren Rivalinnen im Machtkampf um die Seelen. Also verkehrten sie diese schamanistisch begabten Frauen, die die Fruchtbarkeit und Liebesfähigkeit der Sippe behüteten, zu gefährlichen Hexen, die die Leibesfrucht verderben, den Männern durch

Nestelknüpfen Impotenz anzaubern, unschuldigen Burschen falsche Liebe vortäuschen oder Säuglinge töten, um aus ihnen Fett für ihre Hexenschmiere zu gewinnen. Priester, die die sexuelle Lust als Sünde verdammten, machten aus der Liebesgöttin Freya eine Buhlteufelin. Aus dem Kuckuck, der bei den Indogermanen als Herold der holden Göttin galt, machten sie einen Teufelsvogel. Der Kuckuck soll sie holen!

Naturverbundene Völker lieben ihre Kinder. Sie werden nicht »angeschafft« wie das Auto oder die Möbel; sie werden nicht

»in die Welt gesetzt« wie überflüssige Gegenstände. Kinder sind wiederverkörperte Vorfahren. Sie sind die Zukunft, sie bringen Freude und, wie mir der Cheyenne Medizinmann Tallbull erklärte, sie vertreiben die bösen Geister und Sorgen, die sich wie schlechte Miasmen auf den Fußböden der Wohnorte ansammeln. Wie auch andere traditionelle Völker nehmen die Cheyenne-Frauen die Seelen hellsichtig wahr, die da aus der Wildnis kommen, um sich in ihren Schoß einzunisten, um geboren zu werden. Manchmal sind es jedoch Geister, die die Frau nicht haben will, vielleicht Zwillinge, die ihr eine schwere Last aufbürden würden, oder die Zeiten sind so schwer, daß sie den Säugling nicht gut versorgen könnte. Da sagt die Frau den Geistern, sie sollen warten oder sich einen anderen Schoß aussuchen.

In gewissem Sinne kann man sagen, daß diese Indianer ihre Fruchtbarkeit regelten, um in Einklang mit der Natur zu leben, damit auch die materielle Lebensbasis, das Wild und die Vegetation, erhalten blieben. Cheyenne-Familien, die etwas auf sich hielten, die »Edlen«, brachten nur alle sieben Jahre ein Kind zur Welt. Solange, glaubten sie, dauere es, bis sich des Vaters »Kraft« wieder voll ansammle, so daß ein vollwertiger Tsistavostan (wahrer Mensch) geboren werden könne. Die Cheyenne führen die gegenwärtige Bevölkerungsexplosion unter den Menschen darauf zurück, daß immer mehr Individuen geboren werden, die nur einen Bruchteil der »Kraft« besitzen, die einem vollwertigen Menschen zusteht. Zwischen den Geburten gelobten die Eltern Enthaltsamkeit.

Abgesehen von den Edlen benutzten die Indianerinnen Pflanzen, die die Fruchtbarkeit regulierten. Eines der wichtigsten Kräuter der Frauenrituale bei den Cheyenne ist

Frauenbeifuss (Artemisia frigida). Nur sie dürfen ihn berühren oder damit umgehen, sogar darüber zu sprechen ist für die Männer tabu. (Die Männer haben ihrerseits für ihre Rituale und für die öffentlichen religiösen Zeremonien den robusteren »Männerbeifuss« (He-tan-i-wan-ots, Artemisia gnaphalodes, A..

ludoviciana). Das Verbot ist so stark, daß Bill Tallbull es nicht wagte, mir weiteres über die Pflanze zu sagen. Von anderen Stämmen, den Blackfeet und den Arapaho, ist jedoch bekannt, daß die Frauen es unter anderem zur Anregung einer verspäteten Mensis benutzten. (KIDSCHER 1992: 49)

Auch den Steinsamen (Lythospermum incisum) kennen die Cheyenne. Sie nennen das Borretschgewächs

»Lähmungsmedizin« (Hoh- Ahea-No-is-tut), da sie die Wurzeln, Blätter und Samen zu einem Pulver mahlen und damit gelähmte Körperteile einreiben. Auch den Kranken, der aufgrund seines Leidens »verrückt« wird, reiben sie von Kopf bis Fuß mit einer Abkochung der Pflanze ab. Und wenn jemand an Schlafsucht leidet, zerkaut ein Medizinmann das Steinsamenkraut, bläst das Zerkaute dem Patienten ins Gesicht und reibt auch seine Herzregion damit ein. Von dem Gebrauch des Steinsamens in der Frauenmedizin der Cheyenne, als Ovulationshemmer, welcher vorübergehende Sterilität erzeugt, ist nichts bekannt. Dabei handelt es sich wahrscheinlich um ein weiteres gut gehütetes Frauengeheimnis. Von den Shoshonen weiß man, daß die Frauen einen Kaltwasserauszug der Steinsamenwurzeln über sechs Monate hinweg tranken, um Empfängnis zu verhüten. Auch von anderen Stämmen wurde die Pflanze so benutzt.

Auch die europäischen Urgroßmütter hegten solche Geheimnisse, die Fruchtbarkeit und Geburt betrafen. Die

Kirche brachte den Töchtern der sündigen Eva ein Misstrauen entgegen, das sich zur Zeit der Inquisition zur Paranoia steigerte. In theologischen Schriften lesen wir: »Das Weib ist die Pforte der Hölle, der Weg zur Unzucht, der Stachel des Skorpions, ein unnützes Geschlecht.« Oder: »Die Sünde kommt von einem Weib (...), deshalb müssen wir alle sterben.« (WOLF 1994: 59) In einer solchen Atmosphäre kann das Weiberwissen nichts anderes sein als satanisches Wissen.

Wetterzauber

Ob Acker und Gärten eine reiche Ernte hervorbringen, ob die Weiden grünen und das Vieh genug zu fressen hat, hängt weitgehend vom Wetter ab. Jede Kultur hat »Wettermacher«, die rituelle Techniken beherrschen, die den Regen locken können, die Sturm, Blitz und Hagel bannen oder auf die Feinde lenken können.

Fast universal ist der Brauch, brennende Hölzer oder heiße Asche in die Luft zu werfen, um unerwünschte anhaltende Regengüsse zu stillen.

Der Zauber, dessen man sich bedient, wenn der Regen ausbleibt und der Boden verdorrt, ist überall auf der Welt ähnlich.

Die Wetterschamanen verspritzen Wasser, Bier oder auch das eigene Blut auf die schmachtende Erde, derweil sie Zauberlieder singen, welche die Regengötter wecken oder umstimmen. Im alten Russland kletterten die Regenmacher auf Tannen in dem heiligen Hain. Einer der Zauberer trommelte auf einem Kessel, um Donner nachzuahmen, ein anderer

klopfte mit dem Feuerstein, so daß die Funken flogen, und ein Dritter versprengte mit einem Rutenbündel Wasser in

alle Richtungen. (FRAZER 1991: 90) Oft wird der Regen herbeigetanzt, wobei der Rhythmus der Tanzschritte die Regentropfen imitiert. Meistens sind die Tänzer nackt - sie befinden sich außerhalb des menschlichen Alltags, unberührt von der Zivilisation, dafür aber im natürlichen Urzustand. Oft sind die Wettermacher Frauen, denn sie sind von Natur aus

»feuchter«, dem Element Wasser und dem Mond näher. Bei den Südslaven wurde ein Mädchen ausgewählt, das nur in Gras, Kräutern und Blumen gehüllt, mit einem Trupp anderer Mädchen im Kreis tanzend durch das ganze Dorf zog. Jede Hausfrau musste es mit einer Kanne Wasser begießen. Wenn eine Dürre zu lange anhält, ziehen in Nordindien nackte Frauen des Nachts einen Pflug über den Boden; Männer dürfen dabei nicht anwesend sein.

Heutzutage lächeln wir über solche abergläubische Praktiken, wir kennen ja die objektiven Ursachen für Dürre oder Unwetter. Satelliten ermitteln die Großwetterlage, und Computer berechnen die Verlagerungen der Hochs und Tiefs. Heute werden »wissenschaftliche« Versuche zur Wetterkontrolle unternommen. Immerhin hat Wilhelm Reich in den 50er Jahren mit seinem »Cloudbuster«, einem Orgon abstrahlenden Apparat, Regen erzeugt. Und die USA, die wie jede Großmacht geheime Großprojekte zur Wetterkontrolle unterhält, hat es angeblich vermocht, während des Vietnamkriegs den Monsun in Südostasien eine Woche lang zu verzögern. (Das wäre übrigens ein klassischer Fall des Schadenzaubers!) Auch wenn die Wissenschaft sich damit schwertut, können Schamanen tatsächlich das Wetter beeinflussen, da sie mit den Geistern der Elemente in Kontakt stehen. Das haben auch einige skeptische Ethnologen zur Kenntnis nehmen müssen, etwa W. H. R. ~Rivers, der frisch konvertierte Eingeborene in Melanesien bat, ihm eine Regenzeremonie durchzuführen. Zuerst

weigerten sie sich, da die Missionare es verboten hatten. Rivers erklärte ihnen, es sei diesmal ausnahmsweise erlaubt. Kaum war das Ritual vorüber, da goss es auch schon.

Selbstverständlich kannten auch die Kelten und Germanen wettermachende Schamaninnen, die im ekstatischen Zustand und in kultischer Nacktheit ihre Rituale ausführten. Sie peitschten Pfützen, bis Wolken aufstiegen. Sie kochten - ähnlich den Hexen in Shakespeares Macbeth - Wetter in großen Kesseln, in die sie Kräuter und anderen Zauberkram hineinrührten. Sie bewegten wettermachende Energien mit Haselruten. Mit dem Bilsenkraut weckten sie die Regentrude aus dem Schlaf.

Derartige heidnische Rituale wurden in ländlichen Gebieten noch lange durchgeführt. Burchhard von Worms (anfangs 11.

Jh.) berichtet darüber: Ein splitternacktes Mädchen soll ein Bilsenkraut - es war einst dem Belenos oder Baldur geweiht -

mit dem kleinen Finger der rechten Hand ausreißen und sich an die kleine Zehe des rechten Fußes binden. Das

»Regenmädchen« wird dann zum Fluss geführt und mit Wasser besprengt, dazu werden Beschwörungen gesungen.

Wetterzauber, wurde auch mit anderen Kräutern betrieben, etwa dem Kunigundenkraut (Eupatorium cannabinum), auch Wetterkühl oder Donnerkühl genannt. Die Pflanze galt als eine Hirschpflanze, ebenso feinfühlig mit dem Wetter verbunden wie der Hirsch mit seinem Geweih. Wahrscheinlich gehörte das abführende, harntreibende Heilkraut einst dem Cernunnos, dem Herrn der Seelen - der Tierseelen, aber auch der Wolkenseelen.

Da derjenige, der das Wetter beherrscht, auch die Ernte und dadurch Herz und Geist der Bevölkerung `beherrscht, galten die Wetterdisen als besonders gefährlich. Der Indiculus superstitionum et paganiarum, das bereits erwähnte Handbuch für Glaubensverkünder, geht streng ins Gericht mit solchen tempestarii. Die Synode von Paris (829) urteilt: »Wenn Männer und Frauen entdeckt werden, die solche Taten begangen haben [Sturm und Hagelschlag verursachen], muss man sie ganz besonders streng bestrafen, weil sie nicht scheuen, ganz offen dem ruchlosen Teufel zu dienen.« (HABINGER-TUCZAY

1992: 2'78)

Von nun an wurden die Wetterschamaninnen zu unholden Wolkenschieberinnen, Schauerbrüterinnen, Wetterkatzen, Nebelhexen oder Wolkentruden, denen man nachsagte, sie würden mit Hagel, Wirbelwinden und Überschwemmungen die Saat verderben. Die christliche Abwehr gegen ihre Machenschaften bestand im Wettersegen, den der Pfarrer sprach, und dem Wetterläuten der Kirchenglocken.

Hebammen – Fruchtbarkeit und Geburt

Unser Leben beginnt, wenn die haploiden Chromosomensätze von Ei und Spermazellen verschmelzen. Unsere Persönlichkeit ist dann das Resultat der durch natürliche und soziale Einflüsse geprägten genetischen Erbanlagen. So steht es, mehr oder weniger, in den Schulbüchern.

Was aber schauten die hellsichtigen Weisen Frauen im Spiegel ihrer Seele, während sie am Herd oder am Spinnrad saßen und das Mysterium der Fruchtbarkeit und Geburt ausloteten? Was wussten die alten Muhmen vom Kommen und Gehen der Menschen? Können wir das überhaupt

wissen? Wenn wir still in uns hineinlauschen, wenn auch wir dem Flüstern im Wind, dem Rauschen des Waldes zuhören, dann werden verschüttete Urerinnerungen auch in uns geweckt. Irgendwann einmal, in fernen Zeiten, in früheren Existenzen waren wir ja auch dort. Hinzu kommen wie Schlüssel zum gesellschaftlichen

Gedächtnis die Überlieferungen der Volksheilkunde, die Märchen und Sagen, Aberglauben und Brauchtum. Auch die Sprache ist Refugium der Urweisheit. Nicht willkürlich wurde sie geschaffen, sondern sie spiegelt die Konturen des sich immer wandelnden, ewigen Seins. Sprache ist -. im Sinne von Rupert Sheldrake - ein »morphogenetisches Feld«: Wir ahnen, wenn sie »stimmt«, wenn sie mit dem Sein übereinstimmt.

Zwar hatte jeder Stamm seinen besonderen Zugang zu den währenden Wahrheiten, jeder Schamane und jede Hagezusse hat ihre besondere Sichtweise, dennoch wollen wir es wagen, etwas zu erzählen, was uns der Blick hinter die Hecke oder von einem der unteren Aste des Schamanenbaums offenbaren kann.

Der Weg ins Dasein

Hungrig nach einer neuen Verkörperung auf dieser schönen Erde, angezogen von der Hoffnung der Sippe, von der Liebesglut der Eltern, aber auch getrieben von alten Taten, die nach Ausgleich verlangen - das ist die Göttin Skuld (Schuld), eine der drei schicksalswebenden Urgöttinnen der nordischen Mythe -, taucht der im Sternenkosmos ausgebreitete Menschenkeim hinab zur Erde. Er verlässt die Fixsterne - bei den meisten Naturvölkern gilt die Milchstraße als Pfad der Seelen - und durchwandert die sieben, neun oder zwölf Reiche der Götter und Geister. Er klettert die Aste des Weltenbaums hinab oder die Sprossen der Himmelsleiter, welche die Sternendeuter der Babylonier als die Sphären von Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond bezeichneten. Beim Herabstieg wird das zur Erde heimkehrende Menschenkind immer kompakter, immer kleiner, immer stofflicher.

Beim Durchgang durch die Planetensphären begaben die Götter das Kind mit guten und verhängnisvollen Eigenschaften.

Sie schenken ihm das Seelenkleid, das schicksalsmäßig allein ihm gehört. Wenn es die feuchte Mondsphäre erreicht, beginnt es an den Brüsten der Mondgöttin - auch sie ist eine unserer Mütter - die Milch des Lebens (Soma) zu saugen.

Deswegen heißt es in vielen Traditionen, die Kinder kommen aus dem Garten der Mondkönigin. (Der Mond hat ja bekanntlich viel mit Fruchtbarkeit, Sexualität und Geburt zu tun; die Mensis folgt, wenn auch nicht mehr synchron, dem Rhythmus des synodischen Mondes. Fische, Lurche und andere primitive Tiere sind in ihrer Reproduktion noch immer völlig im Einklang mit den Mondrhythmen. Viele Kinder werden mit dem Vollmond ans diesseitige Lebensufer geschwemmt. Und jeder Gärtner weiß, daß Wachstumsschübe und Samenkeimung stark mit dem Mond verbunden sind.) Das Geburtshoroskop eines Individuums spiegelt weitgehend diesen Abstieg von den Sternen und den Weg über die

»siebenfarbene Regenbogenbrücke« der sieben Planeten.

Wenn nun die Überlieferungen der alten Germanen und vieler anderer traditioneller Völker berichten, daß die wiederkehrenden Seelen tief im Inneren der Erde, im Reich der Erdgöttin heranwachsen, daß sie allmählich emporsteigen in die Brunnen, Seen, Teiche oder Sümpfe, wo sie dann als Fischlein oder Frösche leben, wo sie eventuell ein Angler oder der Storch herauszieht, dann ist das kein Widerspruch. Denn im »Jenseits« machen unsere logischen Kategorien wenig Sinn.

Anmerkung 12

Das durchsonnte, grüne Hollenreich befindet sich zwar »tief unter der Erde«, zugleich aber auch hoch oben im Himmel, wo Frau Holle zusammen mit dem Donnerer und den Wind- und Wolkengeistern das Wetter macht. Im archaischen Denken ist die Göttin, die unter der Erde oder dem See die Seelen der Toten hütet, oft identisch mit der Frau Sonne.
Anmerkung 13

Als Sonne ist sie eine warme, gütige Mutter, in deren weitem Rock sich die Seelen wie kleine Kinder verstecken. Was ist oben, was unten: spiegelt sich nicht der Himmel im stillen See?

Nachdem sie das Sternenreich verlassen haben und auf der Erde angekommen sind, schweben die Menschenkeime durch die freie Natur. Sie weilen auf Wolken, in Bäumen, Büschen, Blütenkelchen, Tümpeln und Steinen, wo sie mit den Tieren, den Elfen und Elementarwesen lustige Spielchen treiben. Leibfrei und für unsere Augen unsichtbar nehmen sie teil am Reigen der Natur. Im kühlen Erdboden, in Brunnen oder in schilfbewachsenen Seen und Tümpeln ruhen sie sich aus und saugen sich voll mit der köstlichen Lebenskraft, die nur die Erde geben kann.

In traditionellen Kulturen weiß man immer noch, daß Frauen die Seelenkeime ihrer Kinder in der freien Natur auflesen können. Zufällig berührt die junge Frau einen Stein oder Felsen, und schon huscht ein Kindlein in sie hinein. Manchmal braucht die zukünftige Mutter nur ein Fröschlein oder ein Häschen zu Gesicht bekommen, aus Versehen eine Mücke zu schlucken oder einen Fisch zu essen, und der Menschenkeim, der sich bei diesen Tieren aufhielt, findet zu ihr Zugang, findet in ihrem Schoß eine warme, gemütliche Höhle, in der er sich ein Zuhause macht. Zahlreiche Kinderkeime befinden sich in Quellen, Teichen, Seen oder Brunnen. Beim Baden oder beim Wasserschöpfen wird die Frau dann schwanger.

Wasserstellen galten im archaischen Denken als Scheiden der Göttin, als Zugänge zum Reich der Frau Holle. Nach

norddeutscher Sage ist es der Storch Adebar, der die Kinder aus den Sümpfen holt; sie zum Haus bringt und durch den Schornstein hinablässt.

Besonders aber eignen sich Pflanzen, und insbesondere die Bäume, als Aufenthaltsort der Ungeborenen. Die Vegetation ist ein Reservoir reiner Lebenskraft. Manchmal braucht die Frau nur an einer schönen Blume zu riechen und schon ist der kleine Geist von karmisch bedingter Liebe zu seiner künftigen Mutter hingezogen - mit ihr verbunden. Oft warten die Kleinen in Obstbäumen. Die Bäuerin, die sich darunter ausruht, oder die Frau, die im Vorbeigehen einen Apfel oder eine Kirsche pflückt, wird alsbald Mutter. In Deutschland hieß es vielerorts, daß Mädchenseelen von Pflaumen- oder Kirschbäumen, Knabenseelen von Birnbäumen geholt werden können.

Wenn es manchen Frauen schwerfiel, Kinder zu empfangen, dann gingen sie zur Weisen Frau. Diese wusste Kräuter, die die Fruchtbarkeit steigern können. Da gab es zum Beispiel Fußbäder in einem Aufguss von Beifuss oder Mugwurz. Das wärmt und energetisiert den Unterleib. Auch die Mistel konnte, richtig angewendet, als Tee oder Tropfen zusammen mit Schafgarbentee den Schoß für die Leibesfrucht empfänglich machen. Bei den Kelten galten die schleimigen Mistelbeeren als Spermatropfen des kosmischen Stiers. Aber wenn auch diese Pflanzen und Zaubersprüche mal nicht halfen, wusste die Weise Frau Rat. Sie kannte stille Orte - Felsspalten, Teiche, Höhlen - wo es nur so von Kinderseelen wimmelte, die auf eine Mutter warteten. Diese Orte gibt es noch immer, und auch wenn man heutzutage nicht darüber spricht, werden sie noch immer häufig besucht. Im Schweizer Jura gibt es zum Beispiel das »Vrenelis Loch« - wo es sich genau befindet, will ich hier nicht verraten, da es ein heiliger Ort ist, nicht etwas für neugierige Touristen oder sensationsgeile Journalisten. Noch in unseren Zeiten baden Frauen heimlich in dem Bach, der durch diese Waldschlucht plätschert, zünden Kerzen und Räucherwerk an und opfern Blumen, ehe sie die Hand in ein Loch in den Kalkfelsen stecken. Für die Erwartungsvollen ist es die Berührung mit

einer anderen Dimension: Sie berühren das Jenseits, das Reich einer Göttin, die sich heutzutage mit dem Namen der Heiligen Verena tarnt.

Der Kinderbrunnen Lolarka Kund

Kraftorte, wo man sich Kinder holt, gibt es auf der ganzen Welt. Einer der berühmtesten ist Lolarka Kund, ein tiefer Brunnen nahe Assi Ghat in Benares, Indien. Über dem Teich »stand einst die Sonne still« - das heißt, er berührt die zeitlose Ewigkeit-, und im Wasser unten haust ein Naga, ein Schlangenkönig. Ehe das kinderlose Paar die vielen Stufen in die feuchte, kühle Tiefe hinabsteigt, knoten sie ihre Kleidung, den Sari der Frau und das Dhoti des Mannes zusammen. Sie baden und lassen die alten Kleidungsstücke zurück. Die Frau zerschlägt ihre gläsernen Armreife und opfert eine Frucht, die sie besonders mag und auf die sie zeitlebens dann verzichten wird. Manchmal opfert sie einen runden Kürbis, der Schwangerschaft symbolisiert. Nach dem Bad steigen sie händehaltend in neuen Kleidern wieder nach oben. Für den Fall, daß ein Kindlein geboren wird, gelobt das Paar, am Tag der Sonne (Ravivara) ein Jahr nach der Geburt wiederzukommen und dann die Kopfhaare des Kindes der Gottheit als Dankesopfer zu schenken.

Jedes Jahr kommen nahezu zehntausend Menschen an diesem Tag, der auf den sechsten Tag des zunehmenden Mondes im August fällt. Die Barbiere haben alle Hände voll zu tun; ganze Berge von Kinderhaaren türmen sich um den Brunnen.

Lolarka Kund ist - wie auch Vrenelis Loch - tatsächlich ein Thirtha, eine »Furt« über den Strom, der die diesseitige von der jenseitigen Welt trennt.

Einst gab es regelrechte Kinderbäume. Hoch in den Alpen waren es uralte Lärchen - oft waren sie mit dem Bildnis der Muttergottes versehen -, in denen die Salige Frau lebte. Die Salige erschien den hellsichtigen Bergbauern als eine wunderschöne Frau mit leuchtendem, goldenem Haar. Über viele Generationen hinweg schenkte sie den Sennerinnen, Köhlerinnen und Landfrauen Kinder. Und wenn sie so arm waren, daß sie sich keine Hebamme leisten konnten, klopfte die Salige an und half ihnen in ihren Kindesnöten. Ganze Täler wurden von solchen Kinderbäumen bevölkert.

Bei den Kelten und Germanen war es die Dorflinde oder auch alte, knorrige Eichen, Eschen oder hohle Weiden, in denen die Ahnengeister wiedererschienen. Solche »Hollenbäume« und »Tittitannen« gibt es noch vielerorts. (Titti oder Ditti bedeutet Kind oder Geist; so wurden aus dem Titisee im Schwarzwald Kinder »gefischt«.) Noch anfangs dieses Jahrhunderts hielten Hochzeitsgesellschaften unter einem solchen Baum Rast; sie schmausten und waren guter Dinge, schmückten die Äste mit Bändern und begossen den Stamm mit Wein oder Schnaps. Es heißt, daß solche Bäume bluten und schreien, wenn die Axt an sie gelegt wird. Diese Aussage ist nicht etwa dummer Aberglaube, sondern beruht auf außersinnlicher Wahrnehmung.

In England, Frankreich und Belgien kommen viele Kinder aus dem Kohlbeet. Kein Wunder, die Kohleköpfe strotzen ja auch nur so von überschüssiger Lebenskraft. Die Samen keimen und wachsen schnell. Ein abgeschnittener Kabiskopf treibt

gleich wieder Wurzeln, sobald man ihn auf den feuchten Boden setzt. Ein Wickel aus saftigen Kohlblättern heilt manches Gebrechen, nicht etwa allein durch ihre Wirkstoffe (Senfölglykoside), sondern durch Übertragung schierer Lebenskraft.

Die Ethnologen des 19. Jahrhunderts fanden in den Behauptungen der Australierinnen, Afrikanerinnen oder Indianerinnen, sie seien von Steinen, Bäumen oder Blumen geschwängert worden, den schlagenden Beweis einer animistischen, prälogischen Mentalität. Was wurde an Universitätsseminaren und in den Studierstuben nicht alles fabuliert und theoretisiert bezüglich des angeblichen Unwissens dieser Naturkinder über die Zusammenhänge zwischen Koitus und Schwangerschaft!

Feministen sehen darin noch immer Reste einer matriarchalischen Urgesellschaft, denn die Aussage, daß eine Pflanze eine Frau schwängert, negiert kategorisch die Vaterschaft des Mannes.

Was die Eingeborenenfrauen den neugierigen Ethnographen erzählten, war jedoch nur das, was sie hellsichtig wahrgenommen hatten. Sie hatten, wie Buddhas Mutter, die ihren Sohn als weißen Elefanten heranschweben sah, das Geistkind schon vor der Konzeption wahrgenommen. Selbstverständlich war ihnen die Rolle, die der Geschlechtsverkehr spielt, kein Geheimnis. Dieser ermöglicht es nur, daß der kleine Geist einen Körper bekommt.

Die Kinderseele, die sich in der Blume, dem Baum, Felsbrocken oder Stein aufhält, nähert sich neugierig der Mutter, noch vor der Befruchtung des Eis. Erst der sexuelle Akt, der die Liebenden ineinander verschmelzen lässt, ermöglicht es dem Kind, sich mit dem Vererbungsstrom beider Eltern zu verbinden. Die Glut der Liebesekstase, die vorübergehend sämtliche Barrieren, die das Ego um Leib und Seele errichtet, aufsprengt, erlaubt es dem Kind in die befruchtete Eizelle, in die DNS-Doppelhelix hineinzuwirbeln. Nun kann die Zellteilung beginnen. Anmerkung 14

Zeit der Zeugung

Als die Menschen noch allgemein hellsichtig waren, achteten sie darauf, wann und wo die Zeugung geschah. Sie orientierten sich am Brauch der Vorfahren und an den kosmischen Rhythmen. Die Verschmelzung von Mann und Frau war heilige Ekstase, eine Kommunion, in der sich das Göttliche dem Menschen nähert, kein willkürlicher, egoistischer, desperater Akt, wie es heute so oft der Fall ist. In alteuropäischen Kulturen galt es als besonders günstig, Kinder in freier Natur - auf der Wiese, dem Acker, im Wald besonders unter dem Haselstrauch - zu zeugen, wenn der Mond voll und die Sonne im Jahreszyklus aufsteigend ist. Der Wonnemonat Mai, wenn die Menschen am kraftvollen Ergrünen und Erblühen der Natur teilhaben können, galt als eine besonders günstige Zeit für die Empfängnis. Erst nach der Bekehrung wurde - wie vor anderem heidnischen Brauchtum auch - vor Hochzeiten im Mai gewarnt. Der Mai sei der Jungfrau Maria und ihrer Keuschheit geweiht, da solle das Paar ihre fleischlichen Gelüste zügeln, sonst würden Narren, Idioten oder zumindest schwerererziehbare Kinder entstehen (LOUX 1980: 66).

Das Maifest war Badefest. Die Weisen Frauen bereiteten duftende Kräuterbäder und brauten starke Biere, die den Menschen Flügel verleihen. Die Mädchen banden sich wie Freya selber Blumengewinde in die Haare. .

Auch süße, mit Waldmeister (Asperula odorata) gewürzte Weine, die die Lust anregen und Verklemmungen lockern, wurden getrunken. Der Maitrunk ist altbekannt, schon ein gewisser Benediktinermönch namens Wandelbertus, schrieb im Jahre 854: »Schütte perlenden Wein auf das Waldmeisterlein.« Bei der heutigen Maibowle gehen wir ganz dezent, ganz bürgerlich vor. Einige Zweiglein des angewelkten Maikrauts werden für kurze Zeit in den Wein

gelegt, es kommt etwas Zucker und Zitrone dazu und zuletzt Schaumwein. Man befürchtet, zuviel Waldmeister könnte einen heftigen Kater zur Folge haben. Wenn man jedoch diese Befürchtung beiseite lässt und mehrere Handvoll des angewelkten Waldkräutleins in den Wein tut, dann wird man wissen, warum es Waldmeister, Herba matrisylvae (Waldmutterkraut) oder, auf französisch

»reine des bois« (Waldkönigin) heißt. Nicht nur regt es die Liebeslust an, sondern es ist, als ob der Wald, die ganze wilde Natur, einige Schritte näher an einen herantritt. Die Waldgeister grinsen einen an.

Die »Kreuz-Viertel-Tage« wie das Maivollmondfest sind Freiräume, Brüche im Fluss der Zeit, sind Momente, in denen das Jenseitige der Menschenwelt nahe kommt. Nicht nur können dann die Hexen und Schamanen gut fliegen, sondern auch die Andersweltlichen, die Elementarwesen, Feen und Elfen haben die Möglichkeit herbeizukommen. Vor allem aber die Ahnen, die in den Strahlen des Mondlichts herabsteigen, haben es dann leichter, sich wiederzuverkörpern.

Zur Maienzeit sammelte die Jugend bunte Blumen, Beifuss, Quendel, Kamille, Waldmeister, Gundelrebe und Labkraut und andere duftende Kräuter - die der Göttin, der Freya oder später der Maria, geweiht waren - und legte sie als Liebeslager auf die blühenden Wiesen oder in moosbewachsene Waldlichtungen. Noch bis ins letzte Jahrhundert bauten sich junge Leute in Frankreich »Minneburgen« (Chateaux d'amour) aus Laub und Blumen, in welchen sich die Mädchen aufhielten und die die Burschen dann stürmten.

Das Maifest gab auch Anlass, die jungen Frauen mit Birken- und Haselruten zu »quicken (= »lebendig machen«). Nicht

nur im Körper werden Energien auf diese Weise freigesetzt, die Ruten vermitteln auch Energieströme vom Jenseits, von den Ahnen.

Die im Mai gezeugten Kinder kamen dann zur Lichtmesszeit, im Frühling, wenn die Lichtgöttin wiedererscheint, zur Welt.

Das ist auch die Zeit, wenn der Bär verjüngt und mit seinen Jungen aus der Höhle hervorkommt. Als andere günstige Zeiten für die Zeugung galten der Mittsommer und das Augustfest. Ungünstig dagegen waren die Novembertage.

Schwangerschaft

In den frühen Phasen der Schwangerschaft ist das Kind noch nicht fest an den Embryo gebunden. Während der wachsende Fötus im wässerigen Milieu innerhalb der Plazenta die ganze Evolution der Art - als Amöbe, Qualle, Fisch mit Kiemen, Lurch und so weiter - noch einmal auf embryonaler Ebene durchmacht, kann die dazugehörige Kinderseele leicht den Bauch verlassen und die Mutter umschweben. Dabei geht sie auf regelrechte Abenteuer, tanzt mit den Schmetterlingen, spielt mit Singvögeln und anderen Tieren und erquickt sich an Blumen und Bäumen ..., und wenn sie erschrickt, dann flieht sie in ihre warme Höhle zurück. (RÄTSCH 1987: 31) Anmerkung 15

Starke Seelen, etwa die zukünftiger Schamanen, Häuptlinge oder Krieger, spielen während dieser Zeit mit starken, ungewöhnlichen Tieren, mit Wölfen, Bären, Löwen, Aasgeiern, die später ihre Verbündeten oder Familiare werden.

Es ist dieses Umschweben, das den werdenden Müttern ihre besondere Anmut, ihre strahlende Aura verleiht. Wer hat noch nicht bemerkt, wie gerne Schmetterlinge schwangere Frauen umflattern, Vögel nahe herbeikommen oder sich

Marienkäfer auf ihnen niederlassen? Aus diesem Grund ist es gut, wenn sich die Schwangere so viel wie möglich in der freien Natur aufhält. Die Hindu-Shastras schreiben der Schwangeren lange Spaziergänge in Gärten vor. Diese Offenheit der Natur gegenüber erklärt auch die Bräuche, die von der Frau verlangen, sie solle junge Obstbäume schütteln oder umarmen. Auf dieser Tatsache beruht auch der ethnographisch vielfach belegte Glaube, daß das Kind von jenen Dingen, welche die Mutter während der Schwangerschaft sieht und tut, stark geprägt werden kann (LOUX 1980: 52). Schwangere sollen, so heißt es gelegentlich, keine Erdbeeren essen, denn das könnte erdbeerähnliche Muttermale verursachen. Ein von Kindheit an stark stotternder Hillbillie erklärte mir, seine Sprachbehinderung rühre davon her, daß seine Mutter während der Schwangerschaft eine fremdsprachige Sendung im Radio gehört hätte. In Schlesien hieß es, Säuglinge könnten mit Schuppenkrankheit auf die Welt kommen, wenn die Mutter Fisch esse. Selbstverständlich ist Fischessen gesund - worauf es hier jedoch ankommt, ist weniger der ernährungsphysiologische Gesichtspunkt als die Stärke des Eindrucks auf die einprägsame Seele des Fötus.

In den letzten Wochen der Schwangerschaft, mit zunehmender Beseelung des Embryos, bleibt das Kind zunehmend länger im Bauch. Normalerweise erinnert sich der Mensch nicht an sein vorgeburtliches Dasein. Durch hypnotische Regression oder starke Psychedelika - eventuell Ayahuasca oder Ololiuqui - ist es möglich diese Amnesie zu durchbrechen. Es gibt sogar hie und da Menschen, die in sich noch Bilder des vorgeburtlichen Daseins bewahrt haben. So etwa der englische Dichter Thomas Traherne (1637-1674). Immer wieder besingt er die Wonne, die er erlebte, als er »gleich einem Engel«

herabschwebte, und wie alles, die Blumen und Bäume, hell und wunderbar leuchtete (TRAHERNE 1991: 4).

Auch die altkeltische Dichtung malt uns ein Bild von der »anderen Seite der Natur«, vom Elfenland, in dem sich die sich inkarnierende Seele befindet:

»Haar dort wie Primelbund und der ganze Körper die Farbe des Schnees. Weiß dort die Zähne, schwarz die Brauen. All unsere Gäste dort sind eine Augenweide, jede Wange trägt die Farbe des Fingerhuts.«

(LEBOR NA HIDRE, Altirische Gedichte)

Geburt

Wenn endlich die Zeit der Niederkunft gekommen war, rief man die Dorfbase, die Nachtfrau, die oft die eigene Großmutter war. Man rief sie heimlich, nickte ihr zu -es war besser wenn keine unfreundlichen Ohren, missgünstige Geister davon erfuhren. Die Alte, deren Blick nicht bloß an der materiellen Oberfläche des Daseins haftet, schaute das Kind schon lange ehe es geboren wurde. Aus Träumen und Zeichen konnte sie erahnen, wer da zur Welt kommen will, welcher Vorfahre, welcher Krieger, welche Heilerin oder gar welche Gottheit sich da verkörpern will. Und da es auch stimmte, was sie sagte, erschien die Alte wie die schicksalsverkündende Norne selber.

Auf ihrem Weg achtete sie auf die Zeichen, auf Tiere, die ihren Weg kreuzten, auf Wind, Wolken, Sonne und Mond. Diese würden ihr verraten, wie die Geburt verlaufen würde. Auch in der finsteren Nacht kam sie. Sie hatte keine Furcht, sie war ja eine Hagezusse, die die Nachtseite des Seins und ihre Wesen kennt.

Im Haus veranlasste sie, daß die Türen und Kästen geöffnet, die Schürzen- und Schuhbänder gelöst, Seile und Stricke aufgeknotet wurden, damit sich das Kindlein nicht an der Schwelle verstrickt oder stecken bleibt. Sie gab der Gebärenden

Rat mit beruhigenden Worten und kannte auch die richtigen Zauberworte, mit denen sie die Disen, die Hollen oder die Salige Frau zum Beistand aufrief. Die indische Hebamme singt vedische Geburtsmantren; bei den Germanen zeichnete sie Schutzrunen:

»Schutzrunen lerne, wenn du schwangere Frauen

Von der Leibesfrucht lösen willst:

Auf Hände und Gliedbinden male die Heilszeichen

Und den Beistand der Disen erbitte!« (Sigrdrifumal 9)

Die Weise Frau reichte der Gebärenden einen Büschel Beifuss in die linke Hand, denn in diesem würzigen Frauenkraut ist die Schützerin der Mütter, die Holle oder Artemis, anwesend. Zudem beräucherte sie die Lagerstätte und den Raum mit beruhigenden Kräutern und solchen, die böse Einflüsse fernhalten. Beifuss und Hartheu gehörten dazu.

Wenn das Kind falsch lag, so daß eine Steißgeburt drohte, drückte und massierte sie den Bauch, bis die Lage richtig war.

Diese Methode ist bei fast allen Naturvölkern bezeugt.

Obgleich sie sich um die notwendigen praktischen Aspekte kümmerte, befand sich die Hebamme zugleich in einem ekstatischen Zustand: Als Seelengeleiterin begab sie sich zu

dem Kind, das sich an der Schwelle zur Erdenwelt befand. Sie redete mit ihm, gab ihm Mut, nahm es sozusagen bei der Hand und führte es, während die Wehenwellen es durch den Geburtstunnel trugen. In Südafrika rauchen die Hebammen oft Hanf, der ihnen den Weg in die transsinnlichen Bereiche erleichtert.

Leichte Geburten

Für viele moderne Frauen ist die Geburt ein Trauma, das die Schmerzbetäubung und die Manipulation eines aufwendigen medizinischen Apparats erfordert - ein Apparat, der aber unwillkürlich Stress erzeugt und Angst einflößt. Oft erleben Mütter die Geburt des Kindes gar nicht einmal bewusst. In den sogenannten »primitiven« Gesellschaften ist die Geburt dagegen ein Erlebnis der äußersten Ekstase. Indem die Gebärende nicht gegen den Schmerz ankämpft, sondern - unter Anleitung der Weisen Frau - sich in die Wehen hineinbegibt, transzendiert sie ihr sterbliches Ego. Sie befindet sich nicht mehr in der alltäglichen Welt, sondern ist nun selber »jenseits der Hecke«. Die Hebamme offenbart sich nun als Göttin. Ja, die Gebärende ist selber göttlich geworden, verbunden mit den tiefsten Instinkten, mit dem weiblichen Archetypus.

Stöhnend, keuchend, schwitzend, gemächlich das Gewicht von einem Beim zum anderen bewegend, tanzt sie den Geburtstanz der wilden Artemis, bis die Stoßwehen einsetzen.

Immer wieder hören wir, daß bei den Primitiven - »primitiv« heißt eigentlich »den Ursprüngen nahe« - die Geburt schnell, unkompliziert und praktisch »schmerzlos« vor sich geht. Die Leichtigkeit, mit der die Indianerfrauen ihre Kinder zur Welt brachten, versetzte die weißen Berichterstatter in Staunen: »Des öfteren wurde mir berichtet, daß die

schwangere Squaw einfach abseits geht, sich selber entbindet, das Kind im Bach wäscht und danach wieder läuft. Sie liegen nicht einen ganzen Monat nieder (wie die Zivilisierten), sondern machen nicht viel mehr aus Schwangerschaft und Geburt als eine Kuh.«

(STILES 1761: 149)

Missionare und christliche Glaubenseiferer waren sich indes nicht so sicher, ob bei den leichten Geburten der Weiber dieser

»gottlosen« Wilden nicht der Teufel im Spiel war. Hatte nicht Gott selber in der Heiligen Schrift die sündhafte Menschenmutter, ehe er sie aus Eden vertrieb, höchst persönlich verflucht: »Viel Mühsal bereite ich dir, sooft du schwanger wirst. Unter Schmerzen gebierst du Kinder.« (Genesis 3: 16) Nur die reine Jungfrau Maria hätte ihren Sohn ohne Schmerzen hervorgebracht.

Überall stehen den Hebammen Kräuter zur Verfügung, falls die Wehen zu lange dauern oder sonstige Komplikationen sich einstellen. Von den Indianerinnen sind viele überliefert: Katawba-Frauen tranken Abkochungen von den Rinden der Pappel, der Kirsche und Kornelkirsche. Die Cheyenne-Frauen tranken den Tee der Bitterwurzel (Lewisia rediva), die eine angesehene alte Frau, deren Leben nicht durch Unglück getrübt wurde, gesammelt hatte. Zur Ablösung der Plazenta tranken die Navaho und Hopi einen Tee aus dem Broomweed (Gutierrezia sarothrae), die Cherokee das virginianische Helmkraut (Scutellaria laterifolia). (VOGEL 1982: 234). Beispiele dieser Art könnten ein ganzes Buch füllen.

Auch unsere Hebammen kannten sich meisterhaft mit Pflanzen aus - allen voran dem Beifuss -, die die Geburt

förderten, Krämpfe der angespannten Dammuskeln lösten (etwas Kompressen aus dem gewöhnlichen Schneeball, Viburnum opulis), Blutverlust minderten (etwa Mutterkorn, das, genaustens dosiert, erst bei den dritten Wehen verabreicht wurde). Die Inquisition, der fast alle Hebammen zum Opfer fielen, und die Aufklärung, die aus der Geburt eine klinische Krankheit

machte, die der Arzt zu betreuen hat, haben diese einheimische gynäkologische Tradition fast zum Erlöschen gebracht.

Komplizierte und tödlich verlaufende Geburten wurden erst Problematisch, nachdem die uralte Überlieferung getilgt war.

Die Hebe-Ahnin und das Männerkindsbett

Auch wenn der Vater nicht unmittelbar anwesend war, so war er doch ganz einbezogen. Auch er befand sich in einem außergewöhnlichen Bewußtseinszustand und lag oft kraftlos darnieder - wie der Amazonasindianer, der tagelang erschöpft in seiner Hängematte liegt, während die Mutter schon wieder auf den Füßen ist. Diese post partem-Erschöpfung der Männer ist von den Ethnologen als Couvade oder »Männerkindsbett« bezeichnet worden und galt als »sympathetische Magie«.

Radikale Feministinnen sprechen von »Zeichen des beginnenden Vaterrechts«. In Wirklichkeit jedoch war der Mann erschöpft, denn er schickte der Frau und dem Kind soviel Kraft, ätherische Energie, Orenda, oder wie immer man es nennen will, wie nur möglich. Der Christ im Mittelalter betete inbrünstig während der Niederkunft, der heutige Vater dröhnt sich mit Alkoholika und Kettenrauchen zu.

Bei den germanischen Völkern fand nach der Geburt ein Ritus statt, wobei die Hebamme die Priesterin war. Als Vermittlerin (engl. Midwife = vermittelndes Weib) zwischen der jenseitigen und der diesseitigen Welt legte sie das Neugeborene auf die strohbedeckte Erde. So weihte sie es der Erdmutter, der Holle, die ja auch unsere Mutter ist. Sie umschritt das Kind dreimal und beschaute es. War es gesund und lebensfähig, hob sie es auf - daher das Wort Hebamme (althochdeutsch »Hevanna« - die »Hebe-Ahnin«). Als Verkörperung der Schicksals- und Ahnengöttin sagte sie das Schicksal voraus und segnete das Kind mit einem Segensspruch. Sie besprengte es mit dem Lebenselement Wasser oder badete es, dann setzte sie das Kindlein auf des Vaters Schoß. Dieser nannte das Kind beim richtigen Namen. Meistens hatte er den Namen geträumt oder »gehört« - der Mensch bringt seinen Namen mit, er wird nicht willkürlich benannt. Oft ist es der Name, den er schon vor der Reinkarnation hatte. Oft war es der Urgroßvater oder die Urgroßmutter, die da als Neugeborene auf den Schoß gesetzt wurden. Die Weisheit der Sprache verrät es ja: Das Wort Enkel bedeutet »kleiner Ahne«!

Das Ritual des Aufhebens und der Namensgebung machte den Neuankömmling wieder zum Teil der lebenden Gemeinschaft, die er vor längerer Zeit verlassen hatte. Schwächliche, lebensunfähige oder verkrüppelte Kinder wurden nicht »aufgehoben«. Sie wurden hinter den Zaun zurückgeschickt und ausgesetzt. (HASENFRATZ 1992: 65) Nach dem Ritual jedoch galt es als Mord, den Säugling zu vernachlässigen.

Die Hebammen führten diese »heidnischen« Geburtsbräuche, wenn auch christlich verbrämt, bis ins Mittelalter hinein fort.

Sie sammelten die Geburtskräuter; sie vollzogen die erste kulturelle Handlung am Kind: Sie badeten es mit zauberkräftigen Ingredienzien - eine Weiterführung der Wasserweihe - und sprachen den Segen. Sie schnitten dem Kind eine Locke vom Köpfchen und warfen sie als Opfer den Dämonen zu. Diese Unholde würden sich damit zufrieden geben und das Kind dann in Ruhe lassen. Auch als Kinderbringerin waren die Hebammen geschätzt, denn sie kannten sich im Fruchtbarkeitszauber aus.

All das rückte sie im Zeitalter der Inquisition gefährlich in die Nähe der Hexen. Geistlichkeit und Behörden nahmen gegen sie Stellung, unter anderem 1494 ein Dominikaner in Breslau, der sie der Zusammenarbeit mit Tausenden Dämonen bezichtigte. Es sei der Teufel, der die Hebammen zu abergläubischen Segenssprüchen und anderen Gaukeleien verleitet - so die Augsburger Hebammenverordnung (BÄCHTOLD-STÄUBLI III 1987: 1590) Medizinalgerichte und Kirchenverordnungen bestimmen, daß der Pfarrer bei der Geburt anwesend sein soll, um die Hebamme zu ermahnen, die abergläubischen Bräuche zu unterlassen. Stoßgebete sollen den Segen ersetzen, und auf Bad und Wassersegen, welche die heilige Taufe verhöhnen, sollte verzichtet werden.

Bettstroh und Beschreikräuter

Während und nach der Entbindung bedürfen Mutter und Kind besonders der heilsamen Energien der Vegetation. Also bettete man sie auf duftende Kräuterkissen. Auch hier machten es die Götter und Heroen vor. So legte Ishtar, die babylonische Göttin der Liebe, den kleinen Tammuz auf Getreidegarben. Dionysos, der rasende Gott des Weines, bekam ein Lager aus Obst. Und vom Jesuskind wird erzählt, daß Maria ihn in die Krippe auf die aromatischen Kräuter legte, welche Ochs und Esel übriggelassen hatten. Bei den

Germanen waren es wiederum »neun« heilige Pflanzen, der holden Freya geweiht, auf die Mutter und Säugling gebettet wurden. Als die Verkünder des Evangeliums das heidnische Land mit ihrem Zauber belegten, da wurden diese wichtigen Freyakräuter schnell zu »Unser Frauen Bettstroh«.

Welche Kräuter kamen als »Bettstroh« in Frage? Überliefert sind zuallererst die goldgelben, nach Honig duftenden Blütenrispen des echten Labkrauts (Galium verum). Eine englische Legende erzählt, dieses Kraut habe einst unscheinbare, weiße Blüten getragen, aber als das Christkindlein darauf gebettet wurde, verwandelte sich ihre Farbe in ein leuchtendes Sonnengelb. So ist es nicht verwunderlich, daß die Hebammen es nicht nur den Wöchnerinnen als Lagerstroh gaben, sondern auch die Kinder in einem Absud des Krauts badeten, wenn sie aufgrund des »bösen Blicks« an Krämpfen und Konvulsionen litten. Aus einem alten Rezeptbuch erfahren wir, daß, den »kindenden« Frauen aus dem Kraut ein Labtrunk bereitet wurde, um die Nachwehen zu lindern.

Quendel oder wilder Thymian (Thymus vulgaris), das aromatische und beruhigend wirkende Gewürzkraut, welches noch heute bei Radiästheten im Ruf steht, schädliche Erdstrahlen zu beseitigen, war auch immer mit dabei. Das in den Blättern des Lippenblütlers enthaltene ätherische Öl (Thymol) wirkt desinfizierend und als Nerventonikum bei Angstzuständen. Die Griechen weihten es der Liebesgöttin Aphrodite. Dioskurides verschreibt es zusammen mit anderen Kräutern, um Menstruation, Geburt und Nachgeburt zu fördern. Allgemein gilt Quendelkraut als Schutz gegen böse Einflüsse. Eine Sage erzählt von einem Mädchen, das sich in einen gutaussehenden fremden Wandersmann verliebte. Die Mutter, die dem schwarzäugigen Fremden nicht traut, erfährt, daß das Töchterlein sich mit ihm verabredet hat, in der Nacht

heimlich zu fliehen. Da holte sich die besorgte Mutter Kundelkraut (Quendel) und Widritat (»Wider der Tat«, ein Farn) und nähte es ins Kleid der Tochter. In jener Nacht aber, als der Fremde das Mädchen holen wollte, stutzte er in einiger Entfernung und kreischte erbost, ehe er sich in Feuer und. Schwefelgestank auflöste:

»Kundelkraut und Widritat

Hab'n mi um die Braut braht!«

Nicht minder antidämonisch wirkt Frauenflachs oder Leinkraut (Linaria vulgaris). Der gelbblühende Rachenblütler soll angeblich von Kröten - Symbol der Gebärmutter - geliebt und von Fliegen gemieden werden. Wie der Flachs galt auch das Leinkraut, das als Saatunkraut in den Flachsfeldern gedieh, als Frauenpflanze und wurde bei den Germanen der Freya geweiht. Es wurde unter anderem als Sitzbad bei Weißfluss benutzt.

Der Dost oder wilde Majoran (Origanum vulgare), der auch Wohlgemut genannt wird, schützte ebenfalls Wöchnerin und Kind. Die Griechen weihten auch dieses Duftkraut der Aphrodite. Das rote, blitzabwehrende Weidenröschen (Epilobium angustifolium), im Aargau »Froweblüemli« genannt, gehörte ebenso zu den Bettstrohkräutern wie Kamille, Waldmeister, Steinklee, Gundelrebe und Heilziest (Stachys betonica).

Bettstrohkräuter gab es auch zur Stärkung der Kranken und Bettlägrigen, zum Trost der Sterbenden und zur Förderung der entspannten Liebesfreude.

Die meisten Bettstrohkräuter gehörten mit in das Frauenbündel, den Heilkräuterstrauß, den die Frauen zwischen Mittsommer und den heißen »Hundstagen« im August sammelten. Es sind Kräuter mit wohltuenden,

antiseptisch wirkenden ätherischen Ölen oder - wie beim Waldmeister, den Labkräutern oder dem Steinklee - mit Kumarinen, die beim Trocknen einen angenehmen, beruhigenden »Heuduft« von sich geben.

Viele der Kräuter wurden von den Bademüttern und Hebammen als »Beschrei- oder Berufskräuter« verwendet. Unter Beschreien verstand man böszungiges Geflüster, falsche Freundlichkeit, hinter der sich Neid oder Mißgunst versteckt, oder das heimliche Verwünschen von Kindern, die dann scheinbar ohne Grund kränkeln und nicht richtig gedeihen. Mit einem Neunkräuterbad aus solchen meist gelb- oder purpurfarbenen Blütenkräutern - es sind die Farben der Gelbsucht, der Hautverfärbung, Farben, die Neid symbolisieren - wird das Unheil weggewaschen und, in einen Bach oder Fluss gegossen, weggespült.

Nach der Geburt

Die Hebamme bekommt als Dank Eier, Mehl, Flachs und andere nützliche und symbolträchtige Gaben, auch Geld wird ihr gegeben. Einst war es Brauch, der Fee des Hof- oder Dorfbaumes für die geglückte Geburt des Kindes zu danken, indem man ihr die Nabelschnur oder das erste Badewasser gab. Bei einigen ostafrikanischen Völkern pflanzt der Vater die Nabelschnur des Babys zusammen mit einem Baumsteckling hinter dem Haus. Das Bäumchen wird besonders liebevoll gepflegt, denn es bleibt zeitlebens mit dem Neuankömmling verbunden. Christian Rätsch berichtet von den Lakandonen im Dschungel Chiapas, daß auch hier der Vater die vertrocknete Nabelschnur mit einigen Maiskörnern in Hausnähe pflanzt.

»Wenn der Mais reif ist, nimmt er die Kolben und hängt sie in die Nähe des Schlafplatzes seiner Frau und seines Kindes auf. Die Kolben werden fortan das Kind vor Kisin, dem Herrn

des Todes, schützen.« (RÄTSCH 1987: 36) Die Hebamme wickelt die Nachgeburt in Blätter und legt sie dann in einen hohlen Baum, den nur sie kennt.

Unsere heidnischen Vorfahren kannten ähnliche Bräuche. Die Nordgermanen vergruben das »Hemd« (Plazenta) des Neugeborenen und die Nabelschnur unter einem Baum, oder sie hängten es als Opfer für Odins Raben in die Zweige. Der Freya geweihte Linden, Wildrosen oder Birken, auch Obstbäume kamen dafür in Frage. Der Obstbaum würde dann besonders viel Frucht tragen, und das Kind würde wie der Baum wachsen und gedeihen. Manchmal war es die Aufgabe der Hebamme, manchmal die des Vaters, schweigend oder auch Sprüche sagend, die Nachgeburt zu vergraben.

Wo noch Hausgeburten üblich sind, ist dieser Brauch noch nicht ausgestorben. Noch immer wird das von Blut rosa gefärbte Badewasser unter den Rosenstock geschüttet, »damit das Kind rote Backen bekommt«. Vielerorts wird noch immer ein Geburtsbaum, meistens eine Linde, Eiche, ein Birnbaum, Apfel- oder Nussbaum, gesetzt. Goethes Großvater pflanzte zum Beispiel einen Birnbaum bei der Geburt des kleinen Wolfgang. Noch immer sieht man in einem solchen Baum einen vegetativen Doppelgänger, der zeitlebens mit dem Menschen ein ätherisches Feld teilt. Geschieht dem Menschen Leid, dann wird der Baum kränkeln. Umgekehrt, wird der Baum beschädigt, dann - egal wo er ist - muß der Mensch leiden.

Die Totenmutter

Ebenso, wie die Weise Frau »hinausgeht«, um das Kind, das da geboren werden will, an das diesseitige Ufer zu führen, begleitet sie als Totenweib oder Leichenwäscherin die Sterbenden im Gang über die Schwelle. Meistens weiß sie

im voraus, wenn jemand sterben muß, denn das Sterben fängt schon an, lange bevor der Betroffene seinen letzten Seufzer getan hat.

Ehe es andere merken, sieht sie, wie jemand, vom dürren, kalten Finger des Todes berührt, den Totentanz tanzen muß. Sie hat diese Begabung, da sie selber - von Geburt an, durch Einweihung oder Berufung - über die Schwelle jenseits der Hecke gehen und auch wieder zurückkehren kann.

Wenn des Menschen Herz aufhört zu schlagen und er seinen letzten Atemzug ausgehaucht hat, entschlüpft er seiner leiblichen Hülle. Er wird denselben Weg wieder zurück durch die kosmischen Sphären nehmen, den er vor der Geburt herabgestiegen ist. Aber zuerst ist er noch unbeholfen und unsicher; er gleicht einem noch feuchten, verletzlich dünnhäutigen Schmetterling, der dem Kokon entschlüpft ist. Noch kaum nimmt er die Ahnengeister, Engel oder Dämonen wahr, die ihm von der anderen Seite her entgegenkommen und rufen. Noch ist er Teil der diesseitigen Welt. Der Tote sieht noch und hört noch, was um ihn vor sich geht - die Überlieferungen aller Völker besagen das. Er bedarf der Orientierung. Er bedarf der liebevollen Zuwendung ebenso wie das Kind, wenn es geboren wird. Er bedarf der Leichenwäscherin, die ihn in die Arme nimmt, ihm liebevoll mit ihrer Hand über die blasse Haut streicht und ihm mit gutem Zureden die Verwirrung und eventuell die Angst nimmt. »Hier, du Lieber, schau wie schön ich dich mache! Schau an, was für ein schönes neues Hemd ich dir anziehe. Wir werden Dir ein schönes Fest machen, es wird viel zu essen und zu trinken geben!« Sie kämmt dem Toten die Haare, schneidet die Nägel.

Es ist verständlich, daß die Leichenwäscherin wie die Hebamme in Zeiten der Inquisition in Gefahr stand, als Hexe, als Nekromantin oder Totenbeschwörerin in Verruf zu

geraten. Sie musste Acht geben, ihr Tun in ein christliches Gewand zu kleiden. Meistens jedoch war sie tief gläubig; sie war selber Maria Magdalena, die sich liebevoll um den Leichnam des

»Ecce Homo« kümmerte. In vielen Gesellschaften ist sie es, die die Klagelieder singt.

Nach dem Ableben hielten die Familie und die besten Freunde Totenwache. Drei Tage lang wachten sie mit dem Toten, denn um die drei Tage bleibt dieser bei dem Körper, den er sein eigen nannte. Während dieser Zeit ist er noch sehr nahe. Er kann sich denen zeigen, mit denen er sich zeitlebens verbunden fühlte. Auch wenn Alter, Krankheit und Schicksalsschläge ihn noch so gezeichnet haben, erscheint er denen, die ihn hellsichtig wahrnehmen, in strahlend schöner, jugendlicher Gestalt. Der »Ätherleib« bleibt nämlich unversehrt, von äußeren Einflüssen unberührt.

Während der dreitägigen Totenwache kann der Verstorbene noch wichtige Mitteilungen machen und den Hinterbliebenen seinen Segen gewähren. Das Licht der Kerzen - das Totenlicht - , der Rauch duftender Kräuter und Harze, Gesänge und frische Blumen bieten dem Verstorbenen Schutz vor negativen Einflüssen in dieser wichtigen Übergangsphase, dieser Zeit seiner Metamorphose. In den Anden spielen die Indianer Würfelspiele während der Totenwache (velorio); es sind die Toten selber, die die Würfel lenken und so den Spielern ihre Zuneigung oder Abneigung kundtun.

Blumen für die Verstorbenen

Blumen, auch immergrünes Laub spielen eine wichtige Rolle in den meisten Totenfesten, denn die Pflanzen sind

Vermittler zwischen Welten - nicht nur zwischen Erddunkel und Himmelslicht, zwischen Mineral- und Tierreich, sondern auch zwischen Diesseits und Jenseits. Pflanzen haben, wie Goethe es sagt, eine »sinnliche« wie auch eine »übersinnliche«

Dimension. Sie haben ihren lebendigen Körper in der physischsinnlichen Welt, aber als seelisch-geistige Entitäten sind sie unmanifestiert in geistigen Sphären jenseits der physischen Verkörperung. (STORL 1997a: 91) Pflanzen sind im wahrsten Sinne »ekstatisch« (außer sich stehend). Was wir Geist und Seele nennen, schwebt bei ihnen frei in der makrokosmischen Natur, in jener Welt, in der sich ebenfalls die verstorbenen Ahnen und auch die Götter befinden. Um mit den Pflanzendevas, den Göttern und den Ahnen zu reden, muß der Schamane ebenfalls die Fähigkeit haben, aus dem Körper zu fahren und ekstatisch zu werden.

Nirgendwo ist die Pflanzenseele der inkarnierten Welt näher als in der Blüte. In ihrer Farbe, ihrem Duft, ihrer Zartheit und manchmal in der messbaren Blütenwärme offenbart sich das Seelenhafte der Pflanze am ehesten. Da sie selber seelischer Natur ist, kann sie auch unsere Seelen, auch die der eben Gestorbenen berühren: Die Blumen sind dem Toten dann Wegweiser in die makrokosmischen Dimensionen.

Der Brauch, die Gestorbenen in Blumen zu betten, ist uralt und wird zum ersten Mal bei jenen Neandertalern belegt, die vor über sechzigtausend Jahren in einer Höhle im heutigen Irak ihre Toten bestatteten. Pollenanalysen zeigen eindeutig, daß man die Verstorbenen auf ganze Büschel blühender Heilpflanzen - Schafgarbe, Flockenblumen, Jakobskräuter, Träubelhyazinthen, Malven, Meerträubel und andere - gebettet hatte. Rundherum war der Boden mit Beifuss bestreut.

Vermutlich war damals schon der Beifuss die Pflanze der Holle, der Großmutter in der Erde geweiht.

Die Mexikaner glauben, daß die Toten besonders gut die Farbe Gelb sehen können. Aus diesem Grund bilden sie einen Blütenpfad aus Samtblumen (Tagetes) vom Haus bis zu der Stelle, wo das Totenfest stattfindet, bis zu dem mit den Lieblingsspeisen des Toten, mit Zigarren, Pulque (Agavenwein), Obst und Räuchergefässen mit Copal überhäuften Gabentisch. (CIPOLLETTI 1989: 207)

Das Totenfest

Neben der Totenwache ist es nahezu universeller Brauch, ein Fest zu veranstalten. Es wird geschmaust, viel getrunken, gesungen und getanzt. Man lädt den Toten ein mitzufeiern und bedankt sich anschließend bei ihm für den Spaß. Die Feiernden heben ab, sie gehen sozusagen einige Schritte mit ihm in die Geisterwelt hinüber. Dabei werden sie selber

»begeistert«, ekstatisch. Die Christenpriester taten sich von Anfang an schwer mit diesen immer wieder aufflackernden Totenfesten. Die Synode von Liftinae verbot an erster Stelle »die gotteslästerlichen Gebräuche bei den Gräbern der Verstorbenen« und an zweiter Stelle »die gotteslästerlichen Gebräuche unter den Toten«. Im Jahr 1231 untersagte das Konzil von Rouen das Tanzen auf den Friedhöfen und in der Kirche. 1405 verbot ein anderes Konzil den Musikern, Schauspielern und Gauklern, ihr Handwerk auf dem Friedhof auszuüben. (RAIBER 1986: 9) Ebenso verdammte die Kirche das Ausraufen der Haare, das Zerkratzen des Gesichts mit den Fingernägeln und das Zerreißen der Kleidung als Ausdruck der Trauer.

Wenn es nicht wie in christlich geprägten Ländern der Alkohol ist, der den Trauernden hilft abzuheben, dann ist es oft ein anderes geistbewegendes Mittel. Bei den Huitchol nimmt der Schamane den Peyotekaktus zum Totengeleit. In Afrika spielt Iboga diese Rolle. Vor allem aber ist der Hanf (Cannabis sativa) das heilige Kraut der Totenzeremonien. Im Pen Tśao des Shen Nung, dem im chinesischen Neolithikum wurzelnden, ältesten Kräuterbuch der Menschheit, heißt es, daß Hanf den Körper leicht macht und den Menschen befähigt, mit Geistern zu reden. Von den skythischen Reitervölkern der westasiatischen Steppe wird berichtet, daß sich die Hinterbliebenen in Zelte begaben, in denen getrocknetes Hanfkraut auf glühenden Steinen schwelte. Das Einatmen des Rauches lockert die Seele genügend vom Leibesgefüge, daß es möglich wird, den Verstorbenen eine kurze Wegstrecke ins Jenseits zu begleiten. In Indien gilt Hanf als das Kraut des Harshanas, der Gottheit der Totenzeremonie (Shraddha). Ganja wird von den Hinterbliebenen am Scheiterhaufen geraucht oder als Konfekt, mit Pfeffer gewürzt, gegessen. Wie bei einer Geburt oder anderen wichtigen Übergangsriten (rites de passage) scheren sich die Trauernden den Kopf und opfern die Haare. Mit Hilfe des Hanfs meditieren sie die Auflösung der fünf leiblichen Körperhüllen (Panchakroshi). Sie schauen zu, wie Shiva, den Dreizack schwingend, im wilden Tanz der Flammen den Verstorbenen von seinen materiellen Fesseln befreit. Anmerkung 16

Sie schauen die Dämonen und Elementarwesen, die mit Shiva tanzen und sich an der verströmenden Lebenskraft ergötzen. .

Schon im neolithischen China war es Brauch, daß sich die Teilnehmer der Totenfeier in Hanfkleidung hüllten. Der Codex Leviticus der alten Hebräer schreibt vor, daß das letzte Kleid des Toten aus Hanffaser besteht. Der Gedanke

könnte aus Ägypten gekommen sein, denn die Binden der Mumien enthalten viel Hanffaser, und in den Mundhöhlen der Einbalsamierten haben Archäologen hanfhaltige Harzmischungen entdeckt. (BEHR 1997: 33) Sicherlich waren die Hanfsamen, die in germanischen Gräbern gefunden wurden, als Totenspeise gedacht. Der Hanf war, wie übrigens alle anderen Faserpflanzen, der großen Schicksalsgöttin, der »Spinnerin«, der Freya oder Holle, geweiht. Bei den Slawen und

Balten Osteuropas sind Hanfkörner noch- immer Totenspeise: Hanfsuppe wird gekocht und zu der besonderen Stunde zu Weihnachten oder Epiphania gegessen, wenn die Toten ihre Familie besuchen.

Man gibt dem Verstorbenen - ehe er feierlich zu Grab getragen wird, ehe er im Totenhain in einen Baum gebunden, auf dem Scheiterhaufen verbrannt oder im Totenschiff ins Meer gestoßen wird - noch Abschiedsgeschenke. Russische Frauen schrieben ihrem Mann noch einen Abschiedsbrief. Meistens gibt man dem Toten noch seine Lieblingssachen mit; auch diese »tötet« man, indem man sie zerbricht oder verbrennt, so daß er sie auf der anderen Seite gebrauchen kann. Sogar Heilsalbe drückte man den Toten in die Hände, damit sie sich im Jenseits heilen können. Bei den Germanen zog die Totenfrau dem Verstorbenen noch festes Schuhwerk an, damit er den langen Weg ins Hollenreich wandern konnte. Bei den Cowboys ist dieser alte Brauch noch erhalten; im Sarg tragen sie ihre besten, wenn nicht neue Cowboy-Boots.

Totengeleit durch die Angehörigen, durch die Weise Frau oder den Schamanen ist wichtig. Der Verschiedene soll weitergehen, in die Gefilde der Ahnen, in die Unterwelt, in den Himmel. Er soll sich nicht ans vergangene Leben klammern, nicht als schadenstiftender Wiedergänger

zurückkommen, nicht als Spuk die Menschen erschrecken, nicht noch jemanden ins Grab nachholen. Die Kelten und Germanen wie auch andere Völker schlugen ein Loch in die Wand, durch das sie die Leiche hinaustrugen. Das Loch wurde dann wieder abgedichtet, damit der Totengeist nicht wieder hineinfindet. Wildbeuter verlassen einfach den Ort, an dem jemand gestorben ist, und ziehen weiter. Die Germanen und Slawen fesselten jene, die eines unzeitigen oder gewaltsamen Todes gestorben waren, sie beschwerten den Leichnam mit Steinen oder fixierten ihn mit einem Pfahl. Schamanen und hellsichtige Frauen würden erkennen, wenn jemand als Vampir das Dorf heimsucht, sie würden auch wissen, wie man ihn mit diversen Mitteln - Eisennägel, Wacholderrauch, Knoblauchzehen oder auch Kruzifixe

- unschädlich machen kann. Sie würden auch erkennen, wenn sich ein ruheloser Toter des Körpers eines Lebenden bemächtigen, ihn sozusagen besessen machen will. Sie konnten auch die Wiedergänger von den freundlichen Toten unterscheiden, die manchmal kommen, vor allem in der Totenzeit im November (Samain), um zu warnen oder auch um etwas Nahrung - etwas Licht, Nüsse, Apfel, Brei - zu erbitten. Wenn man ihr Verlangen stillt, dann zeigen sie sich dankbar -

»grateful dead« werden sie in Britannien genannt - und schicken unverhofften Segen von der anderen Welt.

Die Toten und die Vegetation

Nachdem der Verstorbene seinen Leib verlassen hat, sucht er einen Halt, eine neue Hülle, die seine allmählich im Makrokosmos verströmende Entität zusammenhält. Oft wird ihm dafür ein Sarg, ein ausgehöhlter Baumstamm, ein geschnitzter »Fetisch« oder ein Boot als vorübergehender

»Körper« zur Verfügung gestellt. Da kann er ruhen, ehe er den Totenpfad weiterwandert.

Mehr als alles andere jedoch gelten alte Baumriesen als Herberge der Toten. Viele Indianer, Melanesier und Sibirier binden die Toten in die Äste solcher Bäume. Für die Slawen galten ganze Baumgruppen, wo die Toten wie Waldgeister von einem Stamm zum anderen huschen, als heilig. Einen Baum dort zu fällen, würde den Frevler in den Wahnsinn oder ins Unglück treiben.

»Gewähre, daß meine Seele sich niederlasse in den Bäumen, die ich gepflanzt habe, daß ich mich erquicke unter meinen Sykomoren«, heißt es in einem in den Sargdeckel geritzten ägyptischen Totengebet. Die Sykomore, eine Art Feigenbaum (Ficus sycomorus), ist der Weltenbaum der Ägypter und Sitz der Himmelsgöttin Hathor, die den Toten das Lebenswasser spendet. Die ägyptischen Kopten glauben noch immer, in jeder Sykomore säße die Jungfrau Maria.

Immer wieder spricht die Sage von Verstorbenen, die sich in Bäume verwandeln. Da hören wir von Dryope, die zur Pappel wurde, von Daphne, die zum Lorbeerbaum wurde, von der zyprischen Königstochter, die, vom eigenen Vater geschwängert, vor seinem Zorn floh und aus Gnade von den Göttern in einen Myrrhenbaum verwandelt wurde. Wir hören von dem frommen alten Paar, Philemon und Baukis, denen es nach dem Tod vergönnt war, als Eiche und Linde weiterhin nebeneinander zu wachsen. Und in der keltischen Sage findet die leidenschaftliche Liebe von Tristan und Isolde erst nach dem Tod Erfüllung: Als Haselstrauch und Geißblatt entwuchsen sie ihrem Grab und umrankten einander so fest, daß niemand sie zu trennen vermochte.

Obwohl wir uns dessen kaum bewusst sind, lebt das Wissen um die Verbindung der Toten mit den Bäumen auch bei uns fort. Die Friedhöfe gleichen alten Parks oder gar Wäldern. Viele Friedhofsbäume galten schon seit Jahrtausenden als Totenbäume, voran die giftige Eibe, die überall der Totengöttin geweiht war und die den Verstorbenen Schutz gewährt:

»Vor Eiben, kann kein Zauber bleiben!« Der Wacholder, der Holunder, die »trauerverkündenden Zypressen« (HORAZ), die Thuja und die dem Sensenmann Saturn geweihten Buchen sind klassische Friedhofsbäume.

Friedhöfe, Leichenverbrennungsplätze, Totenhaine, Totenbäume und Särge galten immer als Aufenthalts- und Einweihungsorte für »Hexen« und Schamanen. Sibirische und indianische Schamanen fanden ihre Initiation in solchen

Totenbäumen. Auch Sadhus werden zur Mitternachtsstunde an einem Leichenverbrennungsplatz geweiht. Dort »sterben«

sie. Sie legen ihre Kleidung ab, ihr vorhergehendes Leben, ihre soziale Stellung, ihre Kastenzugehörigkeit, sogar ihren Namen. Von nun an kleiden sie sich in Asche, in »Luft« oder in das rote Tuch, das an die Flammen des Scheiterhaufens gemahnt. Obwohl sie noch im Körper sind, sind sie nun als Geistwesen geboren. Sie können mit anderen Geistwesen kommunizieren, können »fliegen«, können Unsichtbares sehen und Unhörbares hören.

Der Holzsarg (griechisch sarko-phagos = Fleischfresser), den wir von den Osiris-Mysterien des alten Ägypten geerbt haben, ist eigentlich auch ein Baum. Schon aus der Steinzeit sind ausgehöhlte Baumstämme bekannt, in die die Gestorbenen gebettet werden. Wie die Wiege, die den

Säugling umgibt, so umhüllt das schützende, mütterliche Holz den Menschen auch in dieser Phase des Übergangs in eine andere Seinsform.

Die indischen Veden berichten, daß Yama, der erste Mensch, der starb, zum Fürsten der Toten wurde. Er lebt in einem Baum und berauscht sich dort mit den Göttern am Somatrunk. Der Gestorbene, seines Leibes beraubt, sucht Zuflucht in alten, großen Bäumen. Dort findet er Einlass ins Reich Yamas. Die männlichen Verwandten weisen der Totenseele den Weg: Sie befestigen einen unglasierten, unverzierten Tonkrug am Stamm und spenden dem Toten Wasser und ungesalzene Reiskugeln. Nach zwei Wochen - einer halben Lunation - wird der Tontopf, dem Verstorbenen zum Zeichen, daß es Zeit ist weiterzuwandern, zerschlagen. Unglücklich Gestorbene, die nicht weitergehen wollen, entwickeln sich zu bösartigen Spukgeistern (Pisachas) oder Vampiren (Vetalas). Sie werden vertrieben, indem man Eisennägel in den Stamm schlägt.

Dem äußeren Auge erscheint der Baum, in dem die Totenseele Zuflucht sucht, als einer der vielen mächtigen Feigenbäume, die in jeder Ortschaft wachsen. Dem inneren Auge jedoch offenbart er sich als der Weltenbaum selber. Es ist der Schamanenbaum, die Himmelsleiter, das kosmische Rückgrat, welches die höchsten Himmel und die tiefsten Unterwelten verbindet. Es ist der Weg, den der sich Wiederverkörpernde nimmt, den der Schamane in Trance bereist. Es ist der Baum, in dem die Hexe sitzt und lauscht und manchmal ihr »kosmisches Lachen« lacht.

Auf jedem Ast des Baumes befindet sich ein Universum. Je nach ihrem Karma verweilen die Gestorbenen hier oder da längere Zeit. Einige gehen in den Himmel Shivas ein, andere kommen zu Vishnu, andere zu den schrecklichen Rakshasas.

Bei den Germanen kamen die Helden nach Walhall, wo sie mit Odin zechten, die Sanftmütigen kamen nach Freyas Folkwang, die Seeleute und Ertrunkenen zu der Meeresgöttin Ran, die meisten aber ins unterirdische Himmelreich der Hel oder Holle. Sieben oder neun solche Sphären kennen die meisten Völker. Von 333 000 000 Götter- und Dämonenreichen sprechen die Upanischaden - sie sind so zahlreich, wie die Blätter des Weltenbaumes.

Die Toten als Spender der Fruchtbarkeit

Der erste Ast des kosmischen Baumes, auf dem der Totengeist eine Weile ruht, ist der »Mond«. Dieser ewig wachsende und wieder abnehmende »Planet« wird universal mit den Toten und den Vegetationsgöttern in Zusammenhang gebracht. Der synodische Mond, also die Zeitspanne von Vollmond zu Vollmond, stellt nach indischer Auffassung einen Tag und eine Nacht der Pitri, der Ahnen, dar. Die dunkle Mondphase um Neumond ist die »Nacht«, in der die Pitri schlafen. Die helle Hälfte um Vollmond ist ihr Tag, in dem sie schaffend tätig sind. Ihr Wirken bringt der Erde Fruchtbarkeit und regt die Pflanzen an zu wachsen. Gärtner wissen, daß die Samen um Vollmond herum besser keimen und die Pflanzen schneller wachsen. Anmerkung 17

Da die Verstorbenen von der Mondsphäre aus am Gedeihen der Felder, der Herden und auch der Menschen mitwirken, ist es unerlässlich, nach ihnen zu schauen, sie zu füttern und mit unseren guten Gedanken zu verehren.

Die Chinesen wissen um dieses Mysterium. Die runden Grabhügel der Ahnen stehen noch immer inmitten der Felder und erfahren gebührende Verehrung - trotz wissenschaftlichem Materialismus, den die Partei verordnet. Im Frühling werden die Wohnstätten der Verstorbenen sorgfältig geputzt, im Herbst werden die Vorfahren

aufwendig gespeist. Sie bekommen Decken (kleine Stoff- und Papierfetzen), Reiswein und große Bündel »Höllengeld«, welche neben den Gräbern verbrannt werden. Nur so werden dann diese Shen-Geister den Acker mit reichen Ernten segnen.

Ähnliches erfahren wir aus Afrika. Dort heißt es, die Felder werden dürr und unfruchtbar und die Lebenden vom Unglück heimgesucht, wenn die Manen nicht gefüttert und verehrt werden.

Die Römer opferten den Toten im Februar Essen, Wein, Milch und Blut; im Mai wurden wiederum andere Totengeister, die Lemuren, gefeiert. Die Lemuren, die in den Strahlen des Vollmonds zur Erde herabsteigen, stehen ebenfalls mit dem Pflanzenwachstum in Verbindung.

Bei den Nordeuropäern fielen die Totenfeste in den Spätherbst. Bei den Kelten öffneten sich die Grabhügel, die Sidh-Mounds im Novembervollmond. Dann wird das Samain-Totenfest gefeiert, einer der »Kreuz-Viertel-Tage«, der noch heute als typischer Hexenfeiertag gilt.

Die Schamanen und Hagezussen können Heil- und Fruchtbarkeitszauber bewirken, da sie den Zusammenhang zwischen den Toten, dem Mond und der Vegetation schauen und auch die Rituale kennen, die bis in die jenseitigen Dimensionen reichen.

Auch das ist Hexenmedizin.

Die Haselnuß (Corylus avellana)

Schon immer erwartete man von der Haselnuss Schutz vor den chaotischen Kräften und Energien des Jenseits vor Blitzschlag, Feuer, Schlängen, wilden Tieren, Krankheiten und Zauber. Noch in diesem Jahrhundert pflanzten die

Anthroposophen einen »Schutzwall« aus Haselsträuchern gegen das »Widergeistige« rund um das Goetheanum. Anderseits verbindet das kleine Heckengehölz geradezu mit den jenseitigen Dimensionen. Schläft man darunter, hat man zukunftsträchtige Träume, heißt es bei Rene Strassmann (Strassmann 1994: 174). Und der Alchemist Dr. Max Amann rät:

"Unter Haselsträuchern kann man sich leicht mit freundlichen Naturgeistern in Verbindung setzen.«

Wahrscheinlich schon in der Steinzeit haben Zauberer mittels der Haselrute die mächtigen Energien der jenseitigen Welt angezapft und sie der diesseitigen Welt vermittelt. Es ist nur folgerichtig, daß der schlangenumwundene Zauberstab (Caduceus) des Hermes er ist der grenzüberschreitende Schamanengott der Antike ein Haselstab ist. Dieser Stab wurde zum Symbol des Handels, des Heilens, der Diplomatie und des Flusses plutonischer Energien; die sich in Edelerzen (Geld) offenbaren. Als Hermes die Menschen mit der Haselrute berührte, konnten sie zum ersten Mal sprechen. Haselruten gelten bei Radiästheten noch immer als beste EnergiestromLeiter.

Mit ihnen vermag der Sensitive Wasseradern und auch edle Metalle (Silber und Gold) aufzuspüren. Die alten Etrusker kannten Wünschelrutengänger.(aquileges), denen es gelang, mit Haselruten verborgene Quellen aufzudecken. Davon wussten auch die chinesischen Feng-Shui-Meister vor über fünftausend Jahren, die diese Ruten dazu benutzten, um die im Erdinneren strömenden Drachenlinien aufzuspüren. Sogar heute geht das noch, und zwar schneller und billiger als mit technischen Geräten.

Die Fähigkeit, das Wetter zu beeinflussen, ist überall eine der anerkannten schamanistischen Fähigkeiten. Die alteuropäischen Schamanen benutzten Haselstäbe, um Regen zu machen. Noch im Mittelalter scheint es solche Regenmacher gegeben zu haben. In Hexenprozessakten aus dem 17. Jahrhundert lesen wir: »Ein Teufel überreicht einer Hexe einen Haselstab und heißt sie damit in den Bach zu schlagen, worauf ein Platzregen erfolgt.« Oder: »Ein Hexenbub peitschte mit einer Haselgerte das Wasser, bis ein Wölkchen davon aufstieg. Nicht lange darauf ging ein Gewitter nieder.«

(BÄCHTHOLDSTÄUBLI III 1987: 1538)

Garstiges Wetter lässt sich mit der Haselkraft auch wieder beruhigen. Wenn es zu arg blitzt und hagelt, werfen Allgäuer Bäuerinnen einige Haselkätzchen aus dem am Mariahimmelfahrtstag (15. August) geweihten Kräuterbüschel ins Herdfeuer.

Hatte nicht auch Maria, als sie ihre Base Elisabeth in den Bergen besuchet: wollte, Schutz vor einem Gewitter unter einer Haselstaude gefunden? Bis in dieses Jahrhundert wusste man, daß der Haselstrauch mit Fruchtbarkeit zu tun hat. »In die Haseln gehen bedeutet nichts anderes als zu koitieren. » Anneli, mit der rote Brust, chomm, mer wend i d' Haselnuss,«, heißt es in einem Schweizer Volkslied. »Leichten« Mädchen steckte man einen Haselzweig als Maien. In der Symbolsprache des Mittelalters galt die Hasel als »Baum der Verführung«. In einem mährischen Lied warnt „eine Jungfrau den gefährlichen Baum:

»Hüt dich, hüt dich, Frau Haselin, und tu dich wohl umschaue; Ich hab daheim zween Brüder stolz, die wollen dich umhau'n!«

Unverdrossen antwortet Frau Hasel:

»Und hau'n sie mich im Winter um, im Sommer grün ich wieder,

Verliert ein Mädchen seinen Kranz, den find sie nimmer wieder!«

Kein Wunder, daß die Nonne Hildegard von Bingen nicht sonderlich gut auf die Hasel zu sprechen war: »Der Haselbaum ist ein Sinnbild der Wollust, zu Heilzwecke taugt er kaum es sei denn als Mittel gegen männliche Impotenz.« Bei Kinderlosigkeit wurde damals ein Haselzweig über das Bett der Eheleute gehängt. Und als Zeichen, daß sie in bester Hoffnung war, trug die Schwangere Haselzweige mit Nüssen.

„Wennś Haselnüsse gibt, gibt's auch viele uneheliche Kinder.“ „Wenn d´ Haselnüss g'rotid (geraten); do g'rotid d' Huere.“

Solche Sprüche gibt es in ganz Europa: Volkskundler führen sie darauf zurück, daß die jungen Leute, wenn sie im Wald Nüsse sammeln, dem Argwohn der Sittenwächter entgleiten. Wahrscheinlicher ist jedoch eine andere Erklärung:

Naturverbundene Menschen stimmen sich unwillkürlich auf die Fruchtbarkeitsrhythmen des Waldes ein und haben daran teil.

Unsere Vorfahren glaubten, die Ahnengeister, selber seien es; die die unverbrauchten Kräfte der Wildnis und des Jenseits, den Leberiden vermitteln. Sie sind es die die Kinder schicken und die Felder mit frischem, grünem Leben segnen. Bei den nordeuropäischen Heiden gehörte es mit zu den mittwinterlichen Ritualen, daß in Pelz vermummte

Burschen in die Dörfer einfielen und Mensch und Vieh mit Haselruten droschen. Sie verkörperten die Ahnengeister. Auch der Wintergott der Kelten; der grüne Mann, der zur Wintersonnenwende die Häuser, Herde und Herzen der Menschen besuchte; trug Haselruten, deren Schlag fruchtbar, zeugungsfähig und milchreich macht.

Aber auch die Lebenden können den Jenseitigen notwendige Kräftigung zukommen lassen. Haselnüsse wurden seit dem Neolithikum als Totenspeise den Gestorbenen in die Hand oder zwischen die Zähne gedrückt. Die keltischen Toten wurden wie etwa der »Fürst von Hochdorf« (HallstattZeit) auf Haselzweige gebettet. Am altkeltischen Totenfest im November zogen die Kinder, als Totengeister und Gespenster verkleidet, bettelnd von Haus zu Haus. Man schenkte ihnen es sind die Samen des Lebens, die den Winter überdauern Haselnüsse und Apfel: Die Germanen, insbesondere die Alemannen, steckten Haselnussstecken auf die Gräber .

Nicht nur die Fruchtbarkeit ist ein Geschenk der anderen Welt, sondern auch jene Weisheit, die den gewöhnlichen Menschenverstand weit übersteigt. Die Haselnuss macht diese Weisheit den Lebenden zugänglich, lässt sie die härtesten

»Nüsse« knacken. Keltische Richter trugen Haselstäbe, Auch die antiken Herolde, die wie Hermes die Grenzen überschreiten, trugen solche Stäbe, damit ihre Worte klug und gut gewählt sein mögen. Die Germanen umsteckten den Thing, den Platz, wo Rat gehalten wurde und wo Zweikämpfe stattfanden, mit Haselstäben. Auf diese Weise konnte der Donnerer Thor, dessen Hammer das Recht verkörpert, anwesend sein. Diesem Gott der Fruchtbarkeit, des fruchtbaren Regens, dem Hüter der Erdschätze und Gebieter der Schlangen, war der Haselstrauch geweiht. Ihm

gehörten auch die verborgenen Schätze, die sich mit der Wünschelrute aufspüren lassen. Vermutlich war der Stiel des Thorhammers aus Haselholz. Aber auch der Schamanengott Odin/Wotan, Herr der Barden und Zauberer, wollte nicht auf die Haselrute verzichten Der ihm geweihte Zauberstab wurde am Wotanstag (Mittwoch) aus der Hasel geschnitten und mit geröteten Runen verziert. Von der Hasel heißt es, sie sei den Schlangen feind. Der heilige Patrick, Patron der Iren, vertrieb angeblich mit einem Haselstab alle Schlangen von der Grünen Insel. Im Schwarzwald gab man Kindern, die weit zu gehen hatten, Haselzweige, damit sie vor Schlangen sicher waren. Und zieht man mit einem Haselstab, einen Kreis um eine Schlange, so kann sie nicht hinaus.

Dennoch glaubte man, daß der Haselwurm eine weiße Schlange mit goldener Krone unter einer sehr alten Haselstaude haust, und zwar einer, die von einer Mistel befallen ist. Augenzeugen beschreiben diese Schlangenkönigin als halb Mensch, halb Schlange, Sie hätte einen Kopf wie ein Säugling oder eine Katze und weine wie ein Kind. Paradeiswurm wird sie im Mittelalter genannt, weil man glaubte, es handle sich um dieselbe Schlange, die einst die ersten Menschen im Paradies verführte. Demjenigen jedoch, der diese Schlange findet und von ihrem Fleisch isst, kommen wunderbare Kräfte zu: Er wird Macht über die Geister haben, wird sich unsichtbar machen können und wird die verborgenen Heilkräfte aller Kräuter kennen. Paracelsus soll einen solchen Wurm verspeist haben, »deshalb haben die Kräuter, wenn er auf das Feld hinausgegangen, gesprochen und ihm kundgetan, gegen welches Übel und Krankheit sie heilsam wären«. Natürlich ist es nicht leicht, den Wurm zu fangen. Vor Sonnenaufgang an einem Neumondtag soll man hingehen. Dazu muß man selbstverständlich die richtigen Sprüche kennen: zum einen, um die Haselstaude anzusprechen, zum anderen, um den Wurm zu beschwören. Damit es ruhig bleibt, muß man das

Zaubertier mit getrocknetem Beifuss bestreuen: Bei diesem mysteriösen Wurm handelt es sich um die in der Tiefenmeditation erscheinende Imagination des archaischen Hirnstamms samt limbischem System (gekrönter Schlangenkopf). In diesem ältesten Teil des Nervensystems sind die Instinkte verankert. Sexualität, Fruchtbarkeit, auch Ahnungen und Stimmungen haben hier ihre physiologische Basis. Die Hasel

kann diesem Zentrum feine Impulse vermitteln.

Die Birke (Betula)

Der Geist des Birkenbaumes erschien den archaischen Menschen als eine in Licht gehüllte Jungfrau, voller Zauber- und Heilkraft. Bhereg, "umhüllender" Glanz nannten die Urindogermanen die gütige, menschenfreundliche Göttin. So heißt der Baum - in verschiedenen Abwandlungen - in den germanischen, slawischen, baltischen, keltischen und romanischen Sprachen noch immer. Überall wird er mit Reinheit, Licht und dem Neuanfang in Beziehung gesetzt.

Die Kelten sahen Brigit, die - Muse der Weisheitssucher, Heiler und inspirierten Sänger, in der Birke: Sie ist die weiße, jungfräuliche Lichtgebärerin, die im Februar die Tage wieder länger werden lässt. In dieser Vorfrühlingszeit zapften die Naturvölker die Birken an, um die kostbare Flüssigkeit zu gewinnen. Der Saft treibt Harn und Galle, entschlackt lind reinigt das Blut, stärkt Niere und Harnorgane.

Der lichte Baum rief bei slawischen und sibirischem Völkern schlanke, weißgefiederte Schwanenjungfrauen in den Sinn.

Manchmal vermählten sich diese mit Schamanen und verliehen ihnen die Flügel, die sie in ätherische Dimensionen trägen würden. Die Germane, dachten beim

Anblick des hellleuchtenden Baumes an Freya in ihrem herrlich. funkelnden Halsschmuck (Brisingamens). Auch mit Bertha, »der Leuchtenden«, assoziierten sie den Baum.

Auch im fernen Himalaya weihte man die Birke (Sanskirit Bhurga) der strahlen, weißen Göttin, deren Reittier der weiße Schwan oder die Gans ist. Sarasvati - so wird sie dort genannt - inspiriert die Menschen mit Weisheit und Gelehrsamkeit, mit Schreib- und Redekunst. Sie bringt alles zum Fließen, auch den Fluss der heilerischen und dichterischen Inspiration.

Auch sie erscheint den Menschen im Februar, wenn ganze Scharen sauber herausgeputzter Schulkinder und Gelehrte ihr Bildnis durch die Straßen tragen. Die ersten Bücher, auf denen die vedischen Seher ihre Visionen niederschrieben, bestanden aus Birkenrinde. Auch in Europa galt die Birke als Baum des Lernens. Schon in der Antike wurde den Kindern mit Birkenruten die Lust zum Lernen beigebracht.

Die Birke steht wie die weiße, jungfräuliche Göttin selbst für Anfang und Neubeginn. Sie ist jung und frisch, gleich einem unbeschriebenen Blatt, auf dem sich Zukünftiges manifestieren kann. Birkengrün symbolisiert die Verheißung eines neuen Frühlings. Zum Anfang des landwirtschaftlichen Jahres steckte der nordeuropäische Bauer Birkenzweige auf seine Acker und Gebäude. Beim ersten Weidegang treibt er das Vieh mit Birkenruten oder lässt es über Birkenzweige laufen. Mit dein Birkenmaien »pfeffert«, „schmackostert" oder »fitzelt« er alles, was gedeihen soll. Auch die jungen Frauen werden nicht verschont und so mit viel Gelächter aus den Betten getrieben. Die Birke steht auch für den Anfang der Liebe. Schon in vorchristlichen Zeit en steckten verliebte Burschen zur Maienzeit frische, grüne Birkenzweige vors Haus der Angebeteten.

Die jungen Leute tanzten freudige Reigen um den Maibaum - eine geschmückte Birke: Und wenn Freya die Liebe mit der Geburt eines Kindleins segnete, dann begrub man den Mutterkuchen (Plazenta) als Dankesopfer an die Göttin unter einer Birke: Auch die Wiege, das erste Bettchen des neuen Erdenbürgers, sollte aus Birkenholz geschnitzt werden.

Selbstverständlich machten die Druiden die Birke (Beth) zum ersten Buchstaben ihres Baumalphabets (Bette-Louis-Nion) und zum ersten Monat des Baumkalenders. Robert Ranke-Graves glaubt zu, wissen, daß sich dieser Monat vom 24.12. bis zum 20.1. erstreckte (RANKE-GRAVES 1988). Da aber der keltische Kalender ein beweglicher Mondkalender war, der von Neumond zu Neumond ging, ist eine derart exakte Zeitangabe eher zweifelhaft. Wahrscheinlich fiel der Birkenmonat mit dem Erscheinen der Lichtjungfrau im Februar zusammen.

Die Germanen kannten eine Birken-Rune, ein magisches Zeichen, das die weiblichen Wachstumskräfte des Frühlings vermittelte. Das wenigstens glaubt mein Freund Arc Redwood, ein englischer Gärtner, der diese Rune in Holz ritzt und rötet und wie ein Idol in seinem warten aufstellt. Dadurch, behauptet er, wächst alles viel besser.

Nicht nur im kulturellen Sinn, sondern auch in der Natur, steht die Birke im Zeigen des Neubeginns. Der kältetrotzende Baum war der erste; der hach denn Abschmelzen der Eiszeitgletscher die freiwerdenden Böden besiedelte. Mit seiner Hilfe konnten die Steinzeitmenschen überleben. Ausgrabungen zeigen, daß paläolithische Jäger und Sammler ihre Pfeilspitzen und Harpunen mit Birkenteer am Schaft befestigten, Schuhe und Behälter aus Birkenrinde und Kleider aus Rindenbast herstellten., Auch der jungsteinzeitliche »Ötzi«, den man tiefgefroren in einer Gletscherspalte im Ötztal fand; trug Birkenrindenbehälter

bei sich. Wie unsere steinzeitlichen Vorfahren benutzen die Indianer 'und Sibirier noch heute Birkenrindenbehälter. Ahornsirup hält sich, das ganze Jahr in solchen Behältern. In Notzeiten essen sie die Innenrinde, und im Frühling zapfen sie den zuckerhaltigen Saft an, den sie gelegentlich zu einem alkoholischen Getränk vergären lassen. Für die Ojibwa-Indianer ist die Birke noch immer der wichtigste Baum: Sie bedecken ihre Wigwams (Wohnhütten) und machen alles von Kanus bis Löffel, Teller und Worfeln für den Wildreis aus der Birkenrinde; sogar wasserdichte Eimer und Kochtöpfe. Gekocht wird in den benähten und verharzten Birkenrindentöpfen mit glühend heißen Steinen, die hineingetan werden

Die Birke: steht für Reinheit. Heiligtümer und sakrale Orte wurden mit Birkenbesen kultisch gefegt, um böse Geister hinauszubefördern. Später wurde aus dem archaischen Kuhbesen der Hexenbesen, auf dem die Hexen zum Blocksberg fliegen. In England geht man gelegentlich noch immer mit dem Birkenbesen gegen, unsichtbare fliegende Astralwesen (»Hexen«) oder die von ihnen herbeigehexten Läuse und Flöhe vor. Auch das alte Jahr wird mit einem Birkenbesen herausgekehrt. Im alten Rom trugen die Liktoren bei der Amtseinführung eines Magistraten ein rot geschnürtes Birkenreisigbündel voran. Das als Fascis bezeichnete Bündel, mit einem Beil in der Mitte; galt als Zeichen der säubernden Gesetzesmacht. Der Saubermann Mussolini vereinnahmte diese Symbolik für seine faschistische Bewegung.

In der Nähe des Einödhofs, auf dem ich lebe; steht eine »Besenkapelle«. Wie andere solche Kapellen im alemannischen Raum ist sie dem Pest-Patron Rochus geweiht. Leidet ein Einheimischer an »Aißen« (Hautkrankheiten), dann nimmt es ein Familienangehöriger auf sich, .zu dieser Kapelle zu pilgern, um Heilung zu

erbeten. Als Opfer muß er einen Besen aus Birkenreisig mitbringen. Vor einigen Jahren noch lagen Dutzende solcher Besen in der Kapelle.

Birkenruten gehörten -- wie; noch heute in der Sauna und im russischen Dampfbad - zum Inventar der steinzeitlichen Schwitzhütte. Das Peitschen des überhitzten Körpers wird als heilend und reinigend empfunden. Die Indianer vom Oberen See legen während des Schwitzhüttenzeremonials Birkenrinde - sie enthält ätherische Öle - zur Reinigung der Lungen und Haut auf die glühenden Steine.

Die archaischen Völker assoziierten die Birke mit Licht und Feuer. Aus zusammengerollter, getrockneter Birkenrinde stellten sie hell brennende Fackeln her. Aber nicht nur das. Der Zunderschwamm (Fomes fomentarius), der vor allem auf Birken wächst, eignet sich wie kaum etwas anderes zum Feuerzünden. Dabei wird ..ein Holzstock - meist ein Eschenstab -

so schnell gequirlt, daß der Schwamm, der als Unterlage dient, zu glimmen beginnt und Feuer fängt. Im bildhaften Denken der Naturvölker ist das „ein Sexualakt, wobei der Birkenschwamm den weiblichen, feuergebärenden Schoß darstellt - ein weiterer Bezug zur lichtgebärenden Göttin!

In der Neuen wie der Alten Welt setzten Heiler den Kranken kleine glimmende Stückchen des Zunderschwamms als Brennkegel (Moxa, Punk, touchwood) auf schmerzende Stellen. Solche angekohlte Schwammstücke wurden etwa bei Ausgrabungen der Maglemoos-Leute gefunden, die vor zehntausend Jahren in Nordeuropa lebten. Die heilige Hildegard von Bingen greift auf diese steinzeitliche Heilmethode zurück. Bei Rücken-; Glieder- und Eingeweideschmerzen verschreibt sie Brennkegel aus

Birkenrinde. Aus der so entstandenen Brandwunde würde das Gift oder der Krankheitsgeist hinausgehen können.

Ein weiterer Schwamm ist mit der Birke symbiotisch assoziiert: Der rote; Psychedelisch wirkende Fliegenpilz (Amanita muscaria). Mit seiner Hilfe kletterten die Schamanen der nördlichen Halbkugel den Weltenbaum »hinauf« bis zu den Wurzeln, um die Götter und; Geister zu besuchen. Auch in diesem Zusammenhang ist der Bezug zum Licht gegeben: Der Fliegenpilz wird in Sibirien oft als Blitzpilz bezeichnet. Er wird nur nachts eingenommen, und er erzeugt im Inneren des Auges entoptische Lichtphänomene, die dem Aufleuchten von Blitzen ähneln. Nun verstehen wir auch, warum die Nordgermanen die Birke nicht nur der Freya, sondern auch dem Gewittergott Thor weihten. Manabozo, der Kulturheld der Ojibwa, fand in einer hohlen Birke Schutz vor den Geschossen der Donnervögel; seither räuchern die Indianer mit Birke, um diese Blitzträger zu beruhigen oder zu vertreiben. Die Allgäuer Bäuerinnen verbrennen übrigens auch Birkenzweige -

die vom Fronleichnamsumzug übrigblieben -, wenn es allzu sehr gewittert. In protestantischen Gegenden werden zu Pfingsten, dem Tag als der Geist in der Gestalt von Feuerzungen auf die Gläubigen herabkam - Gebäude und Fahrzeuge mit frischem Birkenlaub geschmückt.

Die Birke ist der Schamanenbaum. schlechthin. Es ist eine geweihte, geschmückte Birke, die der euroasiatische Schamane hinaufsteigt, wenn er die Geisterwelt besucht. Seine Maske ist aus Birkenrinde geschnitten, seine Familiare sind aus Birkenholz geschnitzt. Der Rahmen der mit Rentierhaut überspannten Trommel ist aus dem Holz einer Birke - vorzüglich einer, die vom Blitz getroffen wurde. Die Sibirien erzählen, daß die Wiege des Urschamanen unter

einer Birke stand und daß, ihm Birkensaft in den Mund getropft sei.

Auch die Toten werden vom Birken geborgen und beschützt. Die Ojibwa wickeln, ihre Toten in Birkenrinde ein. Die Jakuten umhüllen damit den Köpf erlegter Bären. Kelten setzten den Toten - etwa dem Fürsten von Hochdorf oder dem Krieger von Hirschlangen - einen konischen Birkenhut auf. Eine alte schottische Ballade erzählt von den verstorbenen Söhnen, die ihrer Mutter mit Birkenhüten auf dem Kopf erscheinen. Die Hüte sind ein Zeichen, daß sie nicht als Gespenster herumspuken wollen, sondern wieder in den Himmel zurückkehren werden, **Die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale)**

Wenn im Herbst die Sonne ihre Kraft verliert und die Nächte länger als die Tage werden, tauchen plötzlich zarte; blasslila Blüten auf den abgeweideten Wiesen auf Nacht sind sie, ohne Blätter, Stängel oder sonstige Hüllen. Wie Krokusse, die irgendwie den Frühling verpasst haben, sitzen sie da im kalten Herbstwetter und hoffen auf die letzen steifgliedrigen Insekten; die sie bestäuben könnten. Da sie sich aber nicht einmal die Mühe machen, dese mit betörendem Duft zu locken, bleibt der Besuch oft aus. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als selbst tierhaft beweglich zu werden: Sie krümmen die Staubfäden über die Narbe und bestäuben sich selber.

Nach dieser Bestäubung vergehen ein paar Monate, bis der Pollen den langen Griffel zu den Fruchtknoten hinunter wächst.

Der Fruchtknoten mitsamt den Samenanlagen befindet sich nicht wie bei normalen Blüten auf einem der Sonne entgegengehobenen Podest, sondern in der Zwiebelknolle, eine Spanne (zwanzig Zentimeter) tief im dunklen

Erdboden. Die subterrane Befruchtung der Eizellen findet zudem zur Wintersonnenwende statt, wenn die Nächte am längsten sind! In einer Jahreszeit, in der andere Pflanzen starr in Samen- oder Knospenruhe verharren und sich den aus dein Kosmos einstrahlenden Bildkräften öffnen, feiert dieses unheimliche Gewächs Hochzeit.

Im Frühjahr dann, wenn andere Pflanzen zu blühen beginnen, wächst die Samenkapsel zusammen mit meist drei stumpfen, tulpenähnlichen Blättern aus der Erde empor. Aber schon im Mai werden die grünen Blätter der Herbstzeitlose gelb, welken dahin und verschwinden ganz, so daß das abergläubische Volk, einst glaubte, die Hexen hätten sie zu Walpurgis als Salat verspeist. Dürre, rasselnde Samenkapseln mit unzählig vielen schwarzen Samen sind alles, was im Frühsommer übrigbleibt.

Wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat und die Natur im Grünen und Blühen nur so schwelgt, findet man deine Spur von der seltsamen »zeitlosen« Pflanze. Sie versteckt sich wie eine böse Fee vor dem lebensschenkenden Gestirn.

Das ungewöhnliche Liliengewächs hat die Volksimagination starb beschäftigt, das bezeugen die vielen regionalen Namen.

Heinrich Marzell, dessen Lebenswerk darin bestand, sämtliche Pflanzennamen im deutschsprachigen Raum zu sammeln, macht bei der Herbstzeitlose nicht weniger als fünfhundert verschiedene Benennungen aus, die alle etwas über ihr Wesen aussagen. Neben Namen, die ihre Giftigkeit andeuten; wird sie vor allem. als Winterkünderin genannt, Sie heißt

»Michaelisblume«, »Herbstschneeblume«, »Winterblume«, auch »Grummetblume«, da sie nach der letzten Heuernte (Grummet) erscheint. Sie ist die »Galleblume«, da sie nicht nur bitter und giftig wie Galle ist, sondern auch weil sie um den Sankt-Gallus-Tag (16: Oktober) blüht..(MARZEL I943:1070).

Ähnlich wie die Frühlingsblumen (Sauerklee, Sauerampfer), die gegen Hitze, Durst und andere »sommerliche« Schäden helfen sollen, soll die Herbstzeitlose gegen alle "Schäden gut sein, die der Winter bringt. Die Staubgefäße und Stempel wurden in Fett zu einer Salbe gelocht, die aufgesprungene Hände (Frostrisse) heilen soll. Vorbeugend gegen Frostbeulen, rieb .man ungeschützte Körperstellen mit den ersten Blüten ein; die man fand. Frauen zerrieben eine Blüte dieser

»Spinnblume« zwischen den Händen, damit ihnen beim winterlichen Spinnen die Hände nicht wund oder steif wurden. Mit der »Lichtblueme« bestrich man im Zürcher Oberland die Augenlider; damit man bei der Arbeit während der bevorstehenden Wintermonate nicht müde wurde.

Obwohl sie die Arbeit des Garn- und Tuchmachens ankündigt, wird die Herbstzeitlose vielerorts als »Nackte Jungfer«,

»Nackte Maid« oder »Nackte Hur« bezeichnet, da diese Faule Grete »zu faul ist, ihre Blöße mit einem Blätterkleid zuzudecken, wie alle anständigen Blumen« So wird sie in der Blumensprache zum Symbol der Unkeuschheit. In Sankt Gallen wurden den Mädchen mit zweifelhaftem Ruf die klappernden Fruchtkapseln - die sogenannten Hundshoden oder Pfaffensäcke - am l: Mai vor die Tür gestreut.

Es ist zu erwarten, daß eine Pflanze, die dermaßen aus dem normalen Sonnenrhythmus ausschert, giftig ist. Die Zeitlose ist tatsächlich äußerst toxisch. Sie enthält zwanzig verschiedene Alkaloide. Knollen., Blätter und Blüten, aber vor allem die Samen, sind giftig. Tödliche Dosis: Fünf Samen! Das Gift wirkt langsam, wie Arsen: Erst nach Stunden, ja, nach einem Tag, spürt der Vergiftete das Kratzen und Brennen im Mund, das allmählich ,in Erbrechen übergeht, blutige Durchfälle, Krämpfe, Blasenschmerzen und Herzrhythmusstörungen folgen, bis dann nach ein oder zwei Tagen der Tod durch Lähmung des Atemzentrums eintritt. Mit verächtlichen Namen »Giftzwiebel«, »Hennenverreck«, »Ziegentod«,

»Hundsblume«, »Viehgift«, »Leihenblume«, »Teufelswurz« - bedachte der Volksmund diese Giftpflanze. Als »Lauskraut«, als Läusegift, war sie allenfalls gut.

Als »Euphemeron«, »das in einem Tag Tötende«, und »Feuer der kolchischen Medea« bezeichneten die Griechen das geisterhafte Gewächs: Diese Medea war eine Zauberin, eine Jüngerin der schwarzen, dreiköpfigen Hexengöttin Hekate. In ihrem Garten am Schwarzen Meer; in Kolchis - daher der Gattungsname Colchicum -, wuchs der Weißer Germer, Oleander, Tollirsche, Schierling, Fingerhut und, andere Giftpflanzen. Als Jason, der griechische Argonaut, das Gestade von Kolchis betrat, verliebte sich Medea leidenschaftlich in den jungen Seefahrer. .Mit einem Gebräu ihrer Kräuter schläferte die Zauberkundige den Drachen ein, der das Goldene Vlies bewachte und verhalf den Argonauten zur Flucht.

Ihrer Kunst ist es zu verdanken, daß es die Herbstzeitlose überhaupt gibt. Neun Nächte wanderte Medea durch unwegsame Wälder und Gebirge, um Hexenkräuter zu sammeln, die den greisen Vater ihres Geliebten verjüngen

sollten. Sie zerstückelte den Alten, kochte ihn in dem Gebräu und setzte ihn - es handelte sich wahrscheinlich um eine archaische Schamaneneinweihung - wieder neu zusammen. Aus den Tröpfen, die unversehens auf den Boden fielen, sprossen die ersten Herbstzeitlosen hervor.

Während die Bauern die Blume meistens fürchten und verfluchen, halten moderne Genforscher das giftige Liliengewächs hoch in Ehren. Diese biotechnischen Zauberer haben entdeckt, daß das Colchicin, das Hauptgift, zellwachstumshemmend wirkt. Genau genommen hemmt es während der Mitose die Ausbildung des Spindelapparats sowie die Bildung von Zellwänden. Somit ist es möglich, die Zellteilung in der Metaphase aufzuhalten, die Chromosomen zu photographieren und genaue Chromosomenkarten (Karyogramme) zu erstellen. Colchicin verhindert die weitere Zellteilung, beeinflusst jedoch nicht die mitotische Verdopplung der Chromosomen. Also lässt sich auf diese Weise eine Vervielfachung des Chromosomensatzes erreichen. Mit colchicininduzierten Mutationen wurde schon Erbgut manipuliert. Es wurden zum Beispiel Tabakpflanzen mit erheblich größeren Blättern erzeugt, und schwedischen Forschern gelang sogar die Züchtung polyploider Riesenkaninchen.

Anders gesagt, das Gift hat die Fähigkeit, das archetypische, geistige Formprinzip vom protoplasmischen Leben abzuspalten. Insofern ähnelt es in der Wirkung den radioaktiven Strahlen, die ja ebenfalls sprunghafte Mutationen erzeugen.

Die alte Astrologie stellte die Herbstzeitlose unter die Herrschaft des finsteren, kalten Saturn, jene, Planeten; der als »Hüter der Schwelle« am Rand der Erscheinungswelt agiert. Heute würden wir diese Pflanze eher dem Pluto, der

chaotisierenden, kataklysmischen Macht jenseits der Schwelle zuordnen.

Die moderne Medizin untersucht die Möglichkeit, die zellteilungshemmende Colchicin-Wirkung in die Krebs- und Leukämietherapie zu integrieren. Schon die Volksheilkunde versuchte Warzen, Hühneraugen, ja sogar krebsige Geschwüre, mit frischgepflückten Herbstzeitlosen zu behandeln. Einst trug man die Zwiebel .in Tasche oder als Anhängsel, wenn Pest und andere ansteckende Seuchen das Land heimseichten. Dem zugrunde lag der Gedanke, ein Gift mittels eines stärkere abzuwehren.

Als Gichtmittel haben sieh Colchicin-Tinkturen bis heute bewährt. Schon der römische Arzt Galenus und die Araber setzten das Herbstzeitlosengift bei der äußerst schmerzhaften, akuten Gichtanfällen erfolgreich ein. Die Knolle galt als "Signatur"

von der Gicht deformierten Fußes. Tatsächlich hemmt die Tinktur die Aufnahme Von Harnsäurekristallen durch die weißen Blutkörperchen, in den Gichtknochen. Der Schmerzanfall verebbt sofort; Übelkeit, Erbrechen und Durchfälle sind jedoch die Nebenwirkungen der Behandlung. Die Homöopathie, die es versteht, den schrecklichsten Giften ihren Stachel zu nehmen, verschreibt Dilutionen bei verschiedenen, Leiden, wie ;Gicht, Gelenkrheuma, Herzbeutel- und Brustfellaffektionen, Durchfall, Übelkeit oder Wassersucht.

Die Schafgarbe (Achillea millefolium)

Die Schafgarbe, die zu Mittsommer und zur Augustkräuterweihe eine zentrale Roll spielte, ist eine beliebte Heilpflanze. Der eher bitterwürzig schmeckende, leicht; schweißtreibende Schafgarbentee schwemmt,

kurmäßig getrunken, Toxine aus Ex wirkt blutdrucksenkend, harndesinfizierend, entzündungswidrig und krampflösend: Wegen seiner Bitterstoffe regt er reflektorisch den ganzen Verdauungstrakt an und steigert die Gallensekretion. Mit anderen Worten: er ist ein regelrechtes Gesundheitstonikum. Man trank ihn auch im Mittelalter als der Schwarze Tod, die Pest, umging Der wissenschaftliche Gattungsname der Pflanze, Achillea, bezieht sieh auf Achilles, den Helden im Trojanischen Krieg.

Seine Mutter hatte ihn unverwundbar gemacht, indem sie ihr nachts in das himmlische Feuer hielt und ihn tagsüber wieder mit Ambrosia heilte. Nur an der Ferse, an der sie ihn gehalten hatte, blieb er verwundbar. Gerade da jedoch traf ihn der todbringende Giftpfeil des Paris. Auf Anraten der Aphrodite, Herrin der wohlduftenden Kräuter, legte der Held Schafgarbe auf, die Wunde schloß sich sofort. (BIRMANN-DAHNE 1996:92)

Als; junger Krieger ging Achilles, wie auch Aeskulap und andere große Heilkundige, bei dem klugen. Pferdemenschen Cheiron in die Lehre, um die Wundheilkräuter kennenzulernen. Cheiron offenbarte ihm die Schafgarbe, mit der er viele verwundete Kameraden heilte. Die Sage deutet an, daß die Schafgarbe tatsächlich ein hervorragendes Wundheilmittel ist.

Das besagen auch viele der volkstümlichen Bezeichnungen: Sichelkraut. Wundkraut. Soldatenkraut, Zimmermannskraut, Blutkraut. In Russland heißt es Beilhiebkraut, und in Frankreich wird es zu Ehren des Patrons der Zimmerleute herbe a charpentier (Zimmermannkraut) oder herbe de Saint-Joseph (Josefskraut) genannt. Die fromme Legende erzählt, daß sich Joseph bei seiner Arbeit einmal schwer verletzte. Da holte das Christkindlein Schafgarben von einer Wiese und legte sie ihm auf. Sofort hörte die Wunde auf zu

bluten und schloss sich auf wunderbare Weise. Schon Dioskurides, der griechische

„Vater der Phytotherapie" benutzte das »tausendblättrige Soldatenkraut« bei Stich- und Hiebwunden. Hildegard schätzte die

»Garwa-Millefolium« bei inneren und äußeren Verletzungen, Blut- und Tränenfluss sowie bei Schlaflosigkeit. Die Pflanze enthält zusammenziehende schleimhautfestigende Gerbstoffe. Diese wirken trocknend und eiweißausflockend: Das heißt, sie neutralisieren die von Wundbakterien ausgeschiedenen Gifte. Hinzu kommt noch das entzündungshemmende ätherische Öl Azulen, das auch in der Kamille enthalten ist.

Die Astrologen stellen das Wundheilkraut unter die Herrschaft des kriegerischen Mars. Aber wo sich Mars befindet, da ist seine Geliebte, Venus; nicht fern. Namen wie Jungfernkraut, herbe de Notre Dame, Margaretenkraut - die heilige Margerete war für viele Frauenkrankheiten zuständig - oder Augenbrauen der Venus (supercilium veneris) zeugen von der Rolle, die diese Heilpflanze als Frauenkraut spielte. „Schafgarbe. im. Leib, tut wohl jedem Weib", heißt es in einem alten Bauernspruch. Als Venuspflanze wurde Schafgarbe zum Austrocknen und heilen venerischer Krankheiten benutzt. Das sind die Leiden, welche die von der Venus beherrschten urogenitalen Organe befallen. Der englische Kräuterarzt Nicholas Culpeper (1616-1664) teilt sie ebenfalls der Venus zu und beschreibt ihre Eigenschaft als »bindend und trocknend, die bei Männern schwache Nieren heilt und bei Frauen den weißen Fluss«. Als warmes Sitzbad - oft in Kombination mit anderen entspannenden, tonisierenden Frauenkräutern wie Melisse oder Lavendel - wirkt die Schafgarbe bei Verspannungen und Verkrampfungen des Unterleibs. Bei Weißfluss, bei zu langer

oder starker Regelblutung wirkt das Kraut - als Sitzbad, Einlauf oder Tee - menstruationsregulierend.

Auch als Orakel benutzten die Frauen diese Venuspflanze. Wollte ein Mädchen wissen, wie der junge Mann aussah, der sie aus elterlicher Obhut befreien und heiraten würde, dann wendete sie sich an dieses Kraut. Es sollte an einer unheimlichen Stelle, wo sich die Geister aufhalten, etwa an einer Wegscheide oder noch besser vom Grab eines früh verstorbenen Mannes gepflückt werden. Sie legte es unter das Kissen

»Die erste Schafgarbe finde ich hier,

Im Namen Christi pflück ich sie mir,

Und wie Jesus Maria mit Liebe bedacht,

Mög. im Traum mir erscheinen mein Liebster heut Nacht!«

Auf den Britischen Inseln musste die Jungfrau die Schafgarbe im Mondlicht mit einem Messer mit schwarzem Griff schneiden, unter das Bett legen und vor dem Einschlafen sagen: »Du wunderschöner Venusbaum, dessen wahrer Name Garbe ist, verrat mir heut nacht im Traum, wer mein Herzliebster ist«

Derartige Schafgarbenorakel gibt es in vielen Kulturen. Rudolf Steiner spricht von der Schwefelwirkung dieser Pflanze, die es ihr ermöglicht, Übersinnliches und Zuküntfiges in das Diesseits zu channeln. (Nach Ansicht der Anthroposophen;

„benetzt der Geist seine Finger mit Schwefel, um in der physischen Welt wirken zu können".) Auch in China sind, es traditionellerweise Schafgarbenstängel, mit denen die seit Jahrtausenden benutzten »I-Ging«-Stäbe angefertigt

werden. Die Weissagestäbchen werden auf besondere Weise gehalten und gehandhabt und stellen eine »natürliche Verbindung«

zwischen den Ratsuchenden und den Kräften des »Feng Shui« her; die das künftige Ereignis herbeiführen.

Den alten Germanen war, die Schafgarbe eine heilige Pflanze. Die Bedeutung des altgermanischen »Garwe«,.lässt sich als

»Gesundmachen«; »Garnrachen« deuten: Das aromatische Kräutlein war als Heil- und Frauenpflanze vor allen der Freya geweiht. Die zarten Blätter gehörten mit zu den neun grünen Kräutern, die im Frühling als Kaltspeise (»Die grüne Neune«) gegessen wurden. Mittels dieser der Göttin geweihten Suppe oder Küchlein verbanden sich die Menschen mit den Kräften der grünenden, sich erneuernden Natur. Auch Eier, als Sinnbild des Lebens, wurden damals schon bemalt. Wahrscheinlich wurden damals wie heute die Ostereier in die filigranen Schafgarbenblätter eingebunden und in Farbe getaucht, um schöne Muster zu erzeugen.

Altheidnisch ist auch die Verwendung der Schafgarbenblätter als Liebesorakel. Um sich zu vergewissern, daß der in der Ferne weilende Freund ihr treu war, sagte das Mädchen den notwendigen Spruch auf, etwa: »Schafgarbe, Schafgarbe, ist mein Liebster mir gut, kommt weder Wasser noch Schaum, sondern rotes Blut«, dann drehte sie ein Schafgarbenblättchen dreimal in der Nase herum. Stellte sich Nasenbluten ein, so war der Liebste ihr treu. Da die Enden der Fiederblättchen mit winzigen Stachelborsten versehen sind, kam dem Anliegen sicherlich entgegen.

Ehe die Benediktiner den Hopfen bekannt machten, benutzten die nordeuropäischen Völker Schafgarbe und andere bitteraromatische Kräuter (Gundermann, Heidekraut, Porst) zum Würzen und Haltbarmachen des Bieres. Als Bierkraut war die Schafgarbe weniger der holden Freya als dem mächtigen Donnergott Donar/Thor, dem Herrn der berauschenden Getränke, geweiht.

Die Erle (Alnus spp.)

Die Erle - auch Schwarzerle, Roterle; Eller oder Else genannt - ist dem Auenlandschaften, Sümpfe und Bachufern gut angepasst. Da sich wie bei den Schmetterlingsblütlern an den Wurzeln stickstoffsammelnde Knöllchen bilden, vermag sie auch in nährstoffarmem Moorboden gut zu gedeihen. Die von den verholzten »Zapfen« verstreuten Samen sied mit Luftpolstern ausgestattet und treiben im Wasser, bis sie eine gute Stelle zum Keimen finden.

Erlenbrüche nennt man die Feuchtgebiete, in denen die Erlen wachsen. Sie galten den Menschen schon immer - als unheimliche, unwirtliche Orte. Manch unvorsichtiger Wanderer ist hier des Nachts von geisternden Irrlichtern in den Tod geführt worden. Lurche, Ottern und Moderwesen treiben hier ihr Unwesen. Die Seelen vag Ertrunkenen, ungetauften Kindern und Selbstmördern schweben als Nebelschwaden umher, und tückische Elfen tanzen hier im Mondschein. Kein Wunder, daß es in einem alten ,Sprichwort heißt: »Rotes Haar und Erlenloden, wachsen nicht auf gutem Böden.«

Die dunklen Laubbäume sind ebenso unheimlich wie ihr, Standort. Das blasse Holz läuft rot an, wenn man es schlägt. Diese rote Verfärbung - heutzutage als Einwirkung des Sauerstoffs erkannt - galt einst als sicheres Zeichen, daß ein beseeltes Wesen indem Baum haust.

Was für ein beseeltes Wesen lebt denn nun in der Erle: Auf diese Frage hatten die noch hellsichtigen alten Völker eine Antwort: Eine Elfe, die Edenfrau oder des Erlkönigs Tochter wohnt da. Sie ist es, die blutet und klagt, wenn man die Axt an den Stamm legt. Im Erlenbruch bei Tegernfelden sieht man gelegentlich noch; wie sie sich ,bei Mondlicht die Haare kämmt und den Scheitel mit Honig salbt, den sie von den ,Blättern streift.

Die dänische Volkssage kennt sie als Ellerkongs (Erlkönigs) Tochter. Herr Olaf reitet durchs grüne Lands um die Gäste für seine bevorstehende Hochzeit einzuladen. In der Aue sieht er Elfen tanzen. Erlkönigs Tochter reicht ihm die Rand und lädt ihn ein mitzumachen:

Hör an, Herr Oloff, tritt tanzen mit mir,

Zwei güldene Sporen schenke ich dir;

Ein Hemde Seide, so weiß und fein,

Meine Mutter bleicht es im Mondenschein.«

(aus BRENTANO und ARNIM, »Des Knaben Wunderhorn«)

Er wehrt ab: »Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag. Früh morgen ist mein ,Hochzeitstag.«Dreimal bittet sie ihn, verspricht dazu zusätzlich noch einen Haufen Gold. Als er sich jedoch noch immer verweigert, spricht die Elfe:

»Und wollt Herr Oloff nicht tanzen mit mir,

Soll Seuch und Krankheit folgen dir!

Sie tut einen Schlag ihm auf sein Herz;

O weh, wie wird mir vor Angst und Schmerz!

Da hob sie ihn bleichend wohl auf

sein Pferd: Reit hin und grüße dein Bräutlein wert!«

Der Bräutigam schafft es gerade noch nach Hause: Seine Mutter erschrickt, und auf die Frage, was ihm zugestoßen sei, antwortet er, ehe er tot hinsinkt: „Oh Mutter, o Mutter, ich kam in das Reich Erlkönigs, drum bin ich so blass und bleich."

Anders erging es dem Ritter Wolfdietrich. Auch ihn will die Edenfrau, die raube Ilse (Irle oder Arle) minnen. Wild und struppig, moosbewachsen steht sie vor ihm. Er weigert sich ihr, worauf sie ihn in ein Tier verzaubert. Am nächsten Tag fragt sie ihm erneut, aber er will noch immer nicht. Da belegt sie ihn mit einem Schlafzauber und schneidet ihm zwei Locken und zwei Fingernägel ab. Ein halbes Jahr lang muß, er wie ein wildes Tier durch den Wald streifen und sich von Kräutern und Wurzeln ernähren. Als sie ihm daraufhin ein drittes Mal erscheint, nimmt er das wilde Weib in ,die Arme und minnt sie. Daraufhin entrückt sie ihn in ein Zauberland, in dem sie die Königin ist. Sie badet in einem Jungbrunnen und erscheint vor ihm als Siegeminne, die schönste aller Frauen.

Hinter den Gestalten der rauen Ilse und Erlkönigs Tochter verbirgt sich. die archaische Göttin. Es ist dieselbe Große Göttin, die .sich in ihrer strahlenden Jugend in der hellen Birke und als Braut des Sonnengottes im blühenden Weißdorn offenbart.

In der Erle ist sie die Totengöttin. Erlengründe und Moore waren schon im Neolithikum Orte der Toten. Volkskundler weisen darauf hin, daß die altgermanische Bezeichnung für die Erle, Alua (indogermanisch *Alisa), etwas mit dem Opferkult zu tun hat. Im Elsen- oder Erlengrund wurde der

Göttin ein junger Mann, als Bräutigam, auserkoren und zu ihr geschickt. Nach Robert Ranke-Graves war Alys auch der Name der Göttin der Begräbnisinseln, etwa Alycamps an der Rhone. Auf solchen von Erlen bewachsenen Flussinseln bestatteten die Opferpriesterinnen die Geopferten oder versenkten sie dort in den Morast. Wahrscheinlich waren auch die Elysischen Felder, die antiken »Inseln der Seligen«, ursprünglich Flussinseln.

Auch die Geschichte der Töchter des Helios, wie sie Vergil in der »Aeneis« erzählt, gehört hierher. Die Mädchen stiften ihren Bruder Phaeton dazu an, ohne Geheiß ihres Vaters, des Sonnengottes, den Sonnenwagen anzuspannen. Da er die Pferde nicht zügeln konnte, streifte er die Erde und entfachte einen Weltenbrand. Der erzürnte Zeus tötete ihn daraufhin mit einem Blitz. Als die Schwestern seinen Tod ,am Ufer des Po beweinten, wurden sie in Erlen verwandelt.

Bei den keltischen Völkern, die in das matrifokale, megalithische Europa einfielen, wird der Edengeist nicht mehr unmittelbar mit der Toten Göttin identifiziert, sondern mit Bran. Im walisischen »Kampf der Bäume« (Cad Goddeu) heißt, es:

»Die langen Reiser der Erle an deinem Schild,

Bran bist du genannt, nach den schimmernden Zweigen...

Die langen Reiser der Erle in deiner Hand,

Bran bist du, nach dem Zweig, den du trägst.«

Bran ist ein Totengott, ein Unterweltgott. Aasfressende Raben sind seine Vögel. ,ihm gehört der Westen, dort wo der Sonnenheld blutrot in der Unterwelt versinkt, wo die Inseln der Seligen liegen. Bran ist. der Gott mit dem Kessel, der Tote wieder lebendig macht, der die Vergangenheit in die

Zukunft umwandelt. Ein Erschlagener, am Abend in den Kessel hineingeworfen, wird am nächsten Tag wieder lebendig, als Jenseitiger. Aus den Knochen der ihm Geopferten wurden orakelnde Flöten geschnitzt ebenso wie aus Erlenholz. (RANKE-GRAVES 1985:125) Im Kessel Brans wurden auch die Schamanen gekocht und neu zusammengesetzt - auch wenn sie noch hier und jetzt lebe, so sind sie dennoch schon Jenseitige; wie die Knochen- und Erlenflöten sind auch sie zu orakelnden Kündern jenseitiger Dimensionen geworden. Der Kult des Bran im Erlengrund verschmolz mit dem Kult des Teutates, der ebenfalls Menschen in seinem Kessel ertränkte.

Viel später, im christlichen Mittelalter, verwandelt sich der Gott in den Fischerkönig, den Hüter des heiligen Grals, der die Tiefen des Wassers meditiert.

Brans Kessel war aber zuallererst Attribut der Großen Göttin des Paläolithikums. Es ist ihr Schoß, ihre Vagina, die alle Lebewesen gebiert und dann wieder zu sich nimmt. In ihrem Kessel werden die Auserwählten, die Schamanen und Krieger, zerkocht und zerstückelt. Dann setzt sie die Knochen wieder zusammen und belebt sie erneut. Ein Jungbrunnen ist dieser Kessel. Auch das Moor, der Erlenbruch, ist der Kessel der Göttin, in dem das Leben vergeht und sich wieder erneuert. Bran und Teutates haben die Göttin nicht verdrängt, sie sind nur ihre Stellvertreter, ihre Opferpriester, Hüter ihres Schoßes.

Dieser Hintergrund erklärt manchen Brauch, manchen Aberglauben. Es ist nur verständlicher, warum die Iren es als Frevel ansahen, eine Erle zu fällen, und warum die Erle Weggehen, Entsagen aber auch Erneuerung bedeutet: Bei der Wüstung eines Hauses zerbrachen die Germanen vier Edenstäbe und warfen sie auseinander.

Im Mittelalter entsägte man der Verwandtschaft gänzlich, indem man vor Gericht Erlenholz über dem Köpf zerbrach.

Missliebigen Mädchen mit denen man nichts zu tun haben wollte, steckte man in ganz Westeuropa Erlenzweige vor die Tür.

Und in Mecklenburg sagt man vom Verstorbenen: »Hei is bie'n leiwen Gott, in't Ellenbrauk (Erlenbruch).«

Auch als sakraler Opferbaum, der das Element Feuer (rote Farbe) und Wasser in sich verbindet, geriet die Erle nicht ganz in Vergessenheit. Fromme Gemüter sahen in der Rotverfärbung des Holzes einen Hinweis, daß es dieser Baum war, an dem der Heiland für unsere Sünden blutete. Der Bauernhumor erzählt dagegen, daß sich das Holz beim Schälen rot färbt, weil der Teufel seine Großmutter mit einem Erlenknüppe1drosch, bis sie blutete.

Im Zuge der Christianisierung verkümmerte das Bild der großen Erlengöttin zur gemeinen Hexe, und der Baum selbst wurde zum Hexenbaum. Walperbaum (Walpurgisbaum) wird er in Thüringen genannt, weil die Hexen bei der Ausfahrt die Knospen essen und mit seinen Zweigen Wetter machen. Die Allgäuer glaubten, es entstehe ein Gewitter, wenn rothaarige Hexen am Elderboschen rütteln. Aber auch dieser Aberglaube ist eine entstellte Erinnerung an die Fähigkeiten derer, die im Kessel der Göttin Wiedergeburt fanden: Wie alle Schamanen hatten sie die Kraft das Wetter zu beschwören.

Auch ein Märchen aus Südtirol enthält eine derartige Urerinnerung: Tief im Wald stößt ein Bursche zufällig auf ein Hexentreffen. Er verbirgt sich hinter einem Busch und schaut zu, wie die Zauberinnen eine ältere Gefährtin zerstücken und im Kessel kochen, so dass sich das Fleisch

von ihren Knochen löst. Als sie die Knochen wieder zusammensetzen wollen, fehlt eine Rippe. Die hatte der verwegene junge Mann gestohlen. Weil sie die Rippe nicht fanden, setzten sie ihr als Ersatz einen Erlenzweig ein und machten sie wieder lebendig, jung und schön. Sie warnten ihre Schwester aber, daß sie sterben müsse, falls sie jemand eine »Erlernhexe« schimpfe. Am nächsten Tag begegnete der Jüngling zufällig der Hexe am Weg.

Die wollte ihn verzaubern und mochte ihm schöne Augen. Er erkannte sie wieder und nannte sie eine »erlerne Hexe«. Da stürzte sie tot zu Boden.

Die Volksmedizin fand für die Erle wenig Verwendung - wahrscheinlich wegen ihrem Ruf als Hexenbaum. Die walisischen Myddfai-Ärzte, Erben der Druiden, verschreiben einen, Blätterabsud bei Wassersucht und als Fußbad bei. kalten, müden Füßen Für die heilige Hildegard ist der Baum, das Sinnbild der Nutzlosigkeit. Mit seiner Hilfe hat man sich jedoch -

»similia similibus curantur« - gegen Hexerei geschützt. Die zerriebenen Blätter hat man gegen Flöhe, Wanzen, Mäuse und anderes angehextes, »elbisches« Getier gestreut, die Zweige in der Walpurgisnacht (30. April) fleißig ums Gehöft gesteckt.

Aus dem Holz brannten arme Köhler Kohle, Hausväter schnitzten Holzschuhe daraus. Mit der Rinde wurde Leder schwarz gegerbt, aus den Zapfen Tinte hergestellt. Zum Abstillen taten Mütter einen Blätterumschlag auf die Brust und sagten, die

Hexen hätten ihnen. die Milch gestohlen. Da das Holz nicht fault, benutzten es die neolithischen Pfahlbäuerin als

Spelzen für ihre Häuser; auch Venedig steht auf Erlenpfosten.

Das Hartheu (Hypericum perforatum), ein Wetterkraut

Wie kaum, eine andere Pflanze unserer einheimischen Flora gibt sich das Hartheu - besser bekannt als Johanniskraut - der Sonne hin. Es wächst vor allem an sonnigen Standorten. Die Samen keimen nur im Licht. Die Sonnenwirkung offenbart sich in der intensiven Blütenhaftigkeit, in den harten, durchstrukturierten Stängeln und in den vielen kleinen Öldrüsen, die in den Blättern und Blütenblättern als »Tüpfel« zu sehen sind. Dies Öl Hypericin ist eigentlich umgewandeltes Sonnenlicht: Das Johanniskraut ist dermaßen lichtgesättigt, daß es die Lichtwirkung an andere Organismen weitergeben kann.

Hellhäutige Wendetiere, Schafe; Schweine oder Rinder bekommen eine Lichtdermatitis - entzündete, geschwollene Haut und Krämpfe - wenn sie das Kraut fressen und danach ins direkte Sonnenlicht kommen.

Auch beim Menschen zeigt sich, wenn er das Kraut als Tee zu sich nimmt, eine ganz bestimmte Lichtwirkung. Seit kurzem wird Hypericum in den USA in der AIDS Therapie eingesetzt (FOSTER/DUKE, 1990:114). Das ist sinnvoll, nicht nur, weil viele HIV-Infizierte an Depressionen leiden (die das Johanniskraut lindern kann), sondern vor allem, weil die Gefahr besteht, von pathogenen Candida-Hefepilzen befallen zu werden. Die AIDS-Patienten sterben nicht an dem Virus, sondern meistens an der völligen Verpilzung der Lungen und des Blutes. Candida-Pilze sind Opportunisten, die sich vor allem im Darm, den Geschlechtsorganen, Lungen und zuletzt im Blut ausbreiten, wenn das Immunsystem geschädigt ist. Pilze; wie Candida, vertragen

kein Sonnenlicht. Sie brauchen ein dunkles, feuchtes Milieu. Eine Pflanze, die sich wie das Johanniskraut dermaßen mit Sonnenlicht anreichert, ist deshalb ein probates Mittel gegen die Pilze.

Eine weitere Lichtwirkung des Hartheugewächses, die dein Menschen zugute kommt, ist eine innere, seelische.

Johanniskraut strahlt förmlich Sommersonne in die finstersten Winkel der Seele. Der Tee - jeden Tag ein Tässchen über einige Wochen hinweg getrunken - hellt düstere Stimmungen auf, vertreibt Melancholie, Angst und Depression. Chemiker machen den roten Farbstoff, das Hypericin, eine phenolische Verbindung, für die euphorisierende, antidepressive Wirkung verantwortlich.

Interessant ist es; nach der Methode der homöopathischen Selbsterprobung, die Droge (den Tee) einzunehmen und meditativ die Wirkung zu beobachten. Die entoptischen Lichtphänomene, die Wolken und Lichtblitze, die normalerweise hinter den geschlossenen Lidern auftreten, gestalten sich dabei ungewöhnlich hell. Farbige, fast grelle Lichtgebilde steigen auf, gewinnen an Strahlkraft und erstarren dann plötzlich zu rigiden geometrischen Mustern. Insofern spiegeln diese sich im Augeninneren abspielenden Lichtphänomene und gar das äußere Erscheinungsbild dieser Pflanze wider.

Wolkenartig quellende entoptische Lichterscheinungen, die wahrscheinlich auf der Abgabe elektrischer Nervenimpulse tief in der Sehrinde beruhen, sind der Rohstoff, das Material, aus dem die Traumbilder und Visionen gewoben werden. Meistens bemerken wir sie nicht, da wir sofort in den Träum hinübergleiten und dabei das nach außen gerichtete Bewußtsein verlieren. Richtet man aber seine Aufmerksamkeit meditativ auf diese Nahtstelle zwischen

Wachen und Träumen, dann wird man das Wesen jener »Lichtwolken« gewahr. Wenn nun düstere Vorstellungen, dunklen bedrohlichen Gewitterwolken ähnlich, vor dem Seelenauge aufsteigen; werden diese von den Lichtkräften des Johanniskrauts erfasst und zu schönen, wenngleich eher rigiden Mustern geordnet. Die Pflanze »bildet sich« sozusagen in unserer Seele ein, sie prägt ihre sonnenhaften Formkräfte ein. Angsterfüllte, melancholische Gedankenbilder lassen sich unter dein Einfluss der Hypericum-Droge kaum weiterspinnen.

Dieser psychoaktive Effekt war natürlich auch den alten Kräuterweibern nicht verborgen geblieben. Die Bezeichnung

„Hypericum" kommt au dem Griechischen und bedeutet „über" (Hyper), „dem Bild" (Eikon). Hypericum hebt also den menschlichen Geist über die bedrohlichen inneren Bilder; über die krankhaften Einbildungen hinaus: Mittelalterliche Ärzte nannten die Pflanze Fuga Daemonum, was andeuten soll, daß es die Flucht der Dämonen erzwingt. Für Paracelsus galt das Johanniskraut als »ein Arcanum, ein Universalmittel mit höchster Wirkkraft, eine Monarchei, der sich alle beugen müssen«.

Die Äderchen in den Blättern seien die Signatur, daß das Kraut alle Phantasmata um und im Menschen vertreibt. Als Phantasmata bezeichnete er „Krankheiten ohne Corpus und ohne Substanz", also „eingebildete Stimmen, Wahnsinn und Aberwitz" (PÖRKSEN 1988:75). »Damit die himmlische Influenz gegen die Phantasmata wirke, muß die Pflanze entsprechend dem Gang der Gestirne gepflückt werden«, wenn Mars, Jupiter und Venus gut aspektiert sind, aber keinesfalls der Mond. Beim Sonnenaufgang, der Sonne zugewendet, in der Morgendämmerung soll man die Heilpflanze sammeln. Er schreibt weiter »Dieses Kraut soll immerfort getragen werden, unter dem Barett, am Busen,

als Kranz oder in der Hand, oft daran riechen, nachts unter das Kissen tun, um das Haus herum stecken oder an die Wände hängen!«

Das einfache Volk nannte das Kraut eben wegen diesen Eigenschaften „Teufelsflucht" und „Jageteufel":

»Dost, Hartheu und Wegscheidt [Wegwarte]

Tun dem Teufel viel Leid.«

Sprüche dieser Art sagten die Großmütter auf, wenn sie das 'Kraut im Zeichen des Löwen pflückten und mit ins erste Bad des Kindes taten, auf die erste Getreidegarbe steckten, dem verzauberten Vieh ins Butter streuten oder gegen Blitzschlag kreuzweise ins Fenster oder unter die Dachsparren steckten. Gegen angezauberte Liebe - „so einer durch zauberische Liebe von Sinnen gekommen und unsinnig worden" - wurde Johanniskraut in Wein gesotten Mit dem Johanniskraut trieben alte Muhmen auch Wetterzauber. Sie vertrieben die schwarzen Wolken und zauberten die Sonne wieder Hervor. In Mitteldeutschland hieß es, »Hartenau und Dill; machts Gewitter still«. Eine Geschichte aus Sachsen-Anhalt berichtet von einem furchtbaren Gewitter, das kein Ende nehmen wollte und die Ernte auf dem Feld zu zerstören drohte. Plötzlich hörten die verängstigten Bauern eine Stimme aus den finsteren Walken heraus donnern: »Ist da keine einzige Frau, die da, weiß von Hartenau?« Als die Bäuerinnen daraufhin das Johanniskraut in die Fenster steckten, höre das Unwetter auf.

Meistens wurde jedoch mit dem Kraut geräuchert, wie wir aus dem überlieferten Spruch entnehmen können:

»Eisenkraut und Hartenau

brennt an, daß sich das Gewitter stau!«

Ist das nun reiner Aberglaube; oder steckt etwas dahinter? Ist es möglich daß man mit Johanniskraut Unwetter vertreiben kann? Ethnologen haben immer wieder erleben, aber nicht erklären können, wie Schamanen das Wetter beeinflussen (KALWEIT 1987:112). Ich selber war der ungläubige Zeuge eines indianischen Regentanzes, des in Oregon eine längere Dürrezeit beendete, und dies, obwohl der Rundfunk ein Weiterbestehen des Hochs vorhergesagt hatte. Wenn wir das holographische Modell ernst nehmen, welches besagt, daß alles in allem enthalten ist, dann könnte durchaus die Möglichkeit einer Einflussnahme bestehen. Man muß das innere Wetter (die Stimmungen, Emotionen) beruhigen, und das äußere wird sich durch Resonanz fügen.

Auf jeden Fall schwankt das Gemüt von Mensch und Tier mit dem Wetter. In dem seelischen Erleben der Menschen früher waren das innere und das äußere Wetter nicht so radikal getrennt, wie es bei uns der Fall ist. Schlechtwetterperioden, welche die Ernte und somit das Überleben gefährden, oder die Angst vor Blitz- und Hageinschlag können auch das seelische Klima einer Hofgemeinschaft beeinträchtige und zu gereizter Stimmung, Missmut und Unfallsanfälligkeit führen.

In der aufgeladenen Atmosphäre vor einem Gewitter stechen die Bremsen besonders heftig, die Kühe brummen gereizt, treten gegen den Melkschemel und halten die Milch zurück, die Menschen selber sind nervös und angespannt. Da ist es durchaus vorstellbar, das es hilft, wenn die Großmutter Stall und Haus mit sonnengeweihten Hartenau räuchert.

Das Johanniskraut war nicht nur der Sonne geweiht, sondern auch der Venus. Als Frauenkraut wurde es unter die duftenden Kräuter gemischt; auf die sich die Wöchnerinnen

betteten. Es wurde mit in Periodentees (Emmenagoga) gemischt, um die

„Monatsblum" zu treiben, da es in der Blüte selber Blut enthält. Auch in den Wechseljahren tranken es die Frauen.

Da die holde Freya vor allem auch eine Liebesgöttin ist, verwundert es nicht, daß das Sonnenwendkraut von jungen Frauen auch als Liebesorakel verwendet wurde Im allgemeinen ging das so: Das Mädchen tat eine Handvoll der zu Johanni gepflückten Blütenknospen in einen Leinsack, drückte fest und dachte dabei an ihren Liebsten und sprach:

»Ist mein Schatz gut, kommt rotes Blut.

Ist er mir gram, gibt's nur Scham [Schaum]!«

Wenn man die goldgelben Blüten zwischen den Fingern zerdrückt, tritt das rote »Elfenblut« hervor - darauf beruht das oben erwähnte Orakel. Die Heiden deuteten den roten Saft als Blut des Sonnengottes, des gütigen Baldurs, der zur Sonnenwende geopfert wurde beziehungsweise sich selber der Erde opferte. Die Symbolik wurde auf den Bußprediger Johannes, übertragen, der bei der Taufe Jesu (der Sonne der Seele) verkündete: »Er muß wachsen; ich aber abnehmen.« Der Täufer, der geköpft wurde; nachdem Salome ihren Tanz der sieben Schleier aufgeführt hatte, ersetzte im Volkschristentum den heidnischen Sonnengott.

Viele fromme Legenden ranken sich um die Sommersonnwendblume. Die Pflanze sei entstanden, als das Blut des Bußpredigers auf die Erde spritzte. Eine süßliche Mär aus der Oberpfalz erzählt, daß Zacharias, der Vater des Johannes, betrübt darüber, daß er keine Kinder hatte, in die Wüste ging: Da gab ihm ein Engel dieses gelbe Blümchen, das solange frisch blieb, bis Johannes geboren wurde.

Um den alten, unausrottbaren Brauch zu erklären, zu Johanni Hartheu in die Fenster und Türen zu stecken, erfanden die Pfaffen eine weitere Geschichte: Ein Spitzel entdecke den Unterschlupf des verfolgten heiligen Mannes. Damit die Häscher den Ort wiedererkennen würden; an dem sich Johannes verborgen hielt, steckte der Spion ein Hartheuzweiglein in das Fenster des Hauses. Aber ein Wunder geschah! Am nächsten Tag waren die Fenster aller Häuser in Jerusalem mit dem Kraut besteckt

Eine weitere Legende erzählt, daß das Kraut dermaßen gut und heilkräftig sei; daß der Teufel in seinem Zorn mit einer spitzen Nadel darüber herfiel und es tausendmal durchlöcherte. Der Beweis für diese Untat sind die vielen schwarzen Pünktchen, die, gegen das Licht gehalten, wie Nadelstiche aussehen. Diesen Pünktchen, die von kleinen Öldrüsen herrühren, verdankt die Pflanze ihren spezifischen Namen perforatum.

Die Inquisitoren, die kirchlichen Hexenjäger, waren vom hohen Stellenwert des heiligen Johanniskrauts fest überzeugt. Sie flößten den Satansbräuten beim Foltern Johanniskrauttee ein, da sie glaubten, daß dadurch die Gelöbnisse, die die Hexen dem Teufel gemacht hätten, aufgelöst würden. Es wurde während der »peinlichen Befragung« auch tüchtig mit Johanniskraut geräuchert, entweder weil man selber Angst vor dem Leibhaftigen hatte oder weil man annahm, daß dieser sich dadurch den Verängstigten nicht nähern könnte.

Paracelsus deutet den roten Saft und die »Nadellöcher« anders als die Priester. Er sah darin die Signatur des kriegerischen Planetengottes Mars - ein sicheres Zeichen, daß, sich die Pflanze zur Heilung von Hieb- und Stichwunden eigne. Paracelsus, der selber als Wundarzt mit den

Söldnerheeren kreuz und quer durch Europa gezogen war, wusste, wovon er sprach.

Kompressen des Hypericum-Krauts wirken wundheilend und antiseptisch. Auch das rote Johannisöl zeigt eine hervorragende Heilwirkung bei allen Wunden, Quetschungen und Hautschürfungen. Bei Verbrennungen und Verbrühungen leistet es gute Dienste. Nur - das muß hervorgehoben werden - darf man es nicht als Sonnenöl zur Bräunung verwenden, sonst wird es einem ergehen wie denn zuvor erwähnten hellhäutigen Weidevieh. Einige Tropfen, innerlich genommen, sollen Gastritis und Magengeschwüre heilen. Auf jeden Fall wird es die Galle anregen.

Das rote Öl gehört in jede Hausapotheke. Es wirkt, wenn einmassiert, sehr gut bei Neuralgien und Nervenentzündungen, Hexenschuss und Ischias. Man kann das Johannisöl leicht selber herstellen.. An einem trockenen, sonnigen Sommertag sammelt man die Blüten und Blütenknospen, füllt sie in ein helles Glas, übergießt sie bis zurr Rand mit Sonnenblumen-oder Olivenöl, schraubt das Glas fest zu und lässt alles zwei Wochen in der Sonne ziehen. Allmählich färbt sich das Öl burgunderrot. Es wird abgeseiht und in einer dunklen Fasche an einem dunklen Ort aufbewahrt.

Auch für Tee eignet es sich. Johanniskraut, das mit dem Schwarztee nähe verwandt ist, ist angenehm im Geschmack. Da dieser Aufguss nicht harntreibend wirkt kann man problemlos vor dem Schlafengehen ein Tässchen trinken. Das ist besonders in den dunklen Wintertagen, wenn der Lichtmangel die Stimmung drückt, zu empfehlen. Dieser Tee wirkt als Tranquilizer im limbischen System. (WEISS 1991:35)

Besonders, gut wirkt der Johanniskrauttee bei bettnässenden Kindern. Bein Betnässen handelt es sich nicht um eine Erkrankung der Harnorgane, es ist vor allem Seelisch bedingt. Gerade in solchen Fällen ist eine psychotrope Heilpflanze angesagt.

Der Holunder (Sambucus niger)

Die Namen Hölderlin und Hollabiru - alte volkstümliche Bezeichnungen für den Teufel - haben mit dem Holunder zu tun.

Aber daß der Holunder mit der Frau Holle, des Teufels Großmutter etwas zu tun hat, das bestreiten die Sprachwissenschaftler vehement; das wäre ja auch zu romantisch, zu kitschig. Sie führen die Vorsilbe hol auf *kal (=

schwarz) und die Nachsilbe der auf *tro (= Baum) zurück; so wäre der Holunder der »schwarze Baum«. Diejenigen jedoch, die sich ein Fünkchen Hellsichtigkeit bewahrt haben, empfinden den Hollerbusch als eine Art Schwelle, als Zugang zu jenem transsinnlichen, unterirdischen Bereich, der traditionell mit der Frau Holle assoziiert war.

Der Schweizer Pflanzenesoteriker Rene Strassmann meint, daß der Holunder die Wesen, die auf der Erde leben, vor Übergriffen jener Wesen, die unter der Erde leben, schützt. Der Holunder zeichnet also die Grenze zwischen der Unterwelt und der Mittelwelt. Strassmann benutzt Holz, Rinde, Wurzel und, Blüte als Räucherung zur bewussten Kontaktnahme mit der Schattenwelt (STRASSMANN 1994:153). Ähnliches empfanden auch die germanischen, keltischen und slawischen Heiden. Unter dem Hausholunder töpferten die alten Schweden Milch für den Hausgeist; die Preußen Bier und Brot für den Erdgeist.

Wie wir aus den Märchen wissen, ist Frau Holle die Königin der Zwerge und Elfen. Da ist es kein Wunder, daß derjenige, der unter dem Baum einschläft, bald die Nähe der Gnome, Kobolde und Zwerge spürt, die ihm entweder gut gelaunt oder

mürrisch oder gar als böswillige Plagegeister begegnen. Derjenige, dessen »drittes Auge«noch fest verschlossen ist, wird wohl nur Kopf- oder Gliederschmerzen verspüren oder etwas schwindlig werden. Die Schweden erzählen, wer sich in der Abenddämmerung am Mittsommerabend unter den blühenden Holder setzt, wird den Elfenkönig mitsamt Hofstaat vorbeiziehen sehen.

Als Seelenhüterin ist die Frau Holle also auch eine Totengöttin. So wird es verständlich, daß das ihr geweihte Bäumchen eine zentrale Rolle in den Totenkulten spielte. Die heidnischen Friesen begruben ihre Toten unter dem »Ellhorn« beim Haus, und ihre Nachfahren ließen die Grabkreuze aus dem Holze eines Holunders fertigen, der auf dem Grundstück des Verstorbenen gestanden hatte. Es galt als sehr gutes Zeichen; wenn solche Kreuze wieder ausschlugen. Da konnten die Toten darauf ausruhen, wenn sie »Urlaubstage« auf Erden hatten (Ostfriesenkalender 1930). Im Tirol steckt man noch.

heute Holunderzweige ins frische Grab, um zu sehen, ob sie grünen, und trinkt bei der Totenwache Holunderblütentee.

Noch bis kurz vor unserer Zeit war es vielerorts in Nordeuropa Brauch, den Verstorbenen auf Holunderreisig zu betten: Der Sargschreiner musste den Sarg mit einer Holundergerte ausmessen und der Fuhrmann des Leichenwagens sollte einen Holunderzweig als Peitsche für die Pferde nehmen. In England trugen Leichenbestatter

etwas Holunderholz bei sich , um sich vor zweifelhaften Geistern zu schützen.

Für die alten Germanen und Slawen galt ein alter Holunder, der sich an das Gemäuer des Hauses schmiegt, als die Herberge des Sippengeists. Er half nicht nur denen, die über die Schwelle ins Hollenreich gingen, sondern such denen, die wiederkehrten. Also wurde der Baum der »Frau Hylle« oder der »Hyllemoer« (Mutter Holle), wie ihn die Dänen nennen, auch mit Sexualität und Geburt in Zusammenhang gebracht. Er spielt in erotischen Volksliedern eine Rolle:

»Petersilie; Suppenkraut wächst in meinem Garten.

(Name des Mädchens) ist die Braut, soll nicht länger warten:

Hinter einem Holderbusch gab sie ihrem Schatz `nen Kuss

Auch vom Scheiden und untreuer Liebe kann der Holunder sprechen:

Das Brünnlein rinnt und rauscht wohl dort am Holderstrauch, wo wir gesessen.

Wie mancher Glockenschlag, da Herz bei Herzen lag, das hast du vergessen.

(Volkslied »Ade zur guten Nacht«)

In Thüringen steckten die Burschen, zu Pfingsten, den eher lockeren Mädchen Holunderzweige ins Fenster. Wollte das beiratswillige Mädchen wissen, aus welcher Richtung ihr Bräutigam kommen würde, musste sie am Thomastag (3. Juli) während dies Abendläutens den Holderbusch heftig schütteln. Falls ein Hund dann aus irgendeiner Richtung her bellte, wäre das die Antwort auf ihre Frage. In der Älteren Edda heißt es vom Holunder: »Von seiner, des

Lebensbaumes Frucht soll man ins Feuer legen dem kindessiechen Weibe, damit dieses auswerfe, was im Innere verborgen ist.« Eine Kinderwiege aus Holunderholz zu tischlern kam jedoch nicht in Frage, die Holden würden das Kind dann wieder ins jenseitige Reich mitnehmen. Auch dürft man nie ein Kind mit einer Holunderrute züchtigen, es würde weder wachsen noch gedeihen.

Der Holunder ist wie die Göttin des Lebens und des Todes selbst von zweifacher Natur: Er ist weiß (Blüten) und schwarz (Beeren), er ist Heilpflanze und zugleich starke Giftpflanze. Für das einfache Volk war der Hausholunder eine regelrechte Apotheke: Aus den Blüten brauten die Großmütter einen schweiß- und harntreibenden Tee, der bei Grippe Erkältung, Rheuma, Masern und Scharlach getrunken wurde. Die moderne Phytotherapie hat diese Wirkung bestätigt und setzt den Tee zudem noch bei Heuschnupfen und Stirnhöhlenentzündung erfolgreich ein. Aus den schwarzpurpurnen Beeren kochten die Omas einen darmreinigenden, darmanregenden Sirup: Eine heiße, süße Holunderbeerensuppe gehörte sowieso mit zur Stärkung für den Winter. Neuste Forschungen belegen inzwischen eine immun- und nerverstärkende Wirkung der Beeren.

Sie kommen sogar als Zusatztherapie in der Krebsbehandlung in Betracht, da der blaue Farbstoff die Zellatmung allgemein günstig beeinflusst. Saft, Sirup oder Suppe helfen bei viralen Infekten, Herpes und Neuralgien. Aufbewahrte getrocknete Beeren, können immer dann gekocht werden, wenn; eine Grippewelle oder eine andere Seuche umgeht. Die im Sommer gesammelten Blätter wurden in Schweinefett zu Salben für Prellungen, Quetschungen, Geschwülste und Frostbeulen gekocht. Gekochte Blätter wurden ebenfalls auf geschwollene; entzündete Brustwarzen gelegt. Im Herbst wurde dann die Rinde gesammelt als drastisch wirkendes Brech- und

Abführmittel. Nach oben hin geschabt, soll sie Erbrechen, nach unten hin geschabt, Durchfall bewirken. Dieser »Aberglaube« war nicht nur auf Europa beschränkt. Auch die sibirischen Völker und die nordamerikanischen Indianer verfuhren genauso, wenn sie ihren Körper durch Purgieren reinigen wollten. Die Vorstellung gab der von den Glykosiden ausgelösten physiologischen Wirkung eine Richtung. Wie immer ist es nicht allein der Wirkstoff, der die ausschlaggebende Rolle spielt, sondern auch das richtungsweisende therapeutische Wort, die Kraft der Suggestion.

Aber nicht nur dieser pharmakologisch »vernünftige« Einsatz des Holunders diente der Gesundheit, sondern auch der magische. Da der Baum negative Energien, »fliegende Gifte« und Unglück anzieht und »verbraucht« oder hinunter in die Unterwelt geleitet; hat man ihm alle möglichen Leiden und Krankheiten „angehängt". Also drapierte man eiterigen Verband und Lappen auf die Zweige: In seinem Schatten vergrub man auch ausgefallene Zähne, Haare und Nägel, um zauberischen Missbrauch zu verhindern. Die Nachgeburt einer Kuh wurde unter dem Holunder begraben, dann konnten weder Kuh noch Kalb verhext werden. Auch die Hemden »beschrieener« (verzauberter) Kinder wurden dem Holunder anheim gegeben. Das Badewasser kleiner Kinder wurde ebenfalls dort ausgeschüttet.

Bei Fieber ging man in der Nacht bei abnehmendem Mond zu dem Hollenbaum, band einen Bindfaden um den Stamm und sprach: »Guten Tag, Flieder, ich bring dir mein Fieber; ich binde es an, nun geh ich in Gottes Namen davon.« Oder der Kranke bog einen Zweig herab und sprach. »Zweig, ich biege dich; Fieber, nun lass mich; Hollerast, hebe dich auf; Rotlauf, setze dich drauf. Ich hab dich einen Tag; hab du's nun Jahr Und Tag.« Bei Zahnschmerzen ritzte der Betroffene das Zahnfleisch an der schmerzenden Stelle mit einem

Holunderspan, bis es blutete. Dan fügte er dem Span wieder an der Stelle im Zweig ein, von der er ihn genommen hatte. Wie das Fieber, so würde der Holunder auch die Zahnschmerzen nach unten, in die Erde ableiten. Übrigens werd auch von den Waldlandindianern berichtet, daß sie mit Holunder Zahnschmerzen wegzauberten.

Vor einem derart mächtigen und heilkräftigen Baum haben sich die Bauer verbeugt oder ehrerbietig den Hut zogen. Arthur Heimes, der Bauernmystiker aus dem waadtländischen Jura ?hat das noch getan. Niemand würde es wagen, ihn achtlos zu stutzen oder sein Holz zu verbrennen. Man war sicher, daß die im Strauch gebundenen bösen Kräfte auf den Frevler übergehen würden, ihm Unglück oder gar den Tod bringen würden. Nur einer Witwe oder einem Waisen, war es vergönnt, das Holz zu sammeln und zu verfeuern, denn diese wären ja schon von dem Tod berührt worden. War es dennoch unumgänglich, den Holunder zu stutzen; dann entblößte man das Haupt, faltete die Hände und bat: »Frau Ellhorn, gib mir von deinem Holz, so will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Wald.« Im Norden (Friesland) musste man sich in der vorhergehenden Vollmondnacht vom Baum die Erlaubnis einholen; ihn zu stutzen, und dann musste man eine Spende in die Zweige hängen oder an seinen Wurzeln vergraben. Die abgeschnittenen Zweige durften nicht irgendwie, genutzt werden, sondern sollten der Erde wieder übergeben werden. Auch sollte man den Holunder nicht pflanzen, die Göttin sollte selbst den geeigneten Platz finden. Und dieser ist meistens nicht weit vom Haus entfernt. Der Holunder liebt nämlich die Nähe des Menschen. Wenn ein Haus verlassen wird, dauert es nicht lange, bis der Holunder, der dort wächst, abstirbt.

Dass der Baum der Größen Göttin einst wichtige Kultpflanze war, ‚geht aus vielen Ringelreihen-Versen hervor. »Ringel,

Ringel, Reihe; wir sind der Kinder dreie; sitzen unterm Holderbusch; rufen alle husch, husch, husch!« Das Ringelreihen der Kinder ist ebenso Erbe archaischer, sakraler Kulttänze wie Pfeil und Bogen Erbe steinzeitlicher Jagdtechniken sind. Sogar die christlichen Missionare konnten an der Hochachtung gegenüber dem Baum nicht rütteln. Zwar erzählten sie, daß der Holunder, ein böser Baum sei: Folterknechte hätten Jesus mit Holunderruten geschlagen, deshalb hat der Zweig auf seiner Haut Schrunden. Aber schließlich wurde der Baum dennoch in die christliche Mythologie integriert. Maria habe auf den Zweigen die Windeln getrocknet, heißt es; sie habe unter ihm Schutz vor Gewitter gefunden, deswegen schlägt der Blitz nie in den Holunder ein. Und der falsche Judas hätte sich am Ast dieses Totenbaumes aufgehängt. Im Allgäu darf das Kreuz für der »Palm« des Palmsonntags einzig und allein aus Holunderzweigen gemacht werden Sicherlich spielte das heilige Gehölz in den Frühlingsprozessionen und Flurumgängen der allen Kelten und Germanen eine ähnliche Rolle **Anmerkungen zu Hexenmedizin, W.-D. Storl**

1 Der Wald ist voller Schrecken für den, der nicht darin lebt. Das war schon immer so. Für die zentralafrikanischen Bantuvölker, die den Wald roden, um ihre Kochbananen und Jams anzupflanzen, ist der Urwald ein gefährlicher Ort. Für die zwergwüchsigen Waldmenschen, die Ba Twa, ist der Wald die Gottheit selber, Güte und Geborgenheit.

Die westliche Welt hat sich mittlerweile dermaßen von der Natur entfremdet, daß auch für sie der Wald zum Schreckensort geworden ist. Man fürchtet sich vor tollwütigen Füchsen, man hat Angst, Himbeeren, Heidelbeeren oder die süßen Walderdbeeren zu essen, diese könnten ja mit Fuchsbandwurmeiern kontaminiert sein. Und dann gibt es noch die Zecke, deren Biss Borreliose und Enzephalitis hervorrufen kann. Am besten, man geht gar

nicht in den Wald! Oder man macht es wie die Amerikaner, man marschiert durch - h *iking* heißt das - wie durch ein feindliches Territorium. Nüchtern betrachtet jedoch, entpuppt sich die Angst als Hysterie. Die Wahrscheinlichkeit von Tollwut, Fuchsbandwurm oder infektiösem Zeckenbiss befallen zu werden, ist kleiner als die, daß ein Flugzeug einem auf den Kopf fällt. Die Angst vor dem Wald ist die Angst vor der eigenen Seele, vor der »bösen Hexe«, vor dem »Schatten« der eigenen Persönlichkeit.

2 Für Jäger und Sammler ist Brandrodung und Landwirtschaft ein Frevel. Als die amerikanischen Behörden die Indianer des Nordwestens zwingen wollten, Farmer zu werden, gab Smohalla, der »Träumer« der Nez-Perce-Indianer, seinem Entsetzen mit folgenden Worten Ausdruck: »Ihr verlangt, ich solle den Boden pflügen? Soll ich ein Messer nehmen und die Brust meiner Mutter aufreißen? Wenn ich dann sterbe, wird Sie mich nicht in ihrem Schoß ruhen lassen. Ihr wollt daß ich Steine ausgrabe? Soll ich die Knochen unter ihrer Haut herausnehmen? Wenn ich dann sterbe, wird ihr Körper mich nicht wieder aufnehmen, so daß ich wiedergeboren werden kann! Ihr verlangt daß ich das Gras schneide und Heu mache, es verkaufe wie die Weißen! Aber darf ich es wagen das Haar meiner Mutter zu scheren?«

3 Die neolithische Betrachtungsweise, die Kulturland und Wildnis voneinander trennt, gipfelte in der dualistischen Vision des Zarathustra. Nun steht ein Satan (Ahriman) dem Schöpfergott (Ahura Mazda) gegenüber. Der eine ist verantwortlich für alles Böse - wilde Tiere, Gifte, Unkräuter - , der andere für alles Gute - Haustiere, Heilmittel, Kulturpflanzen. Diese schizoide Vision prägte die westlichen Religionen, das Judentum ebenso wie den Islam und das Christentum bis zum heutigen Tag. (STORL 1988: 129)

4 Noch lange würde das Landvolk neunerlei Holz sammeln. Es wurde damit geräuchert oder in einer Abkochung davon gebadet, wenn der verdacht bestand, daß ein Mensch oder auch ein Haustier behext worden waren. Zum Schutz gegen alles

„ Böse« sammelte man das Holz am frühen Morgen zu Karfreitag oder zu Johanni und steckte das Bündel ans Haus. In Frankreich hing man das Holz in den Schornstein; so wie es trocknete, schwand auch die Krankheit. Zuletzt jedoch waren es nur die »Hexen«, die noch solche Hölzer sammelten. Um einen Liebhaber anzulocken, zündeten sie das Holz um Mitternacht zur Wintersonnenwende an und warfen ihr Kleid vor die Stubentür. Dabei sprachen sie: »Hier sitze ich splitterfasernackigt und bloß. Wenn doch mein Liebster käme und würfe mir mein Hemd 4n den Schoß!« In Hexenprozessen (in Mecklenburg, 16. Jahrhundert) bekennen die Hexen, daß sie »negenderlei« (neunerlei) Holz gebraucht hätten, von »Eicken, Boiken [Birken], Ellern [Erle], Dorne, Quitzen [Eberesche], Alhorn [Holunder], Fürenholtz und zweierlei Dorn [wahrscheinlich Weißdorn und Schwarzdorn].« (BÄCHTOLDSTÄUBLI VI 1987: 1061) 5 In den slawischen Ländern ersetzte der Pilzpatron Sankt Veit den Gott Svantjewit. Svantjevit, als Feldbeschützer verehrt,

reitet ein weißes Ross und trägt ein Füllhorn. Aus dem schäumenden Geifer seines Pferdes entstehen die Pilze.

8 Das Wissen um die verschiedenen Qualitäten der verschiedenen Holzarten ist noch hier und da bekannt. Der Bauernphilosoph Arthur Hermes (1890-1986), der zu jedem Wochentag eine andere Holzart im Herd verwendet, erklärte dem Autor: »Es ist wirklich primitiv, Hitze nur auf die Temperaturskala zu reduzieren! Jede Holzart hat ihre eigentümliche Qualität. Eigentlich kann man diese in sieben Gruppen ordnen, denn auch Bäume gehören den sieben Planeten an. Buche brennt lange, Tanne brennt heiß. Wer also sein Süppchen mit Saturnwärme kochen will, sollte den Ofen mit Buchen- oder Tannenholz heizen. Jupiterwärme bekommt man vom Ahorn, auch von der Eiche, die gleichfalls Marswärme enthält.

Eschenholz strahlt Sonne aus, der aber Merkur beigemengt ist. Kirsche, Pappel und Weide geben eine angenehm kühle Mondwärme ab. Birke und Linde erhalten eine sehr heilkräftige Venuswärme. Ich habe hier das Glück, im Wald zu leben, und kann mir meine Planeten im Ofen aussuchen. Der Städter kann das nicht. Trotzdem sollte er wissen, daß die verschiedenen Arten von Holzfeuern heilend wirken. Ab und zu sollte er sich ein Feuer machen und die Glut auf sich wirken lassen. Damit lassen sich viele Leiden lindern - hat doch jede mal erlebt, wie entspannend es ist, in ein lebendiges Holzfeuer zu blicken. Fängt man diese Ausstrahlungen mit dem Kochtopf ein, ist es noch besser.« (STORL 1989: 32) 9 »Im Mai, zu Pfingsten oder einer anderen Zeit laufen alle jungen Burschen und Mädchen, alten Männer und Weiber nachts in die Wälder, Haine, Hügel und Berge, wo sie die Nacht bei angenehmer Kurzweil verbringen. Des Morgens kehren sie zurück mit Birkenbäumen und Zweigen, um ihre Zusammenkünfte zu verschönern. Kein Wunder, denn ein großer Herr ist unter

ihnen und beherrscht ihre vergnügen und Spiele, nämlich Satan, der Fürst der Hölle. Aber der größte Schatz, den sie von dort mitbringen, ist ihr Maipfahl, den sie voller Ehrfurcht in folgender Weise heimtragen: sie haben zwanzig oder vierzig Joch Ochsen, von denen jeder einen süßduftenden Strauß an die Hörner gebunden bekommt, und diese Ochsen ziehen den Maipfahl, vielmehr dieses stinkende Götzenbild, das über und über mit Blumen und Gräsern bedeckt, mit Schnüren umwunden und manchmal in verschiedenen Farben bemalt ist, nach Hause. Zwei- bis dreihundert Männer, Frauen und Kinder folgen in tiefer Ehrfurcht. Sie richten ihn dann auf, Tücher und Fahnen flattern an der Spitze, und sie bestreuen den Boden ringsumher, binden grüne Zweige darum und stellen Sommerlauben und Blätterbogen daneben auf. Und alsdann beginnen sie darum zu tanzen, gleichwie die Heiden es taten, wenn ein Götzenbild geweiht wurde, wovon dies ein vollkommenes Abbild ist, oder vielmehr es ist die Sache selbst. Ich habe es von glaubwürdiger Seite (sogar mit eigenen Ohren) von sehr ernsthaften und vertrauenswürdigen Männern gehört, daß von vierzig, sechzig und hundert Mädchen, die über Nacht in den Wald gingen, kaum ein Drittel makellos zurückkehren.« (Phillip STUSSES, *Anatomie der Mißb7duche,* London, 1583)

11 Als Bhagwan, „der Göttliche“, bezeichnete sich - n *omen est omen - auch* der »Sex-Guru« Acharia Rajneesh (1931-1990), der unter New-Agern eine große Gefolgschaft sammelte, sich zugleich aber mit seiner Lehre, welche die Sexualität als Königsweg zur Erleuchtung propagierte, viele Feinde machte.

12 Holle lebt wie auch die griechische Pflanzen- und Totengöttin Persephone im Sternenhimmel und zugleich im Erdinneren. Unser an Aristoteles und Descartes geschulter Verstand bockt bei dieser Vorstellung. Es verstößt gegen jede Regel der Logik. Diese Logik ist zwar nützlich, die

Gesetzmäßigkeit der physikalischen Welt zu beschreiben, aber in jenen Bereichen, von denen die Seher sprechen, werden die Gesetze der irdischen Logik suspendiert oder eher transmutiert. Auch Quantenphysiker bewegen sich an solchen Grenzen: Atome sind Welle und Masse; Schrödigers Katze ist tot und lebendig.

Bei den südafrikanischen Bergdama heißt es, daß die Toten in kleinen Hütten im Himmel leben und daß diese Hütten zugleich die Erdhügel sind, in denen ihre Gebeine begraben liegen. Ein Missionar versuchte, den Wilden den unvereinbaren Widerspruch dieser Behauptung klar zu machen. Ein grauhaariger Bergdama erwiderte: »Es ist nur Ihr Kopf, Sir, der diese Dinge trennt. Für uns decken sich die beiden Begriffe!« (HUXLEY 1974: 42) Bringen wir nicht auch unseren Toten Blumen ans Grab und glauben zugleich, sie befinden sich bei Petrus im Himmel?

13 In südlichen Ländern, etwa dem Mittelmeerraum, ist die Sonne heiß und stechend. Da wird vor allem der kriegerische maskuline Aspekt des Gestirns hervorgehoben, der kühle, wandelbare Mond dagegen gilt als weiblich. Bei den Kelten, Germanen, nordamerikanischen Indianern, Japanern und mehreren sibirischen Völkern sah man die Sonne vor allem als gütige, warme, lebensspendende Mutter, den Mond dagegen als Mann. (Der mürrische Mann im Mond, der trockene Zweige trägt, hat all sein Wasser an die Erde abgegeben.)

14 Moderne, kopflastige Zeitgenossen, Menschen, unfähig, sich vom egohaften Verstand zu lösen, fällt es oft schwer, Kinder zu bekommen. Fertilitäts- und Potenzprobleme, ein überzogener Orgasmuskult und Perversion sind Symptome des Verlusts der transzendenten Dimension der Sexualität. Unser Sex ist nicht ekstatisch, keine Hingabe an die Götter im Einklang mit der Natur, sondern zivilisiert, verkrampft

und unfruchtbar. Verkehr findet »innerhalb der Mauer« statt, kopflastig, mit Anleitung aus dem Sexmanual - und nicht wie bei naturverbundenen Menschen, jenseits der Hecke. Doch es ist gerade in der Wildnis jenseits der Hecke, dort wo der hörnertragende Gott, die Holle und Ahnengeister sind, wo sich das Reservoir der Lust befindet, wo der Quell des wiederkehrenden Lebens liegt.

15 Im Embryonalzustand kann die menschliche Seele sehr leicht ihre in Entwicklung begriffene Leiblichkeit verlassen; sie ist im wahrsten Sinne ekstatisch (ek-stasis = aus sich herausgetreten). Auch der Schamane, wenn er sich auf »Reise«

befindet, ist in Ekstase. Der Ethnopsychologe Gerhard Heller macht darauf aufmerksam, daß im Schamanen, wenn er sich in Trance befindet, gewissermaßen eine Regression zu den vorgeburtlichen Fähigkeiten stattfindet. (HELLER 1993: 146) 16 Dieser im Feuer tanzende, wilde Shiva mit seinem Dreizack, seiner Gabel, und seinem Gefolge von Dämonen gab im zarathustrischen Denken das Modell für den Teufel her. Diese Teufelsimagination, mehr als die Bilder der vielen gehörnten Götter (Pan oder Cernunnos), bestimmte schließlich das Bild des Teufels bei den Parsen, Christen und Muslimen. (STORL

1989)

17 Auf dem Mond sind die Pitri bei König Soma zu Gast. Soma, von einer milchweissen Aura umstrahlt, ist Herrscher aller Flüssigkeiten und Säfte. In den Veden wird er als Ernährer und Erhalter der Welt gepriesen, denn er tränkt die Erde mit Regen, lässt die Flüsse anschwellen und durchströmt und belebt die Leiber der Tiere und Pflanzen mit Saft. »In die Erde eindringend erhalte ich die Geschöpfe

durch meine Kraft; indem ich zum Mond voller Säfte werde, nähre ich die Pflanzen.«

(Bhagavad Gita XV 13) Soma ist außerdem der Herr der Brahmanen, denen es vorbehalten ist, die heilige Somapflanze auszupressen und den berauschenden Saft den Göttern als Libation darzubringen. Soma lässt die sich wiederverkörpernden Seelen im Wasser der Regengüsse auf die Erde herabströmen. Dort werden sie von den Pflanzen aufgesogen. Die Nahrungspflanzen verwandeln sich im Menschen in Lebenskraft, in Samenflüssigkeit und Sexualsekrete. Auf diese Weise erlangen die Seelen einen neuen Körper auf Erden.

Hexenmedizin – Das Vermächtnis der Hekate

Pflanzen, die starke pharmakologische Wirkungen aufweisen, müssen kundig eingesetzt werden. Andernfalls können sie großen Schaden anrichten. Deshalb werden solche Pflanzen allgemein gefürchtet und schließlich dämonisiert. Genauso werden diejenigen, die mit ihnen richtig umgehen können, gefürchtet und deshalb nur allzuleicht zu »Hexen« gemacht.

Anmerkung 1

Hexenmedizin ist eine Art angewandter Pharmakologie der stark wirksamen Gewächse. Schon immer versuchten die Herrscher den Gebrauch starker Heilmittel zu kontrollieren, unter anderem weil sie fürchteten, durch kundige Hand vergiftet zu werden. Früher betrachtete man allerdings die beobachteten starken Wirkungen eines Mittels als »übernatürlich«, magisch oder eben durch hexerische Zauberkünste bedingt. Anmerkung 2 Das heißt man nutzte die starke Wirksamkeit als Beweis für die Hexerei.

In der Tat waren zahlreiche antike Heilverfahren keine rationale Pharmakologie, sondern Kombinationen aus Ritualen und Einsatz von materiellen Mitteln. Man glaubte bereits in archaischer Zeit, daß eine Pflanze nur im Zusammenhang mit der rituellen Grabtechnik und wenn sie mit den richtigen, ihr zugehörigen Worten besprochen wird, ihre Wirkung entfaltet.

Anmerkung 3 Die Rhizotomen, die »Wurzelgräber« der archaischen Zeit, von denen die antiken Autoren (zum Beispiel HOMER; besonders DIOKLES) sagten, sie hätten die Medizin der Pharmaka erfunden, sprachen noch zu den Pflanzengeistern (BAUMANN 1982: 15, GRAF 1996: 69). Sie beachteten die Gottheiten, denen die jeweilige Pflanze geweiht war. Sie nutzten die Kräfte des Mondes und kannten die besonderen Beschwörungsformeln. Die Hexenmedizin gehört zum geistigen und kulturellen Erbe der Rhizotomen. Als mit den Hippokratikern Anmerkung 4 eine

»wissenschaftliche« Theorie zur Rationalisierung der Heilkunst aufkam, wurde die kultische und magische Medizin langsam verdrängt. Sie wurde als abergläubisch belächelt und schließlich in den Untergrund getrieben. Nur gewisse Bereiche der magischen Medizin blieben im Heilkult des Asklepios/Aesculap erhalten und wurden bis in die Spätantike offiziell akzeptiert (KRUG 1993; vgl. MEYER und MIRECKI 1995).

Hexenmedizin ist die Heilkunst des Untergrundes. Sie ist die verbotene, geächtete, staatlich und/oder kirchlich unterdrückte, sanktionierte »alternative« Medizin. Anmerkung 5 Denn sie entscheidet über Leben und Tod. Und sie macht mehr als nur gesund: sie bringt Lust und Erkenntnis, Rausch und mystische Einsicht.

Hexenmedizin ist wilde Medizin, sie ist unkontrollierbar, sie entzieht sich der herrschenden Ordnung, ist Anarchie. Sie gehört zur Wildnis. Sie macht Angst. Sie ist vor allem eines: heidnisch.

Hexenmedizin entstammt dem Schamanismus und hat ihre Wurzeln im Paläolithikum. Hexenmedizin ist mythologischrituell, ist stark weiblich, Hexenmedizin ist Kult schamanischer Heilkult um heilige, das heißt wirkungsvolle Pflanzen:

»Schon immer sind Kulte, in denen medizinisch wirkungsvolle Pflanzen und Heiltränke eine Rolle spielen, misstrauisch beäugt worden, zunächst von Vertretern des christlichen Glaubens, später auch von der westlichen Medizin. So wurden die Hexen, die letzten Weisen Frauen der europäischen Kultur, Opfer der Inquisition. In Sibirien wurden in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts Schamanen als Konterrevolutionäre verurteilt. Auch heute noch werden Schamanen verspottet und verhöhnt. So gab im Jahre 1990 die protestantische Kirche der indonesischen Insel Siberut, die westlich von Sumatra liegt, einen Erlass gegen die Medizinmänner dieses Landes heraus, in dem sie die Aktivitäten der Medizinmänner als heidnisch und gotteslästerlich verbot.« (PLOTKIN 1994: 187)

Hexenmedizin umfasst das Wissen um Zubereitung und Anwendung von Pharmaka als

!" Aphrodisiaka (Philtren, Virus amatorius) und Anaphrodisiaka Anmerkung 6

!" Verhütungs und Abtreibungsmittel (Abortativa)

!" Gift/Heilmittel (Pharmaka)

!" Rauschmittel, »Reisekräuter« (psychoaktive Substanzen) Anmerkung 7

!" Lebensverlängernde und verjüngende Elixiere

als wichtigste Domänen. Damit dient sie der Luststeigerung, der Geburtenkontrolle, zur Heilung und zum Verderben, der visionären Erkenntnis und der Lebensverlängerung. Deswegen heißt die ursprüngliche Magie pharmakeia (LUCK 1990: 58).

Zur Hexenmedizin gehört aber auch der ambivalente Wetterzauber sowie der gezielte Schadenzauber (Verfluchungen =

devotio, Defixionen Anmerkung 8, rituelle Verwünschungen = dirae; Vergiftungen, Todeszauber Anmerkung 9). Außerdem ist die Hexenmedizin an besondere Individuen geknüpft: Menschen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten (Hellsehen, Geistheilung usw.).

Die Initiation zum »Hexenmediziner« erfolgt im Rahmen von Einweihungsritualen, Mysterien und Orgien. Die Hexenmedizin steht unter dem Schutz der Großen Göttin, besonders in ihren Manifestationen als Hekate Anmerkung l0, Artemis, Diana, aber auch Aphrodite, Venus und Freia. Diese Göttinnen tragen deutlich schamanische Züge, genau wie die antiken Zauberer (magoi) Anmerkung 11 und Hexen selber. Und die Hexenkräuter stammen aus den Gärten der Göttinnen.

Die pharmakologisch stark wirksamen, bedrohlichen Pflanzen wurden als »Zauberpflanzen«, »Hexenkräuter« oder

»Teufelsdrogen« bezeichnet. Anmerkung 12 Die Anwender dieser Pflanzen, also die »Zauberinnen« und »Hexen«,

hießen in der Antike auf Griechisch pharmakides oder pharmakeutriai (GAWLIK 1994: 150, GRAF 1996: 159). Das griechische

Wort pharmakon bedeutet zugleich »Heilmittel, Gift, Zaubermittel Anmerkung 13«. Im Mittelalter war das Wort »Kraut«

gleichbedeutend mit »Zaubermittel« Anmerkung 14. In Venedig wurde die Zauberei oder Hexerei sogar als erberia,

»Kräuterkunde«, bezeichnet (GOLOWIN 1973: 6£).

Ein typisches Charakteristikum der Hexenkräuter ist ihre Ambivalenz: sie verursachen zum einen Schaden und Krankheit, zum anderen heilen und schützen sie. Oft lindern sie die Leiden, die sie auch verursachen. Oft wirken sie auch berauschend oder tranceinduzierend. Anmerkung 15 Sie sind echte Pharmaka ganz im antiken Sinne des mehrdeutigen Wortes. Für sie gilt die paracelsische Weisheit, daß allein die Dosis bestimmt, ob ein Stoff heilend oder giftig ist. Und gerade bei den Hexenkräutern ist es extrem wichtig, die richtigen Dosierungen zu treffen. Aus der Antike ist sehr gut bekannt, daß sich Kunden der Hexen an den Liebestränken (amatoria, remedium amoris), die gewöhnlich als wirksame Pharmaka Nachtschatten, Bilsenkraut oder Schierling enthielten, Anmerkung 16 oft tödlich vergiftet haben oder zumindest »verrückt«

geworden sind. Anmerkung 17 Vor lauter Gier haben sie sich nicht an den »Beipackzettel« der Herstellerin gehalten und wahrscheinlich trotz Warnungen überdosiert. Deswegen wurden solche Mittel schon in römischer Zeit verboten (GRAUPNER 1966: 26):

»Wer, sei es auch ohne böse Absicht, Abtreibungs oder Liebestränke verabreicht, wird, da es ein böses Beispiel

darstellt, zu folgenden Strafen verurteilt: Menschen niederen Standes zur Zwangsarbeit im Bergwerk, Angehörige der höheren Stände zur Verbannung auf eine Insel nebst Einziehung eines Teiles ihres Vermögens. Wenn jedoch eine Frau oder ein Mann daran stirbt, findet die Todesstrafe Anwendung.« (Codex Iustinianus, Dig. 48, 8; 3, 2/3) Daher lautet ein altes Sprichwort: »Der größte Zauberer ist derjenige, der am besten die Geheimnisse der Pflanzenwelt kennt.« (GOLOWIN 1973: 7) Oft werden die Pflanzenkundigen »Kräuterhexen« genannt (BOLAND 1983). Bis heute werden kräuter und heilkundige Frauen, vor allem auf dem Lande, als »Hexen« bezeichnet, und deswegen oft mißtrauisch beobachtet (BOURE 1995). Genauso werden die Schamanen und Volksheiler anderer Völker in der ethnographischen Literatur als »Hexenmeister«, »Hexenärzte«, »Zauberärzte«, »Zauberer«, Heilerinnen und Wahrsagerinnen als »Hexen«

bezeichnet (zum Beispiel DONNERGRAU 1997).

In der antiken Literatur taucht der Begriff »Hexe« (strix, striges) erst spät auf. Ursprünglich sprach man von magoi oder

»Magiern«. Dieser Begriff bezeichnete eine bestimmte Form von schamanischen Wanderpriestern (manchmal auch Goeten genannt goeteia = »Hexerei« oder »Schamanismus«). Später nannte man auch die Trickzauberer und Jahrmarktsheiler

»Magier« (mageia = »Zauberei«). So wurden sowohl Moses, Aaron als auch Jesus von Nazareth in der griechischen Literatur als Magier« bezeichnet (BUDGE 1996, GRAF 1996: 13). Moses war wahrscheinlich ein aus Ägypten vertriebener Trickzauberer, der einen verwahrlosten jüdischen Stamm mit seinen kleinen Kunststücken (zum Beispiel seinem

»indischen« Seiltrick) mächtig beeindruckte und zum Monotheismus ,verführt hat. Moses gilt auch als Verfasser eines der wichtigsten volkstümlichen Werke zur Hexenmedizin: Das sechste und siebente Buch Mosis.

Anmerkung l8 Darin heißt es:

»Wie man zauberhafte Kräfte erwirbt: Man töte am Vorabende des Adalbertfestes (l. Juni) eine Schlange, schneide ihr. den Kopf ab, lege darin 3 Körnchen Hanf [Cannabis sativa] und vergrabe das Ganze in den Boden: wenn der Hanf gewachsen ist, drehe man daraus eine Schnur. Hat man diese um den Leib gewunden, dann wird man auch vom Stärksten nicht überwunden.« (1984: 151)

Die berühmten thessalischen Hexer hießen veneficus Thessalus. Zauberei, Giftmischerei und schamanische Praktiken der Goeten, die Goetie (Ekstase, Totenklage, rituelle Heilung und Divination), wurden im Lateinischen unter dem Begriff veneficium zusammengefasst; im Griechischen aber als pharmakon klassifiziert (GRAF 1996: 45). Das heißt ursprünglich war die Zauberei angewandte Pharmakologie.

Göttergärten und Hexenkräuter

Der Olymp, der Götterberg der antiken Sage, ragt genau auf der Grenze zwischen Thessalien, der antiken Heimat der Magie und Hexen, und Makedonien in den Himmel. Den 2917 Meter hohen Berg Anmerkung l9 sieht man gut, wenn man mit dem Zug nach Thessaloniki reist:

»Er ist der ewige Sitz der immer seienden Götter, enthoben den Stürmen, Regen und Schnee, von Bläue umglänzt, von Licht umstrahlt. Dort thront Zeus im Kreise seiner Götter, mit Hera, Hermes, Athene und Artemis in goldenen Palästen, umtönt von unsterblichen Weisen apollinischer Musik, erfüllt

vom seligen Glück der göttlichen Unsterblichkeit. Die Musen, Töchter des Zeus, tanzen ihre Reigen und singen ihre Lieder an den waldreichen Abhängen des Berges.« (PETERMANN

1990: 13)

Auf dem Olymp gab es »den an Früchten überreichen Garten des mächtigen Zeus« (APOLLONIOS III, 160£); dort wuchs das Dodecatheon Anmerkung 20 oder »Zwölfgötterkraut«. Plinius hat diese wundertätige, bisher nicht eindeutig identifizierte »Pflanze der Götter« gleich nach dem hermetischen Zauberkraut Moly angeführt:

»Nach [dem moly] hat das größte Ansehen eine Pflanze, die man Zwölfgötterkraut nennt, es [als Sinnbild] für die Macht aller Götter empfehlend. In Wasser getrunken, soll es alle Krankheiten heilen. Es hat sieben Blätter, die dem Lattich

[lactuca] sehr ähnlich sind und aus einer gelben Wurzel hervorkommen.« (Nat. bist. XXV, 28) Möglicherweise ist die Pflanze eine LactucaArt gewesen (zum Beispiel der psychoaktive GiftLattich Lactuca virosa).

Lattich gehörte zu den heiligen Pflanzen der alten Ägypter und wurde später oft als Ingredienz der Hexensalben genannt.

Der aus Gallien stammende, lateinische Autor Marcellus (um 400 n. Chr.) hat in seinem Rezeptbuch De medicameutis geschrieben, daß das dodecatheum_ auch donax genannt wird (XXVII, 7). Vermutlich meinte er damit das Pfahlrohr beziehungsweise den Riesenschilf (Arundo donax L.), die heilige Pflanze des Pan. Der antike Pan war ein lüsterner Naturgott, dessen Gestalt von den Christen als Bild des Teufels missbraucht wurde (BORGEAUD 1988). Kürzlich wurde entdeckt, daß die Wurzelknolle des Arundo donax das

hochpotente Psychedelikum DMT enthält (vgl. RÄTSCH 1997b).

Das Zwölfgötterkraut wurde schon früh als Schlüsselblume [Primula elatior (L.) HILL oder Primula veris L., syn. Primula officinalis (L.) HILL] und gelegentlich als Fettpflanze (Pinguicula vulgaris L.) identifiziert. Anmerkung 21 In der germanischen Tradition ist die Schlüsselblume oder Primel von Nixen, Elfen, Undinen und Najaden belebt (DIERBACH

183 3: 176£). Sie gehörte auch zu den germanischen Pflanzen der Götter, ebenfalls zu den Zauberkräutern der Kelten:

»Die Primel wurde von den Druiden zu dem Saft der Begeisterung benützt, sie musste vor dem Neumond gepflückt und mit Isenkraut, Heidelbeeren, Moos, Weizen, Klee und Honig gemischt werden. Neue junge Priesterinnen erhitzten den Trank durch ihren Hauch, bis er zu qualmen anfing.« (PERGER 1864: 174)

Die Schlüsselblume, auch unter dem Namen Himmelsschlüssel Anmerkung 22 sie soll »der Schlüssel zum Himmel« sein oder Petriblume beziehungsweise Sankt-Peters-Kraut Anmerkung 23 bekannt, gehörte anscheinend zu den wichtigsten Zauberpflanzen des ausgehenden Mittelalters. Der Arzt Johannes Hartlieb, einer der frühesten deutschen Kräuterbuchautoren Anmerkung 24 (15. Jahrhundert), schrieb über sie:

»Das Kraut heißt auch Teufelspisse, weil es in der Wurzel Löcher hat, die der Teufel dadurch gepisst hat. Wer das Kraut in einer Lauge kocht und das Haupt dareintunkt, dem vertreibt es die Unsinnigkeit und stärkt das Gehirn über alle Maßen.

Die alten Weiber treiben gar viel Zauberei damit, davon will und soll ich aber nichts sagen.« (Kräuterbuch, 33) Ein paar magische Anwendungen der Schlüsselblume haben sich in der Folklore erhalten:

»Der Zauberglaube legt dieser Pflanze geheime magische Kräfte bei, vermöge deren sie zu Orten, an welchen große Schätze verborgen sind, den Zugang zu öffnen vermag.« (GESSMANN o J.: 72f) Überall in der Welt wird gewissen Pflanzen, meist psychoaktiven Nachtschattengewächsen (Bilsenkraut, Stechapfel, Nachtschatten, Engelstrompete), ähnliches zugeschrieben. Dabei handelt es sich immer um Pflanzen der Götter oder Göttinnen:

»Soll die Primel Schätze erschließen, so erscheint dabei oft eine weibliche Gestalt, die Schlüsseljungfrau, welche man auf die Freija [die germanische Liebesgöttin] deutet, da in der Krone dieser Göttin ebenfalls ein Schlüssel steckt.« (PERGER

1864: 175)

So wie die germanische Liebesgöttin eine Schlüsselträgerin war, besaß auch Hekate die Schlüssel zu den drei Weltreichen, namentlich zum Himmel beziehungsweise zum Olymp (KRAUS 1960). Ihre Schlüssel waren die ihr geweihten magischen, das heißt psychoaktiven Pflanzen (besonders die Nachtschattengewächse).

Die Schlüsselblume ist bis heute ein viel benutztes Heilmittel in der Volksmedizin. Ein Tee aus Blüten und Blättern wird bei Rheuma, Gicht und Harnproblemen, aber auch gegen Schlaflosigkeit, Schwindel, Neuralgien, Migräne und Kopfschmerzen getrunken (MARZELL 193 5: 2 5). Ein Dekokt aus den Wurzeln (ein gehäufter Teelöffel pro Tasse/Dosis) wird als schleimlösendes Hustenmittel

empfohlen (PAHLOW 1993: 282). Der Leibarzt des Kurfürsten von Bayern, Johann Joachim Becher, rühmt die Heilpflanze recht überschwänglich:

»Die Schlüsselblume wärmt, sie trocknet und erweicht,

Stillt Schmerzen, in dem Schlag sie bald ein Mittel reicht.

Vertreibt die lauffend Gicht, zu böser Tiere Biss

Hält man die Schlüsselblume für köstlich und gewiss.«

(Parnassus medicinalis illustratus, Ulm 1662)

Nach anderen Quellen war das Dodecatheon eine aus zwölf Pflanzen bereitete Medizin, die gegen alle Krankheiten, also als Panacee wirken sollte (BAUMANN 1982: 115). Es war vielleicht ein Kombinationspräparat aus den zwölf heiligen Pflanzen, die jeweils einem der zwölf olympischen Götter geweiht waren.

Die »Blumen« sollten bei Neumond von den Dryaden, in Bäumen wohnenden Nymphen, gesammelt und den Menschen überreicht werden, damit diese ein gutes Mittel gegen die Melancholie hätten. Diese göttliche Zubereitung, die sicherlich psychoaktiv gewesen wäre, konnte den Genießer möglicherweise in den Olymp versetzen.

Es ist durchaus vorstellbar, daß Dodecatheon ein Elixier auf Weinbasis war. Vielleicht wurden die Rohdrogen (Eichenrinde, Lilienwurzel, Bilsenkrautblätter, Wermutkraut, Myrtenblätter, Alraunenwurzel, Grashalme) in Wein mazeriert. Schließlich wurden noch das Opium und das Pinienharz darin gelöst und das Olivenöl untergemischt. So ein Elixier hätte in der Tat eine vielseitige Wirkung und könnte eine Art Urform des Schwedenbitters gewesen sein. Es sind im Laufe der Geschichte übrigens fast alle Pflanzen

der olympischen Götter dämonisiert und zu den Hexenkräutern gezählt worden. Einige finden wir neben den verschiedenen mit Moly identifizierten Pflanzen (Tollkirsche, Nachtschatten, Steppenraute) später als Zutaten zu den Hexensalben wieder (Opium, Olivenöl, Alraune, Wein, Weihrauch).

Es wurden auch andere Pflanzen mit dem Olymp in Verbindung gebracht. So bezeichnet Dierbach den Rosmarin (Rosmarinus officinalis L.) als »Blume des Olymps«, weil das duftende Kraut als Weihrauch (libanotis) für die olympischen Götter geräuchert wurde Anmerkung 25 (1833: 163f). Ebenso wurde das Johanniskraut, genauer gesagt das Olympische Johanniskraut [Hypericum olympicum L.], mit dem Götterberg assoziiert. Anmerkung 26 Es ist häufig mit Panakos Cheironion, dem »Allheilmittel des Kentauren Cheiron«, einem wirksamen Antidot bei Schlangenbissen (DIOSKURIDES

III, 50), identifiziert worden (BAUMANN 1982: 118).

Der antike Name Dodecatheon wurde später von Linne auch als Gattung in die botanische Nomenklatur eingeführt. Die Gattung Dodecatheon gehört zur Familie Primulaceae und umfasst mehrere Arten, die in Nordamerika heimisch sind. Auf deutsch heißen sie »Götterblumen«, auf englisch shooting stars. Die nordamerikanischen Indianer haben aus den Blättern von Dodecatheon pulchellum (RAF.) MERK. (syn. D. radicatum GREENE) und Dodecatheou alpinum L. einen Tee zur Behandlung von Kälteleiden gebraut (TILLFORD 1997: 136).

Die Gärten der Großen Göttin

Der Garten ist ursprünglich das Reich der Frau. Dort pflanzt sie Kräuter, Sträucher und Bäume an, dort hegt sie ihre

Heilpflanzen, dort pflegt sie ihren Kontakt mit der Erde, der Urgöttin, der Mutter der Pflanzen. Anmerkung 27 Auch die elysischen Gefilde sind Gärten. Im Paradies (= umfriedeter Garten) Anmerkung 28, dem himmlischen Garten, wächst der Baum der Erkenntnis; in Hekates Garten hängt an ihm das Goldene Vlies, in Freias Garten Goldene Apfel. Seine Früchte schenken göttliche Erkenntnis, geben langes Leben und verleihen eine gute Gesundheit. Der Baum der Erkenntnis ist der ursprüngliche Weltenbaum, der heilige Baum der Schamanen, durch den sie in das Jenseits reisen können. Was die alten Schamanen und archaischen Mystiker noch richtig verstanden hatten, wurde von den Monotheisten dämonisiert. Der echte Baum der Erkenntnis ist von den Göttern und Göttinnen in den Garten der ersten Menschen gepflanzt worden, damit sie durch den Genuss seiner Früchte zu intelligenten, in die Geheimnisse von Leben und Tod Eingeweihten werden konnten.

Wer vom rechten Baum der Erkenntnis nascht, wird mit Visionen der himmlischen Pracht, des seligen Paradieses und der sich selbst offenbarenden Großen Göttin beschenkt. Schamanen genießen diese Früchte, um die Tore in andere Welten zu öffnen. Der Baum der Erkenntnis ist das ursprüngliche Werkzeug der Schamanenmedizin sowie die wichtigste Heilpflanze in der Hexenmedizin. Deswegen sind die berühmtesten Hexenkräuter visionäre Pflanzen, die es den Heilern und Heilerinnen ermöglichen, die magische Welt zu betreten und Kontakt zu der Großen Göttin aufzunehmen. Anmerkung 29

Eva ist nicht nur die erste Frau, sondern auch die erste Hexe. Sie war ursprünglich das Geschöpf oder die Tochter der Großen Göttin und gleichzeitig ihre erste Priesterin. Deswegen kannte sie die Wirkungen des heiligen Baumes und reichte dessen erkenntnisschaffende Frucht Adam, dem ersten Menschen und ersten Mysten. Durch den Genuss der

Frucht Anmerkung 30 wurde er in die Mysterien der Großen Göttin eingeweiht und dadurch mit der Erkenntnis des weiblichen Teils der Schöpfung erfüllt.

Die Große Göttin hat viele Gestalten und viele Namen, je nach Epoche und Kultur geprägt. In der Antike offenbarte sie sich in den Mysterienkulten von Eleusis als Demeter, in den zypriotischen Orgien als Aphrodite, in den Dionysien des Orpheus als Hekate Anmerkung 31(MAASS 1974: 176£). In den Metamorphosen des Apuleius enthüllt sich Isis, die ägyptische Göttin und Schwester/Gemahlin des Osiris, vor Lucius, dem Helden des spätantiken Schelmenromans, in ihrer ganzen kosmischen Pracht und spricht zu dem Mysten bei dessen Einweihung:

»Dein Gebet hat mich gerührt. Ich, Allmutter Natur, Beherrscherin der Elemente, erstgeborenes Kind der Zeit, Höchste der Gottheiten, Königin der Geister, Erste der Himmlischen; ich, die ich in mir allein die Gestalt aller Götter und Göttinnen

vereine, mit einem Wink über des Himmels Gewölbe, die. heilsamen Lüfte des Meeres und der Unterwelt vielbeklagtes Schweigen gebiete. Die alleinige Gottheit, welche unter so mancherlei Gestalt, so verschiedenen Bräuchen und vielerlei Namen den ganzen Erdkreis verehrt: mich nennen die Erstgeborenen aller Menschen, die Phrygier, pessinuntische Göttermutter [= Kybele]; ich heiße den Athenern, den Ureinwohnern Attikas, kekropische Minerva, den eiländischen Kypriern paphische Venus, den pfeilführenden Kretern dictynnische Diana, den dreizüngigen Siziliern stygische Proserpina, den Eleusiniern Altgöttin Ceres. Andere nennen mich Juno, andere Bellona, andere Hekate, Rhamnusia andere. Sie aber, welche die aufgehende Sonne mit ihren ersten Strahlen beleuchtet, die Äthiopier beider Länder, und die Besitzer der ältesten Weisheit, die Ägypter,

mit den angemessensten eigensten Gebräuchen mich verehrend, geben meinen wahren Namen mir: Königin Isis.« (ARULEIUS, Metamorphosen 11, 5)

Leider macht Apuleius, der selbst ein Kenner der Hexenmedizin war und deswegen auch wegen Zauberei angeklagt worden ist Anmerkung 32, keine Angaben über die Frucht der Erkenntnis, die sein Romanheld vor der göttlichen Offenbarung genossen hat. Es wird zu Recht spekuliert, daß bei den Mysterienkulten Anmerkung 33 psychoaktive Einweihungstränke gereicht wurden, um die psychedelischen Visionen auszulösen (WASSON et al. 1984, NEEDHAM 1986, SMITH 19%0).

Anmerkung 34 Dabei handelte es sich möglicherweise um Zubereitungen aus den Pflanzen, die den Göttern und Göttinnen geweiht waren (siehe Tabelle). Sehr wahrscheinlich wurde in den Riten der Deo, der minoischen Großen Göttin, die in Griechenland zur Demeter transformierte, Opium verwendet (KERENYI 1976 und 1991). Psychoaktives Alraunenbier wurde zu Ehren der Liebesgöttin bei rauschenden Tempelorgien genossen (FÜHNER 1926, RÄTSCH 1994 und 1996b). In den orphischen Mysterien und anderen Dionysien wurden möglicherweise psychedelische Pilze verspeist (RUCK 1982, WOHLBERG 1990).

»Hiera. Die Lateiner nennen sie Verbena. Sie hat von den Griechen diesen Namen angenommen, weil sie die Priester bei Reinigungszeremonien zu verwenden pflegten. (...) Die ganze Pflanze mit den Blättern und der Wurzel heilt, mit Wein zerrieben, Schlangenbiss, sowohl auf die Wunde aufgelegt wie als Getränk verabreicht. Auch bei viertägigem Fieber nützt sie, wenn man eine Drachme, das sind drei Skrupel, der Blätter mit gleichviel Weihrauch [turis] und einem Pfund alten, heißen Weines zerreibt und vier Tage

hindurch auf nüchternen Magen verabreicht. Geschwüre, alte Wunden [heilt sie].

[Entzündungen] lindert sie, wenn man die zerriebenen Blätter als Umschlag auflegt. Sie reinigt verschmutzte Wunden und lässt sie vernarben. Mund und Rachenfäule lässt die ganze Pflanze, in Wein gekocht und als Gurgelwasser benutzt, nicht weiter in das Körperinnere wuchern.« (Medicina Antiqua 55, fol. 154r) Plinius führt das »Eisenkraut [sideritis], mit altem Schmalz zerrieben«, als wirksames Aphrodisiakum an (XXVI, 93). Die heilige Pflanze oder hierobotane war auch anderweitig berühmt:

»Das Pulver der Pflanze Peristereou [= „Taubenkraut“], mit einem Getränk verabreicht, vertreibt jede Giftwirkung. Man sagt, daß Magier sie wegen ihrer Wirkung benützen, zuerst jene homerische [Moly], dann Mithridat und Centaurea; als Getränk verabreicht, hebt sie alle schlechten Medizinen auf und führt sie durch den Verdauungstrakt ab.« (Medicina Antiqua 67, fol. 73v)

Die Peristereon oder Hierobotane hieß bei den antiken Propheten Persefonion, »Pflanze der Persephone«, bei den Tuskern Demetria, »[Pflanze] der Demeter«, ebenfalls Bounion, »Pflanze der Hera/Juno« (ZOTTER 1980: 63, 13 5); das heißt, sie wurde genauso mit anderen Göttinnen assoziiert, die nach Apuleius mit Isis identisch waren. Auch ist der Name peltodotes,

»Liebeszauber verleihend«, überliefert. Plinius, der gewöhnlich keine allzu positiven Referenzen zur Magie und Ritualistik beisteuert, beschreibt die zauberischen und heiligen Eigenschaften des »Eisenkrautes«, der göttlichen Pflanze der Isis:

»Keine Pflanze ist unter den Römern so berühmt wie die hiera botane. Einige nennen sie aristereon, die lateinischen Autoren aber verbeuaca. (...) Mit ihr werden die Altäre des Jupiter abgefegt, Häuser gesäubert und gereinigt. Es gibt zwei Arten davon; eine hat viele Blätter und wird für weiblich gehalten; die andere, die männliche, hat weniger Blätter. (...) Sie wächst überall an flachen, feuchten Orten. Beide Arten werden von den [keltischen] Galliern zum Wahrsagen und Prophezeien benutzt, und die Magi [= Druiden] treiben damit wahren Unsinn. Wenn man sich damit salbt, so erlangt man alles, was man will; das Kraut vertreibt Fieber, stiftet Freundschaft und heilt alle Krankheiten. Sie fügen hinzu, man müsse es beim Aufgang des Hundssterns [= Sirius] sammeln, wenn weder Mond noch Sonne scheinen; zuvor muß die Erde mit Wachs und Honigopfern versöhnt werden. Mit Eisen muß man einen Kreis um die Pflanze ziehen und sie alsdann mit der linken Hand ausgraben und emporheben. Die Blätter, Stängel und Wurzeln müssen getrennt voneinander im Schatten trocknen. Sie sagen auch, daß die Unterhaltung lustiger wird, wenn eine Kline [= Liege bei Symposia/Trinkgelagen] zuvor mit Wasser, in das diese Pflanze eingelegt wurde, besprenkelt wird. Als ein Mittel gegen Schlangenbiss wird sie auch in Wein ausgequetscht.« (XXV, l05f)

Der Garten der Hekate

Nach Hesiod war Hekate die Tochter der Titanin Asteria. Anmerkung 40 Sie wurde von Zeus über alle Maßen verehrt und damit beschenkt, an Himmel, Erde und Meer (= Unterwelt) Anteil zu haben, das heißt dort wirken zu können. Auch bei den Menschen ist Hekate »unter den unsterblichen Göttern die am meisten geehrte« und war »von Anfang an die Erzieherin der jungen Männer« (Theogonie 415/452).

Hekate lebte in einer Höhle, der Hekategrotte, die möglicherweise auf Samothrake lag (MAASS 1974: 176). In Kolchis hatte sie einen »prächtigen Tempel« (APOLLONIOS III, 842). Hekate war auch eine Göttin der Schamanen. Sie stiftete

»glanzvolle geheime Weihen« (SENECA, Medea 6). Man nannte sie »Torgöttin«, »lauttosende Rennerin«, »die nächtlich Wandelnde«, »die Unterirdische«, die »schreckliche Göttin der Leitung/Rasende Wut einhauchend den flammenäugigen Hunden«, des »Tartaros Kind«, »Göttin der göttlichen Notwendigkeit« oder gar »die Exkremente Verzehrende«.

Hekate ist die »Herrin der Unterirdischen«, nach dem Christen und griechischen Kirchenschriftsteller Eusebios (um 260339

n. Chr.) die »Gebieterin über alle bösen Dämonen Anmerkung 41«, auch die »Schwarze« oder ein mit Aphrodite gleichgesetzter »Dämon der Liebestollheit«. Sie ist die Mutter der Kirke von Italien und Tante oder Mutter der Medea von Kolchis (= Georgien), der »kosmischen Superhexe« (LUCK 1962: 61). Anmerkung 42 Sie sendet den Menschen drückenden Schlaf und lastende Träume, verursacht Epilepsie, die »heilige Krankheit«, und Wahnsinn (mania), konnte also veränderte Bewusstseinszustände hervorrufen:

»Hekate, die einzige Tochter des Perses, musst du dir geneigt machen, indem du Bienenhonig Anmerkung 43 aus einem Becher spendend ausgießt.« (APOLLONIUS III, 1035f£)

Hekate ist die dreifältige Göttin, die sich gewöhnlich in drei Göttinnen manifestiert: Hekate, Artemis und Selene

(SPRETNAK 1984). Sie hat drei Köpfe: Pferd, Mensch und Hund; deswegen steht sie auch direkt mit dem Kerberos, der ebenfalls dreiköpfig ist, in Verbindung:

»Kerberos hatte drei Hundeköpfe, den Schwanz eines Drachen und auf seinem Rücken die Köpfe aller Arten von Schlangen.« (APOLLODOR I, 9)

Der Kerberos ist ein sagenhafter Hund, der den Eingang zum Hades, zum Schatten und Totenreich, bewachte. Er hat das klassische Bild des »Höllenhundes« abgegeben. Außerdem hat der Kerberos die zwei wichtigsten Hexenpflanzen der europäischen Geschichte erschaffen. Als der halbgöttliche Held Herakles/Hercules im Rahmen seiner zwölf Arbeiten in die Unterwelt hinabsteigen musste, brachte er den Kerberos erstmals ans Tageslicht. Der wütende Hund verspritzte zornig seinen Geifer. Wo er die Erde benetzte, sprossen die ersten Bilsenkräuter und Akonite Anmerkung 44 (PLINIUS XXVII, 45). Nach dieser Aufgabe wurde Herakles von Eumolpos gereinigt und daraufhin in die eleusinischen Mysterien eingeweiht (APOLLODOR I, 9).

Das »Kraut der Hekate« war ein berühmtes Zaubermittel, das sogar von den Göttern für ihre Zwecke gebraucht wurde:

»[Pallas Athene] besprengte sie [die Menschin Arachne] im Weggehen mit Säften von Hekates Kraut. Kaum hat das unheilvolle Zaubermittel ihr Haar berührt, ist es schon dahingeschwunden und mit ihm Nase und Ohren. Winzig wird der Kopf, und auch der ganze Körper ist geschrumpft; an ihren Seiten hangen dürre Finger statt Beine; alles übrige beherrscht der Bauch; doch aus ihm entlässt sie einen Faden und übt ihre frühere Webkunst jetzt als Spinne aus.« (OVID, Metamorphosen VI, 139f£)

Bilsenkraut, das eigentliche Pharmakon der Hexen

Hekate war erstaunlicherweise! aufs innigste mit dem Sonnengott Apollon verbunden. Apollon war in der frühen griechischen Welt genauso fremdartig wie Hekate. Er war ein wilder und ekstatischer Gott der Hyperboreer, der durch die antike Hellenisierung arg entstellt wurde. Sein ursprüngliches Wesen wird in seinem Beinamen deutlich: rituell wurde er in frühester Zeit als Hekatos angerufen (KERENYI 1966: 34). Er war also eine Art Zwillingsgeschwister der Hexengöttin.

Andererseits war er der jüngere Zwilling der delischen Artemis, die ihm bereits kaum geboren als Hebamme zur Seite stand (APOLLODOR 1, 4).

Apollon war einer der bedeutendsten Orakelgottheiten; nach APOLLODOR (1, 4) hat er die Divination von Pan erlernt.

Anmerkung 45 Dem Apollon war der Lorbeer genauso geweiht wie der Hekate. Seine heiligste Pflanze war jedoch das Weiße Bilsenkraut (Hyoscyamus albus L.).

Bei den Römern hieß das Bilsenkraut apollinaris, »die [Pflanze] des Apollon« Anmerkung 46; sie wurde im Lateinischen auch als symfoniaca oder insanin, »Wahnsinn[erzeugende]« bezeichnet. Die Griechen kannten sie unter den Namen

Hyoskiamos, »Schweinebohne«, oder Pitonionca, »Drachenpflanze«; die keltischen Gallier nannten sie Bellinotem, „ Kraut des [Orakelgottes] Belenos« (ZOTTER 1980: 67). Das psychoaktiv bis stark halluzinogen wirkende Bilsenkraut war in der Antike das bedeutendste Mittel zur Divination. Gewöhnlich wurde dazu von den Pythias, Sibyllen, Wahrsagerinnen, auch den germanischen Alrunas der Rauch von Kraut oder Samen inhaliert. In dem dadurch

ausgelösten tranceartigen oder visionären Bewußtseinszustand konnten sie hellsehen und Orakel geben (RÄTSCH 1987).

Das Bilsenkraut gehörte zu den wichtigsten Heilpflanzen der Antike:

»Bei unheilbaren Wunden und Spinnenbiss: Zerreibe die Pflanze Apollinaris mit altem ungesalzenem Fett und einem Becher altem rauchlosen Wein an Fett (nimm) 1 Pfund zusammen und mache eine Art Salbe und trage sie auf die Wunden auf; staunenswert schnell [wird der Patient] geheilt.« (Medicina Antiqua, 23, fol. 41v) Bilsenkrautsalben wurden auch anderweitig verwendet:

»Bei Geschwulsten an den Knien oder Schienbeinen oder Unterschenkeln oder wo auch immer: Das Auftragen der zerriebenen Symphoniaca, die mit Schafmist und einem Maß Essig zu einer Salbe verarbeitet wurde, beseitigt die Geschwulst.« (MedicinaAntiqua 5, fol. 25 r)

Das Bilsenkraut wurde auch bei Leisten, Fuß, Leberschmerzen und Lungenleiden äußerlich oder als Pflanzenpresssaft innerlich verwendet. Die in Wein gekochte Wurzel »beseitigt den Zahnschmerz«, wenn sie gekaut wird. Die Pflanze gehörte auch zu den gynäkologischen Heilmitteln:

» SymphoniacaSaft gib, mit Safran [Crocus sativus L.] vermischt, zu trinken; die wunderbare Wirkung wirst du bewundern.« (Medicina Antiqua 5; fol. 2 5r)

Das Bilsenkraut war ein berühmtes Aphrodisiakum und deshalb ein beliebter Zusatz zu den Liebestränken der thessalischen Hexen. Es war aber auch dem Göttervater Zeus/Jupiter heilig, wie sich in dem bis heute im Volksmund verbreiteten Namen Jupitersbohne zeigt (SCHOEN 1963: 36).

Aus der Spätantike ist eine Bilsenkrautbeschwörung erhalten geblieben, die einen Eindruck von dem ehemaligen Gebrauch vermittelt:

»Der spätantike Arzt Alexander von Tralles am Pontus (6. Jh. n. Chr.) hat eine Beschwörung aufgezeichnet, die ihm irgendwie aus dem Volk zu Ohren gekommen sein muß. Es handelt sich um. eine Beschwörung des Bilsenkrautes gegen Podagra: Man grabe es, wenn der Mond im Zeichen des Wassermannes oder der Fische steht, vor Sonnenuntergang, aber ohne dabei die Wurzel zu berühren; doch darf man nur mit zwei Fingern der linken Hand, mit dem Daumen und dem Arztfinger (Ringfinger), graben und dazu muß man sprechen: „Ich sage dir, heiliges Kraut, morgen rufe ich dich in das Haus des Phileas, damit du dem Fluss der Füße und Hände [Podraga, Rheumatismus] dieses Mannes oder dieser Frau gebietest. Ich beschwöre dich bei dem großen Namen Jaoth, Sabaoth, welcher der Gott ist, welcher die Erde festgebrannt und das Meer trotz der Menge der hineinströmenden Flüsse still stehen machte, der das Weib des Lot vertrocknet und in eine Salzsäule verwandelt hat. Nimm in dich auf den Geist der Erde, deiner Mutter, und ihre Kraft und trockne den Fluss der Füße oder der Hände dieses Mannes oder dieser Frau!“ Am folgenden Tage nimmt man den Knochen irgendeines toten Tieres, gräbt damit das Kraut aus, ergreift die Wurzel und spricht; „Ich beschwöre dich bei den heiligen Namen Jaoth, Sabaoth, Adonai, Eloi!“ Dann streut man auf die Wurzel eine Handvoll Salz und sagt: „Wie dieses Salz sich nichtvermehrt, so mehre sich auch nicht das Leiden dieses Mannes oder dieser Frau!“ Hierauf nimmt man die Spitze der Wurzel und hängt sie dem Kranken um, wobei man acht geben muß, daß sie nicht nass wird. Den Rest der Wurzel läßt man 360 Tage hindurch über dem Feuer hängen.« (MARZELL 1964: 67f£)

Das Schwarze Bilsenkraut (Hyoscyamus niger L.) gehörte ebenfalls zu den heiligsten Pflanzen der Germanen und Wikinger (ROBINSON 1994). Sie nutzten das in besonderen Bilsengärten, sogenannten heiligen Äckern, angebaute Gewächs Anmerkung 47 rituell, magisch und medizinisch. Es war besonders wichtig in der Divination, im Wetterzauber, auch zum Auffinden von Schätzen, als Metwürze bei Libationen und Trinkgelagen. Die Zauberpflanze musste nach germanischer Tradition von einem nackten Mädchen, »das dem Zaubergeiste übergeben wurde«, ausgegraben werden (HÖFLER 1990: 91). Daher erklärt sich auch die Dämonisierung der Pflanze im Zuge der Katholisierung Mitteleuropas: die ehemals heilige Heilpflanze der Heiden wurde zum satanischen Hexenkraut umgemünzt (MÜLLEREBELING 1991). Zudem wurde in der Inquisition der Gebrauch des Bilsenkrautes als Beweis in der Überführung einer Person als »Hexe« angesehen (HUG 1993):

»Nach Goslarer Prozessakten des 16. Jahrhunderts bekennt eine Hexe, daß sie um Lohn Leute gebannt habe, die dann Waren, die niemand haben wollte, um jeden Preis kaufen mußten. Zu diesem Zweck habe sie Bilsenkrautsamen vor den Laden gestreut und dabei gesprochen: „So möten de lude nu lopen na minen veilem kope/Alse sund Johannes dede na ds hilghen kersten stede.«„ (MARZELL 1964: 47)

In einem Hexenprozess von 1648 wird der Angeklagten vorgeworfen, daß sie einem Bauern, dem ein Ochse abhanden gekommen war, »neun Bilsenknöpfe« gegeben habe, damit er das Tier wiederfände (DUERR 1978: 166). Das bedeutet, daß hier eine alte schamanische Praktik vorliegt: daß nämlich in einer durch ein psychoaktives Mittel ausgelösten hellsichtigen Trance verlorene Objekte wieder aufgefunden werden. Anmerkung 48

Eine in Pommern angeklagte »Hexe« gestand, daß sie einen Mann »toll«, das heißt geil, gemacht habe, indem sie ihm Bilsensamen in die Schuhe gestreut hat. Vom Wissen der Gothaer Kräuterfrau Konne Bocksdorf ist 1529 einiges dokumentiert worden. Sie sammelte an jedem Tag der Woche ein anderes Kraut: »Sonntags wollte sie ruhen. Da es aber ein segensreicher Tag [der Tag des Sonnengottes Helios/Sol/Apollon!] war, würde er das Gift im Bilsenkraut bannen, und deswegen holte sie dieses Kraut rasch vom Schutt an den nahen Wegen. Wer vor Zahnweh nicht schlafen konnte, legte es unter die Kissen oder verbrannte den Samen auf glühenden Kohlen und atmete ihn ein.« (LUDWIG 1982: 162) Die psychoaktiven und aphrodisierenden Eigenschaften des Bilsenkrautes waren zur Zeit der Inquisition sehr gut bekannt (FÜHNER 1919, HEISER 1987). Wahrscheinlich hat das Rauchen von Bilsenkraut in Europa eine sehr lange Tradition (GOLOWIN 1982b).

1586 heißt es bei MATTHIOLUS (CAMMARIUSAusgabe), er habe Bauernkinder beobachtet, die Bilsenkrautsamen gegessen hatten: »die waren als tämisch, benebelt und unsinnig, daß die Eltern meyneten, sie wären vom bösen Geist besessen.« In der frühen Neuzeit wurden die Bilsensamen in den Badehäusern auf die Ofenplatte gestreut, »daß die badenden Leute, die in den Badwännlein saßen, mit diesen aneinander stießen« (HÖFLER 1990: 91). Schließlich war Bilsenkraut oder Pilsener Chrut seit germanischer Zeit bis zum Bayerischen Reinheitsgebot (1516) der wichtigste Bierzusatz (RÄTSCH 1996b). So wie die Hexenmedizin in den Untergrund gezwungen wurde, verschwand auch der psychoaktive Bilsenkrautgebrauch von der öffentlichen Bildfläche (MÜLLEREBELING 1991, SCHURZ 1969). Mit ihm geriet auch der medizinische Nutzen des Bilsenkrautes in Vergessenheit. Es wurde zwar noch in diesem Jahrhundert in Form von Zigaretten Asthmatikern

verschrieben, wurde in der Medizin jedoch durch die isolierten Alkaloide, besonders durch das Scopolamin ersetzt. Trotzdem ist Bilsenkraut bis heute offizinell und somit über den Apothekenhandel zu beziehen (DAB 8, Ph. Helv. VI). Dort erhält man auch das Bilsenkrautöl (Oleum hyoscyami), das sehr gut für besondere erotische Massagen geeignet ist.

Akonit als Heilmittel

»Der Geifer des Kerberos« war bereits in der Antike ein gefürchtetes Gift. Der Name akoniton wurde dann auch ein Sammelbegriff für mehrere Giftpflanzen. Vor allem wurden die verschiedenen Sturmhutarten dazu gezählt. Noch heute gilt der Sturm- oder Eisenhut (Aconitum napellus L.) als die »giftigste Pflanze Europas«. Es sind fast keine Heilanwendungen aus der Antike überliefert. .In Indien dient er immerhin als tantrisches Rauschmittel; die getrockneten Blätter werden von Yogis und Sadhus, speziell den Aghoris, die ganz im Dienste der dunklen Göttin Kali stehen, geraucht (SVOBODA 1993: 175). Vielleicht ist hierin ein Schlüssel zum Verständnis der Rolle des Sturmhutes im ursprünglichen Hekatekult zu erkennen. Denn diese Pflanze ist derart inniglich mit der Hexengöttin und ihren Priesterinnen verbunden, daß sie geradezu als das »klassische Hexenkraut« gilt (BAUERREISS 1994, HANSEN 1981).

Die ehemals als akoniton bezeichnete, heute als Giftpflanze gefürchtete Einbeere (Paris quadrifolia L.) wurde besonders als Heilmittel der Gicht angewendet. Im Böhmerwald hat sich bis in jüngste Zeiten ein Sammelritual für die Pflanze samt Heilkräuterbeschwörung erhalten. Damit die Pflanze die gewünschte Heilkraft entfalten konnte, musste sie bei Mondschein gepflückt werden, nachdem sie mit folgendem Spruch angerufen wurde (MARZELL 1964: 77):

»Einbeere, wer hat dich gepflanzt?

Unsere Frau mit ihren fünf Fingern

Durch all ihre Macht und Kraft

Hat sie dich hierhergebracht,

Dass ich werd gesund.«

Erst die göttliche Einstrahlung von der Großen Muttergöttin kombiniert mit dem Sammelritual verleihen der Pflanze ihre Heilkraft. Ein typisches Charakteristikum der Hexenmedizin (STORL 1993 a). Die Einbeere ist übrigens kaum oder nur schwach »giftig« (ROTH et al. 1994: 5 3 8); sie gehört vielmehr zu den vergessenen psychoaktiven Pflanzen der europäischen Flora.

Die Schamanengöttin und ihr Schamane: Orpheus

Hekate gilt auch als Gemahlin des Pluto und heißt dann Proserpina; auf der Erde ist sie gleichzeitig als Diana und im Himmel als Lucia Anmerkung 49 bekannt (CLEMENS 1985: 432£). So vereint sie eigentlich drei Göttinnen in sich und

stellt so eine Schamanin dar, die mit den drei Reichen der Welt verbunden ist. Sie beschreibt sich selbst in einem antiken Offenbarungstext:

»Ich bin jene vielgestaltige Jungfrau, vom Himmel gekommen, mit dem Anblick eines Stiers, dreiköpfig, wild, mit goldenen Waffen, die in Künsten erfahrene Phöbe, die den Menschen Licht spendende Eileithyia [= Artemis als Geburtsgöttin], welche je drei Verbindungen der dreifachen Natur trägt, den feurigen Bildern des Äther ähnlich. Aber ich nehme mit weißem Gespann die Luft in Besitz, während die Erde das Geschlecht meiner schwarzen Kinder lenkt.

Jetzt sollst du mir alles tun, das Bild aber ist in ihm selbst. Ich habe die Gestalt der Ceres [= Demeter], der Königin der herrlichen Früchte, mit ganz weißen Kleidern und goldenen Schuhen an den Füßen. Den Gürtel aber umgeben krumme Drachen, die sich mit reinen Spuren in die Höhe richten, vom Haupte selber herabhängend bis auf die Fußspitzen, im Kreis herum windend nach der Reihe.« (CLEMENS 1985: 396)

Die schamanische Göttin wurde vor allem in Kolchis verehrt; dort lag auch ihr Garten und ihre Initiationshalle:

»Der Garten der Hekate, worin sie ihre giftigen Gewächse und Arzneikräuter zog, lag am Phasis; er war nebst der Königsburg des Aetes mit unersteiglichen, neun Klafter hohen Mauern umgeben, durch sieben Basteien beschützt und durch drei eherne Thore verwahrt. Hoch auf den Posten der Thore stand Artemis, zitternden Glanz ausstrahlend, mit schrecklichem Blick, den kein Sterblicher ertragen konnte, wenn er nicht mit Weihen nahte und Reinigungsopfern.«

(DIERBACH 1833: 195)

Der kolchische Garten der Hekate barg zahlreiche Heilpflanzen:

»Hierauf folget ein Hain im innersten Raum des Verschlosses,

Wo viel frisches Gehölz aufsteigt mit schattigen Wipfeln,

Lorbeerbäum' und Kornellen und schlank erhabne Platanen.

Dort sind auch viel Kräuter, gewölbt um die niederen Wurzeln:

Klymenos, sammt dem edlen Asfodelos, und Adiantos,

Aristereon, zart von Gewächs, und Kypeiron mit Thryon,

Kyklamis, gleich der Viol', und Erysimon, sammt Hormion,

Stöchas, Paeonia dann, vom Busch Polyknemon umwuchert,

Polion dann, Mandragoras auch, und fahles Diktamnon, .

Krokos von süssem Geruch, und Kardamom, neben dem Kemos,

Smilax, dunker Mohn, und niederes Chamaemelon,

Panakes und Alkeja, mit Karpason und Akoniton,

Auch viel andere noch der schädlichen steigen vom Grund' auf«

(Orphischer Argonautensang 910ff, übersetzt von J.H. Voss) Anmerkung 50

Inmitten dieses Gartens Anmerkung 53 stand ein heiliger Baum, eine mächtige Eiche, an der das mysteriöse Goldene Vlies,

»das wie der Blitz des Zeus leuchtete«, befestigt war (APOLLONIOS IV 184):

»Mitten ragt zu den Wolken ein Eichstamm über die Waldung,

Welcher sich weit ausdehnt, mit laubigen Asten umdunkelt.

Siehe daran hängt, leuchtend von Gold, an dem langen Gezweig' hin

Rings verbreitet, das Vlies; und rasch mit den Augen bewacht es

Jener entsetzliche Drache, das unaussprechliche Scheusal.

Denn goldflimmernde Schuppen umstarren ihn

Haftend mit grässlichem Schwunge der Windungen, schlatet er ringsum, Des tiefhasenden Zeus Graunbild, nach dem Vliese sich wendend;

Und unbezwingbare Hut verwaltet er eifrig und schlaflos,

Scheel in bläulichen Augen den Stern umrollend vor Ingrimm.«

(Orphischer Argonautensang 923ff., übersetzt von J.H. Voss)

Dieses Bild erinnert auf seltsame Weise an den biblischen Baum der Erkenntnis, der ja auch inmitten des Paradiesgartens steht. Auch er wird von einer Schlange umwunden. Sie verführt jedoch zum Genuss vom Baum der Erkenntnis, während der Drachen in Hekates Garten das Goldene Vlies, das ebenfalls göttliche Erkenntnis verspricht, bewacht. So wie Eva Adam verführt, von den Früchten der Erkenntnis zu kosten, so ermöglicht Medea Jason den Raub des Vlieses. In der antiken Literatur wird es meist als goldenes Widderfell beschrieben.

Das Goldene Vlies war das Fell eines goldenen Widders, der als Sohn des Meeresgottes Poseidon und der Theophane galt.

Poseidon hatte das schöne Mädchen Theophane entführt und in ein Schaf verwandelt. Daraufhin nahm er selbst die Gestalt eines Widders an, besprang und befruchtete sie. Die schafgestaltige Theophane gebar daraufhin den halbgöttlichen Widder, der sprechen und fliegen konnte. Der Götterbote Hermes brachte dieses Tier der notleidenden Menschenfrau Nephele. Sie fand ihre Kinder Phrixos und

Helle, von der dionysischen Mania (»Raserei«) berauscht im Wald umherirrend. Sie forderte die beiden auf, den von ihr mitgeführten goldenen Widder zu besteigen, auf dessen Rücken durch die Luft nach Kolchis zu fliegen und dort den Widder dem Gott Ares Anmerkung 54 zu opfern (APOLLODOR 1, 9):

»Sie stiegen auf den Widder, und er trug sie über das Meer; Helle aber fiel von dem Widder herunter davon hat das Meer den Namen Hellespont; den Phrixos aber brachte er nach Kolchis. Dort opferte er den Widder nach der Weisung der Mutter und hängte das Goldene Vlies im Heiligtum des Ares auf. Ein Drache bewachte es ...« (HYGINUS, Fabulae) Das »Goldene Vlies« wurde mehrfach als Symbol oder Epithet des Fliegenpilzes (Amanita muscaria) interpretiert (ALLEGRO 1970: 118, RUCK in WASSON 1986: 171). Sollte es also ein psychoaktiver Pilz gewesen sein, der am Baum der Erkenntnis wuchs? Anmerkung 55

Dieser kolchische Zaubergarten, der eher einer Trutzburg glich, bewahrte nicht nur die pharmakologisch kräftigen Pflanzen, er war auch ein Ort der Einweihung in die Mysterien der Hekate. Anmerkung 56 Der Sänger-Schamane Orpheus Anmerkung 57 verbrannte dort Rhamnos, den Bocksdorn (Rhamnus oleoides L.), und andere Pflanzen (Lorbeer) als Räucherwerk, um in die Zauberkünste der Hekate eingeweiht zu werden. Der Bocksdorn wurde auch Persephonion,

»Pflanze der Persephone/Proserpina«, genannt, da er bei den Totenopfern gebraucht wurde. Zweige davon wurden auch vor der Tür als Schutzamulett vor Giften aufgehängt (DIOSKURIDES I, 119). Das Persephonion war auch den Eumeniden, Töchtern des Acheron und der Nacht, den höllischen Furien oder Plagegeistern gewidmet (DIERBACH 1833: 184).

In der »Aeneis« beschreibt VERGIL Im 6. Buch die Unterweltsfahrt seines Helden Aeneas. Sie gelingt ihm nur unter der kundigen Führung einer Hekatepriesterin und Sibylle (Orakelpriesterin/Wahrsagerin). Nachdem sie Hekate, »die Herrin im Abgrund droben und drunten«, angerufen und ein Tieropfer dargebracht hat, öffnen sich die Tore zum Orcus, einem düsteren und gespenstischen Ort. Zunächst gelangen sie in die »Eiserne Kammer« der Eumeniden:

»Aber inmitten spreizt des Astwerks sperrige Pranken

Schattend ein Ulmenbaum Anmerkung 58; dort, sagt man, kehren die leeren, Nichtigen Träume zu Nest, dort hangen sie zwischen den Läubern.«

(VERGIL, Aeneis VI, 273 ff)

Später begegnen sie dem Kerberos, der die Eindringlinge fauchend bedroht. Doch die Sibylle weiß, wie man ihn bändigt.

Sie wirft ihm ein Zaubergemeng aus Honig und Mohn vor. Anmerkung 59 Nachdem er den Köder verschlungen hat, schlummert er betäubt vom Opium ein. Ohne das Wissen der Hekatepriesterin wäre Aeneas verloren gewesen. Aber als echte Schamanin weiß sie, wie man den Gefahren der Unterwelt, der anderen Wirklichkeit, begegnen muß. Anmerkung 60

Päonie, die heilige Pflanze des Götterarztes

Der Götterarzt Paian oder Paion soll die Pflanze (Paeonia officinalis L.) entdeckt und Pluto damit geheilt haben (HOMER, Ilias V, 401); dazu muß er sie aber aus dem Garten der Hekate gestohlen haben. Diese Mysterienpflanze stand mit dem Kult der Kybele in Zusammenhang und galt als »vom Mond gezeugt « daher ihr Geheimname Selenogonon

(sie war ursprünglich vielleicht die heilige Pflanze der SeleneHekate). Kein Wunder also, daß die Päonie quasi nach homöopathischem Prinzip die Mondsucht heilt:

»Wenn man dem stürzenden Mondsüchtigen die Pflanze Peonia um den Hals bindet, wird er sich sofort als Gesunder erheben; wenn er die Pflanze ständig bei sich hat, wird ihn das Übel nie mehr ergreifen. Binde die Wurzel der Pflanze Peonia in ein Leinen und umgürte damit jenen Körperteil, der schmerzt. Das hat eine äußerst gesunde Wirkung; wenn du sie auf einer Schiffsreise mit dir hast, besänftigt das den Sturm, wenn du sie rein benützt.« (Medicina Antiqua 66, fol. 72v) Die Päonie stand schon früh mit der Hexenmedizin in Verbindung; so heißt es denn bei HARTLIEB (15. Jahrhundert):

»Isaak der Jude sagt, wenn man einen Rauch aus des Krautes Samen macht, sei das gut für die teufelssüchtigen Leute, die auf Latein demonaci heißen, und die Fallsüchtigen, die Epileptiker heißen, und des Krautes Frucht, getrunken und mit Rosenhonig eingenommen, das sei gut für die Geister, die da bei den Frauen schlafen in der Gestalt eines Mannes, die auf Latein incubi heißen« (Kräuterbuch, 75).

Eine andere Quelle nennt fünfzehn Päoniensamen in Honig als Schutz vor dem Incubus. Wer ein Amulett aus der Pflanze am Hals trägt, wird dadurch vor Krankheiten geschützt (MEYER 1884: 61f).

Beschwören und Räuchern

William Shakespeare (15641616), dessen Name wahrscheinlich ein Pseudonym von Francis Bacon war, weist sich in seinen Theaterstücken nicht nur als guter Kenner der Heil, Hexen und Giftgewächse aus, sondern war auch in der

alten Kunst der Beschwörung bewandert (TABOR 1970). Der Zauberspruch der drei Hexen, die dem Macbeth die Zukunft prophezeien, greift archaisches Material auf. Es stammt zweifellos aus der Antike. In Macbeth tritt sogar Hekate auf, nachdem sie von den drei Hexen heraufbeschworen wurde.

Hekate wurde in vielen spätantiken Beschwörungen (Zauberpapyri) als wichtigste Göttin angerufen; auch unter den Namen ArtemisHekate oder IsisHekate. Meist wurde sie bei Liebeszaubern (philtra), und dann oft im Zusammenhang mit Hunden Anmerkung 61, sogar mit dem Kerberos, beschworen. Anstelle der Hekate wurde in den Zauberpapyri auch die Medea angerufen (Luca 1990: 50, 129ff.).

Beschwörungen (epaoide, carmen) sind stets mit Räucherungen verbunden; das Verbrennen von Räucherstoffen eröffnet das Ritual. Die Räucherung schafft einen heiligen Raum und ist gleichzeitig Nahrung für die Götter ein Lockmittel. Mit der Beschwörung macht man sich eine Gottheit oder einen Hilfsgeist (Daimon, Parhedros Anmerkung 62) dienstbar. Mit ihrer Hilfe kann man Heilung, Wahrsagung oder Schadenzauber stiften. Für einen Verleumdungsritus (diabole) nennt ein Zauberpapyrus folgendes Rezept:

»Die NN bringt dir, Göttin, ein schreckliches Räucheropfer einer bunten Ziege Fett und Blut und Unrat, Leichenflüssigkeit einer toten Jungfrau, das Herz eines zu früh Verstorbenen ...« (zit. nach GRAF 1996: 163) Theokrit nennt in seinem z. Idyll als Räucherstoffe, die auf dem Altar der Hekate 'bei Beschwörungen verbrannt werden sollen, Opfergerste, Lorbeerblätter und Wei;Zenkleie. Bei Vergil (8. Ekloge) wird »männlicher Weihrauch« als Liebeszauber entzündet. Auch wird Myrrhe als Räucheropfer bei Hekateriten genannt. Als Prothyreia, als Göttin der Geburt,

wurde ihr Styrax als Räucherstoff geweiht (Orphische Hymen). Denn Styrax hat folgende medizinische Wirkungen:

»Er hat erwärmende, erweichende, verdauende Kraft, ist wirksam gegen Husten, Katarrh, Erkältung, Heiserkeit und Verlust der Stimme, ist ferner ein gutes Mittel gegen die Verstopfungen und Verhärtungen in der Gebärmutter und befördert, innerlich genommen und in Zäpfchen, die Menstruation, erweicht auch, eine Kleinigkeit mit Terpentinharz genommen, sanft den Leib. Mit Nutzen wird er auch den verteilenden Umschlägen und den stärkenden Salben zugemischt. Er wird aber auch angezündet, gedörrt, verbrannt und zu Ruß gemacht, wie der Weihrauch. (...) Das aus ihm in Syrien bereitete Styraxsalböl erwärmt und erweicht kräftig, jedoch verursacht es Kopfschmerzen, Schwere (der Glieder) und Totenschlaf«

(DIOSKURIDES I, 79)

Die Künste thessalischer Hexen

Schon in der Antike waren die Dienerinnen und Priesterinnen der Hekate in Thessalien wegen ihrer Hexenkünste berühmt.

Anmerkung 64 Thessalien ist ein Gebiet im Norden Griechenlands, das an Makedonien angrenzt. Thessalien galt als Heimat der Hexerei und der Magie. Anmerkung 65 In dem thessalischen Ort Farsala wurde ein antikes Flachrelief (l. Viertel 5.

Jahrhundert v Chr.; heute Louvre, Paris) gefunden, auf dem sich Demeter und Persephone gegenüberstehen. Sie überreichen sich deutlich erkennbar Pilze Anmerkung 66. Vielleicht stellt dieses Bild die Große Göttin mit ihrer Priesterin, der »ersten Hexe«, dar. Sollten Pilze, vielleicht

sogar psychedelische Arten die Geheimmittel der thessalischen Hexen gewesen sein?

Den thessalischen Hexen wurde die magische Fähigkeit zugeschrieben, mit Zaubersprüchen »den Mond herabzuziehen«.

Anmerkung 67 Das bedeutet, daß sich die Frauen die magischen Kräfte des Mondes zunutze machen konnten. Anmerkung 68 Der Mond hatte nach verschiedenen antiken Vorstellungen die Eigenschaft, einen zauberischen Tau auszuschwitzen, der in der Hand einer Hexe wahre Wunderkräfte entfalten konnte. Es gab einen Zauber, der Virus lunare hieß, durch den der Mond beschworen werden konnte, eine Flüssigkeit abzusondern und auf Kräuter tropfen zu lassen. Anmerkung 69 Man hielt den Mond für ein Gefäß, das sich zur Zeit des zunehmenden Mondes mit dem Göttertrank Soma, Haoma oder Ambrosia füllte (HAJICEKDOBBERSTEIN 1995, WOHLBERG 1990).

Den thessalischen Hexen und Hexern (veneficus Thessalus) schrieb man auch die Fähigkeit zur Tierverwandlung und einen hemmungslosen sexuellen Appetit zu. Sie waren für ihre Kunst, Liebestränke (philtra, amatoria) zu brauen, sowie in ihrer

Kenntnis der Aphrodisiaka legendär. Anmerkung 70 Allerdings konnten diese Zubereitungen »verrückt machen«

(LUKIAN, Hetärengespräche I); es ist bekannt, daß spezielle Liebeszauber die dionysische Ekstase auslösen konnten (GRAF 1996: 129). Die »alten Weiber, dergleichen es in Thessalien viele geben soll, die sich auf Zaubersprüche verstehen«, kannten auch den Trick, »eine Frau, und sei sie noch so abscheulich, begehrenswert zu machen« (LUKIAN IV).

Der Satiriker Petronius (l. Jahrhundert n. Chr.) beschreibt in seinem Schelmenroman, wie sein Held durch Zauberei impotent wird, das heißt durch einen Zaubertrank verhext würde. Er sucht vergeblich Hilfe bei den Göttern und Göttinnen, sogar bei der »wunderschönen Circe«. Schließlich gelangt er zu Oenothea, einer in den thessalischen Künsten bewanderten Hexe. Von ihr wird er recht drastisch behandelt:

»Oenothea, die schon halb betrunken war, blickte auf mich und sprach: „Jetzt müssen wir die geheimen Riten zu Ende führen, damit du deine Kraft wiedererlangst“, und dabei holte sie einen ledernen Phallus hervor. Den rieb sie mit Öl, fein gestoßenem Pfeffer und gemahlenen Brennnesselsamen ab und führte ihn darauf langsam in meinen After ein. Gleichzeitig begoß die grausame Alte meine Oberschenkel mit derselben Flüssigkeit. Fernerhin mischte sie Kressensamen [Lepidium latifolium L. oder Lepidium sativum L.] mit Stabwurz [Artemisia abrotanum L.] und goss dies über meine Geschlechtsteile; dann ergriff sie eine Rute aus grünen Brennesseln und begann, meine ganze Bauchpartie langsam damit zu schlagen.«

(Satyricon 137138)

Den thessalischen Hexen schrieb man bereits im Altertum kannibalistische Züge zu. Anmerkung 71 Es hieß, sie hätten einen enormen Appetit auf Menschenfleisch, würden Leichenteile zur Herstellung von Liebes und Todestränken verwenden, sogar Leichen annagen. Anmerkung 72 Es gab deswegen Friedhofswächter, die des Nachts aufpassen mußten, daß sich keine Hexe an den Verstorbenen vergeht. Der Genuss von Menschenfleisch oder menschlichen Eingeweiden sollte so berichtet bereits PLATON (Resp. 565d) und nach ihm PAUSANIAS (8, 2, 6) zur Verwandlung in einen Wolf führen (BURKERT 1997: 98ff.). Petronius beschreibt, wie

sich ein Mann auf einem Friedhof in einer Vollmondnacht verwandelt hat:

»Wie ich mich nach meinem Gefährten umsehe, da hat er sich ausgezogen und alle seine Kleider an den Straßenrand gelegt.

(...) Der pisste um seine Kleider herum, und im Nu hatte er sich in einen Wolf verwandelt. (...) Er wurde ein Wolf, dann fing er an zu heulen und rannte in den Wald hinein.« (Satyricon 62)

Die thessalischen Hexen hatten noch weitere skatologische Züge. Sie verzehrten angeblich Exkremente, benutzten allerlei Tierkot und harn bei der Bereitung ihrer Zauber und Heilmittel (pharmaka, venena); also eine frühe Form der

»Dreckapotheke« Anmerkung 73. In einem antiken Bericht heißt es sogar, daß die thessalischen Hexen zwecks Verzauberung einem Manne »lange und kraftvoll ins Gesicht pissten« (nach KING 1988: 17). Heute würde man derartige Verhaltensweisen in den Bereich bizarrer Pornographie verbannen oder von »Eigenurintherapie« sprechen.

Die thessalischen Hexen konnten aber auch dank ihrer Zauberkunst Gebräue herstellen, die den Genießer mit dionysischem Wahn erfüllen. Ovid beschreibt, wie ein derartiger Trunk bereitet wurde:

»Dann reißt Tisiphone mitten aus ihrem Haar zwei Schlangen, packt sie, und schon hat sie beide mit verderbenbringender Hand ins Haus geschleudert. Sie aber kriechen auf Inos und Athamas' Brust umher und blasen ihnen ihren Gifthauch ein.

Dabei verwunden sie die Glieder nicht, der Geist ist's, der ihre entsetzlichen Bisse zu spüren bekommt. Mitgebracht

hat die Furie [Tisiphone] auch grauenhaftes flüssiges Gift: Schaum vom Maul des Höllenhundes [Bilsenkraut/Sturmhut], Geifer der Echidna [= Mutter des Kerberos], schweifendes Irren, Vergessen, das den Verstand mit Blindheit schlägt, Frevel, Tränen

[Harze/Bernstein], Raserei und Mordlust alles ineinander gerieben; das hatte sie mit frischem Blut vermischt, im Bauch eines ehernen Kessels gekocht und mit grünem Schierling umgerührt.« (Metamorphosen IV, 49 S ff.) Die Sage von der Gründung von Erythrai durch den Eroberer Knopos und die Kodriden berichtet von solchem Trunk:

»Knopos hat eine Hekatepriesterin aus Thessalien mitgeführt, die angesichts der Feinde, der bisherigen Erythräer, ein Stieropfer bereitet. Die Hörner des Tieres werden vergoldet, er wird mit Binsen geschmückt und zum Altar geführt. Doch hat man ihm ein Wahnsinn erregendes Mittel eingegeben: Plötzlich reißt der Stier sich los und rennt, laut brüllend, hinüber zu den Feinden. Sie fangen ihn ein und opfern ihn ihrerseits, sie halten den Festschmaus mit seinem Fleisch. Da werden alle vom Wahnsinn erfasst, und sie fallen nun leicht den angreifenden Kodriden zur Beute.« (BURKERT 1997: 181, nach Polyae. 8,43)

Kurz: das Bild der thessalischen Hexe war das einer vermenschlichten Hekate. Anmerkung 74

Von den Schlangen der Hekate zum Äskulapstab

Im Garten der Hekate lebten zahlreiche Schlangen. Sie waren der Göttin heilig. Denn Schlangen sind ebenso ambivalent wie Hekate selbst. Sie können mit ihrem Gift heilen und töten. Deshalb gehören zwei Schlangen zu den wichtigsten Attributen der Hexengöttin. Die eine symbolisiert Heilung und Gesundheit, die andere Krankheit

und Tod. Außerdem dienten Schlangen, die in Tempeln gehütet wurden, seit minoischer Zeit der Divination und Prophetie. Vielleicht waren die berühmten barbusigen Schlangengöttinnen von Kreta Formen der Hekate oder ihrer Priesterinnen. Das älteste Orakel von Delphi, dem »Nabel der Welt«, war Python, eine weibliche Schlange oder eine Drachin. Ihr Geist lebte später in der Pythia, der Wahrsagepriesterin im delphischen Apollontempel fort. Nach einer delphischen Mythe war es ein »Rauch«, der vom verwesenden Leib der von Apoll getöteten Python aufstieg, den die Pythia inhalierte, um in eine prophetische Trance zu verfallen (RÄTSCH 1987). Der Umgang und die Bändigung von Schlangen gehörten schon in der Spätantike zu den Hexenkünsten:

»[In Absorbis] konnten die Einwohner sich der Unzahl von Schlangen nicht erwehren. Sie baten Medea [die mit einem Drachengespann nach Kolchis flog] um Hilfe. Diese sammelte die Schlangen und warf sie in das Grab ihres Bruders

[Absyrtos], wo sie bis heute geblieben sind. Wenn aber eine aus dem Grab herauskommt, bezahlt sie es mit dem Leben.«

(IHYGINUS, Fabulae)

Da Hekate eine aus Asien eingewanderte Göttin war, Anmerkung 75 ist es sehr wahrscheinlich, daß sie die tantrische Symbolik der Schlange ins archaische Griechenland eingeführt hat. Im Tantra steht die Schlange für die weibliche Sexualenergie und wird in diesem Aspekt Kundalini genannt. Die Kundalinischlange, die in ihrer Gestalt der Kobra Anmerkung 76 gleicht, ist zugleich eine Manifestation der Großen Göttin, speziell ihres dunklen Aspektes, der sich in der Gestalt Kali ausdrückt. Kali gilt

noch heute im Himalayagebiet und in Indien als »Hexengöttin« (KAPUR 1983). Sie wird nach wie vor in geheimen Ritualen verehrt, von Hexen angerufen und mit Blutopfern gespeist. Anmerkung 77 Überhaupt haben Kali und Hekate viele Gemeinsamkeiten. Anmerkung 78 Beide haben sechs Arme, beide tragen Fackeln als Attribute, und beide halten Dolche in den Händen. Beide offenbaren die dunklen Seiten des Universums, beide haben zerstörerische, aber dadurch auch wieder erneuernde Eigenschaften genauso wie sich ihre Symboltiere durch Häuten erneuern. Beide haben die Macht zu heilen und zu töten.

Im asiatischen Tantrakult stellt eine Schlange, die sich um einen Stein, ein Ei Anmerkung 79, einen Stab oder einen Phallus windet, die weibliche Schöpferkraft dar, die bei der sexuellen Vereinigung von Gott und Göttin, von Mann und Frau, freigesetzt wird und zu veränderten Bewusstseinszuständen führt (MÜLLEREBELING und RÄTSCH 1986). Im alten Indien und alten China bildeten gewundene Schlangen im Zusammenhang mit Scheiben oder Rädern Symbole der Wiedergeburt und der sich stetig erneuernden Schöpfung. In Mesopotamien war das Zeichen des assyrischen Heilgottes Ningizzida (3. Jahrtausend v Chr.) ein Schlangenstab. Im antiken Griechenland wurde die sich um einen Stab oder eine Fackel windende Schlange zum Symbol des Heilgottes Asklepios/Aesculap beziehungsweise zum Symbol der Heilkunst ganz allgemein.

»Die Schlange des Asklepios gilt als Urform des Gottes und tritt vielfach als dessen Vertretung bei Tempelheilungen auf.

Im klassischen Altertum bis in die Spätantike genossen Schlangen allgemein große Verehrung und wurden vielfach auch als Haustiere gehalten.« (KASAS und STRUCKMANN 1990: 22)

Nur bei den Monotheisten wurde die Schlange gefürchtet und dämonisiert. In ihrer Gestalt verführte der Teufel Adam und Eva zum Genuss von den verbotenen Früchten des paradiesischen Baumes der Erkenntnis. Wurde im Tantra angestrebt, als Mensch zu werden wie Gott und Göttin, um das Mysterium des Daseins zu erfahren und göttliche Erkenntnisse zu gewinnen, so wurde den monotheistisch Gläubigen gerade dieses verboten. Die Schlange war nicht nur Personifikation des Teufels, sondern wurde zum Urbild des Bösen. Deshalb sieht man auf vielen neuzeitlichen Hexenbildern Schlangen, die als Ingredienzien von Zaubertränken verarbeitet werden.

Der Äskulapstab war ursprünglich das Symbol für den Baum der Erkenntnis, im Heilkult des Asklepios wurde er zum Symbol der rituellen Heilkunst, in der Spätantike galt er als Symbol der hermetischen Alchemie und des Götterboten Hermes/Merkur, bis er schließlich in der modernen Zeit zum Symbol der wissenschaftlich-akademischen Medizin umgedeutet wurde.

Schlangen als Heilmittel

Wie aus antiken Vasenbildern hervorgeht, wurden Schlangengifte als Arzneien eingenommen oder vielleicht als berauschender Zusatz zum Wein getrunken. Dioskurides schrieb in seiner Arzneimittellehre: »Das Fleisch der Otter [von Vipera aspis MERR. und Vipera ammodytes DUM. et BIBR.] gekocht und gegessen verleiht dem Blick Schärfe; es ist auch ein gutes Mittel bei Neuralgie und hält das Anschwellen der Drüsen zurück. (...) Einige erzählen auch, daß man durch ihren Genuss ein hohes Alter erreiche. (...) Schlangenhaut in Wein gekocht ist als Injektion ein Mittel gegen Ohrenleiden und als

Mundspülwasser gegen Zahnschmerzen. Man mischt sie auch unter die Augenheilmittel, vorzüglich die von der Natter

[Äskulapsnatter, Coluber aesculapii STURM].« (11, 18, 19)

Vipernfleisch (vor allem von der Aspisviper, Vipera aspis) bildete in Antike, Spätantike und Mittelalter neben Opium einen Hauptbestandteil der unter den Namen Theriak und Mithridatium bekannten Universalheilmittel und Antidote. Die Rezepte, die zum 'Teil bis zu sechzig Kräuter umfassen, gehen auf Andromachus, den Leibarzt von Kaiser Nero (37-68 n.

Chr.), König Mithridates von Pontos (13263 v. Chr.) und Celsus (ca. 1. Jahrhundert v Chr.) zurück. Das Schlangenfleisch galt als giftwidriger Hauptwirkstoff. Theriak kann man noch heute in der Apotheke kaufen, allerdings ohne die beiden Hauptingredienzien Vipernfleisch und Opium.

Seit dem Altertum sind fossile Haifischzähne unter den Namen »Schlangenzungen« oder »Zungensteine (= Glossopetrae)«

bekannt und gelten als versteinerte Zungen von giftigen Vipern. Sie dienen seit der Frühzeit als Schutzamulette gegen Vergiftungen.

Schlangen haben eine alte Reputation als Aphrodisiaka. Noch heute gilt Schlangenfleisch in Südostasien als aphrodisische Speise. In Japan wird der aus (lebenden) Schlangen gepresste Saft als allgemeines Tonikum und Potenzmittel getrunken.

In der Homöopathie werden verschiedene Schlangengifte (»Crotalin«), unter anderem von der Klapperschlange

(Crotalus spp.), der Aspisviper (Vipera aspis) und Arten der Gattung Lachesis, in diversen Zubereitungen verwendet. »Crotalus horridus hom.« wird i der dritten bis sechsten Potenz entsprechend des Arzneimittelbildes unter anderem bei Beeinträchtigungen des Nervensystems und der geistigen Funktionen, bei Blutgerinnung und Epilepsie eingesetzt.

Schlangengifte werden aber auch in der allopathischen Medizin, meist in Form von Einreibungen oder Injektionen, zur Behandlung von Allergien, Krämpfen, Epilepsie; Durchblutungsstörungen, Bluthochdruck, Rheuma und Ödemen benutzt (vgl. MADEJSKY 1997b).

Die Mandragora der Hekate

So wie Hekate und Aphrodite verschiedene Gestalten der Großen Göttin sind, scheinen ihre Mandragoras zwei verwandte Arten mit gleichen Eigenschaften zu sein. Die Mandragora der Aphrodite, die auch den Beinamen Mandragoritis, »die

[Göttin] der Alraune« trägt, war eindeutig die Echte Alraune (Mandragora officinarum), die noch heute bei ihrem Heiligtum von Paphos im ehemaligen »heiligen Garten« üppig gedeiht (RÄTSCH 1993 und 1994). Die Mandragora der Hekate hingegen war die Tollkirsche (Atropa belladonna L.). Beide Mandragoras gehören zu den Nachtschattengewächsen (Solanaceae); beide Arten werden seit frühesten Zeiten miteinander verwechselt, beide sind psychoaktiv, beide erzeugen Halluzinationen und beide gehören zu den wichtigsten Aphrodisiaka und Ingredienzien für Liebestränke und Hexensalben (SCHWAMM 1988).

Die Tonkirsche, auch Belladonna Anmerkung 80, »schöne Frau«, genannt, ist mit der Morion genannten »anderen, bei

Höhlen wachsenden«, »männlichen« Mandragora identisch. Morion bedeutet wörtlich »männliches Glied« und weist auf die Verwendung als Tollkraut (mhd. toll = geil) hin. Tollkirschen wurden seit dem Altertum als Aphrodisiaka benutzt. Auch andere psychoaktive Pflanzen, die als Aphrodisiaka Verwendung finden, heißen Tollkraut, wie zum Beispiel das Bilsenkraut (Hyoscyamus niger) und das Krainer Tollkraut oder Glockenbilsenkraut (Scopolia carniolica). Übrigens heißen sowohl Atropa belladonna als auch Scopolia Walkenbaum oder Walkerbeere. Diese Namen sollen sich von dem Wort Walküre ableiten (PERGER 1864, SCHWAMM 1988: 45).

Der von Linne geprägte botanische Gattungsname der Tollkirsche, Atropa, leitet sich von Atropos (»die Grausame/Unerbittliche«) ab. Sie ist eine der drei Moiren oder Schicksalsgöttinnen (= Parzen, Nornen), die über Leben und Tod bestimmen. Atropos ist diejenige, die den Faden des Lebens durchschneidet. Hekate war eine »Tochter der Nacht« und damit eine Schwester der drei Moiren (HESIOD, Theogonie 211232). .

Bereits Hildegard von Bingen hat mit der Dämonisierung und Verteufelung der ehemals heidnischen Ritualpflanze angefangen:

»Die Tollkirsche hat Kälte in sich, hält aber dennoch Ekel und Erstarrung in dieser Kälte, und in der Erde, und an dem Ort, wo sie wächst, hat die teuflische Einflüsterung einen gewissen Teil und eine Gemeinschaft ihrer Kunst. Und sie ist für den Menschen gefährlich zu essen und zu trinken, weil sie seinen Geist zerrüttet, wie wenn er tot wäre.« (Physica I, 52) Die Tollkirsche wurde in der frühen Neuzeit weiter verteufelt (»Teufelsbeere«, »Teufelsgäggele«, »Teufelskirsche«) und als gefährliche, giftige und

dämonische Hexenpflanze mit den Hexensalben in Verbindung gebracht (siehe Tabelle Seite 159£).

Da die Tollkirsche aber leicht zu tödlich endenden Vergiftungen führt, hat sie nie eine große Rolle als Zauberpflanze gespielt. Wahrscheinlich wird die Tollkirsche seit dem Altertum ähnlich wie die Alraune oder das Krainer Wollkraut

benutzt. Möglicherweise diente die Tollkirschenwurzel auch als Ersatz für die Alraune oder wurde alternativ zu ihr eingesetzt. Im Volkstum haben sich auf jeden Fall Rudimente eines Tollkirschenkultes erhalten, die darauf schließen lassen.

So wird zum Beispiel in Ungarn die Wurzel »in der Sankt Georgennacht nackt unter Darbringung eines Brotopfers wie an einen elbischen Unhold ausgegraben« (HÖFLER 1990: 90). In Rumänien heißt die Tollkirsche auch »Wolfkirsche«,

»Blume des Waldes«, »Dame des Waldes« und »Kaiserin der Kräuter« (ELIADE 1982).

Obwohl die Tollkirsche als klassische »Hexenpflanze« gilt, sind doch nur sehr wenige Angaben über ihren magischen Gebrauch in Hexenritualen überliefert. Giovanni Battista della Porta (ca. 15351615) hat in seinem Werk über die

»Natürliche Magie« geschrieben, daß man sich mit einem Arcanum (Geheimmittel) in einen Vogel, einen Fisch oder eine Gans das heilige Opfertier für Wotan/Odin zur Wintersonnenwende verwandeln kann und dadurch viel Spaß haben würde.

Er führt als brauchbares Mittel an erster Stelle die Tollkirsche an.

Die Tollkirsche wird seit der Antike medizinisch verwendet, unter anderem als Schmerz und Narkosemittel. Sie wurde oft zur »Vertreibung von Dämonen« eingesetzt, das heißt, sie wurde wohl zur Therapie von Depressionen, Psychosen und Geisteskrankheiten benutzt. Man sprach »der Belladonna heilsame Wirkung gegen die Fahren“ zu, eine „auf dämonistischen Anschauungen beruhende Krankheit“, die meist plötzlich Kopf und Glieder auf schmerzhafte Weise befiel«

(SCHWAMM 1988: 44). Rudimente der volkspsychiatrischen Verwendung haben sich bis heute in Nordafrika erhalten.

Im 19. Jahrhundert wurden Wurzel und Krautextrakte zur Behandlung von Gelbsucht, Wassersucht, Keuchhusten, konvulsivischem Husten, Nervenkrankheiten, Scharlach, Epilepsie, Erkrankungen der Harnorgane und Atemwege, auch des Schlundes und der Speiseröhre, Neurosen, Nierenkoliken, verschiedenen Hautkrankheiten und Augenentzündungen verwendet.

Eine aus der frischen Pflanze am Ende der Blütezeit samt Wurzelstock gewonnene Urtinktur (Atropa belladonna hom. PFX

und RhHAB1, Belladonna hom. HAB1) sowie verschiedene Potenzen (normalerweise erst ab D4) werden vielfach in der Homöopathie entsprechend des Arzneimittelbildes verwendet (VONARBURG 1996).

Die heftigen Halluzinationen durch Tollkirschen werden meist als bedrohlich, dunkel, dämonisch, teuflisch, höllisch, sehr angstvoll und zutiefst erschreckend beschrieben. Viele Benutzer sprechen von einem »HieronymusBoschTrip« und sind meist nicht gewillt, derartige Experimente zu wiederholen (ILLMAIER 1997).

Die Mandragora der Aphrodite

Im antiken Athen wurde eine Aphrodite Urania »in den Gärten« verehrt (PAUSANIAS). Obwohl über ihren Kult praktisch nichts bekannt ist, deutet die Inschrift auf ihrem Kultbild, einer Art Herme, darauf hin, daß sie eine Schicksalsgöttin und Schwester der Hekate war. Der Aphrodite Urania wurden Kälber geopfert so wie Stiere der Hekate. Beide Göttinnen wurden von den Hetären, den »heiligen Huren«, verehrt (LANGLOTZ 1954:28).

In römischer Zeit galt die mit Aphrodite identifizierte italische Venus als Göttin des Gartens (SCHMÖLDERS 1983: 11).

Aus dem Garten der Venus wurde im Mittelalter der Venusberg, »der seit den Kirchenvätern die Phantasie erhitzt hat als der Ort ausschweifendster Sinnlichkeit und höchster Liebeserfüllung« (LANGLOTZ 1954: 34).

Die »goldenen Äpfel der Aphrodite« waren die gelben Früchte der Alraune (Mandragora officinarum L.), die inmitten des heiligen Gartens wuchs. Anmerkung 81 Sie war die Mandragora femina: »viele nennen sie Apollinaris oder Malurn terre«

(Medicina Antiqua fol. 141r); das heißt sie wurde wegen ihrer Eigenschaften und Wirkungen mit dem Bilsenkraut identifiziert beziehungsweise gleichgesetzt.

Die Alraune war immer ein wichtiges gynäkologisches Mittel und als »Hexenkraut« ambivalent und verschiedentlich brauchbar. Sie diente den Hebammen seit der Antike zur Steigerung der sexuellen Lust, zur Förderung der Fruchtbarkeit und Empfängnis, zur Erleichterung der Geburt, zur Betäubung beim Kaiserschnitt, zur Tötung der

Leibesfrucht und Abtreibung sowie zur Austreibung der Totgeburt (GELIS 1989: 61f£).

Der Garten der Medea

Medea ist das Urbild der abendländischen Hexe. Sie ist schön, sinnlich und verführerisch. Sie kann sich mit geheimnisvollen Salben alt und hässlich machen oder andere verzaubern. Sie hat die Sehergabe, kennt die Kräfte der Gifte und Wirkungen der Kräuter, sie ist die Barbarin aus einem wilden Land. Sie ist bewandert in der geheimen Kunst, sie kennt

den Lauf der Gestirne und wird als Priesterin der Artemis tätig. Anmerkung 82 Sie steht unter dem Schutz der Titanin und Erdgöttin Themis und Artemis, die von ihr als »Erhabene« angerufen werden. Themis war nach ihrer Mutter Gaia die zweite Orakelgöttin von Delphi, bevor das Heiligtum von Apollon annektiert wurde (OVID, Metamorphosen I, 320£).

Themis, »die die Eide wahrt«, war als Tochter der Erdgöttin entweder mit Python, die ebenfalls von Gaia geboren worden war, identisch, oder eine Schwester des Drachens mit »giftigem Bauche« (ebd. 459). Als Helferin und Schutzgöttin hat sich Medea die Göttin Hekate/Trivia erkoren, die in ihres »Herdes Grund« wohnt (EURIPIDES, Medea 399; SENECA, Medea 785). Es heißt bei SENECA, daß Prometheus einer ihrer Lehrer gewesen ist (Medea 820ff.).

Medea kann auf einem Wagen mit Drachengespann Anmerkung 83 durch die Lüfte fahren oder auf Schlangen durch den Äther reiten. Sie kann mit Räucherwerk beschwören, das Wunder der Verjüngung erwirken und Illusionen erschaffen. Sie kennt die Heilkunst genau wie den Schadenzauber. Was sie zum Urbild macht, ist vor allem ihr

Kessel, in dem sie die Gebräue für ihre Zaubereien kocht. Seneca beschreibt in seinem Drama Medea wie die Zauberin ihren Trank bereitet. Eine Hauptingredienz sind Schlangen und »jegliches Gewürm«. Der Dichter nennt auch eine Reihe von kaum identifizierbaren Zauberpflanzen aus Medeas Hexenbotanik:

»Nachdem sie Schlangen beschworen jeder Art,

wirft sie in eins, was an verwunschenen Kräutern wächst,

was auf des unwegsamen Eryx' Felsen sprießt,

was auf den Kuppen, die der ewige Schnee bedeckt,

feucht von Prometheus' Blut der Kaukasus erzeugt [Ferula communis] Anmerkung 84, der reiche Araber an seine Pfeile streicht [Aconitum spp.],

was flinke Parther, Meder, bogenkampferprobt,

was edle Suebenfrauen unterm kalten Pol

an Säften lesen im herkynischen Wald,

was auch im nestbaufreudigen Lenz die Erde schafft

und was in tiefen Winters Kälte, wenn der Wald

den Schmuck schon abwarf, alles starr in Schnee und Eis,

an Kräutern, todesschwanger blühend, grünt [Helleborus niger],

was in gewundner Wurzel grauenvoller Saft [Mandragora]

an giftiger Wirkung zeugt, all dies nimmt sie zur Hand.

Haemoniens Athos steuert jenes Giftkraut bei,

der riesige Pindus dies, auf des Pangaum Höhn

ließ unter blutiger Sichel dies das zarte Blatt.«

(SENECA, Medea 705722)

Medea ist noch ganz die Schamanin, die archaische Zauberin, die sich gründlich in Botanik, Heilkunst und Magie (Zaubergesänge) auskennt. Anmerkung 85 Sie ist noch nicht die »böse Hexe« späterer Epochen. Sie setzt ihr Wissen und Können zum Schutz und Heil ihrer Freunde und Verbündeten, aber auch zum Schaden und Untergang ihrer Feinde ein. Wer sie fürchtet, der fürchtet sie zu Recht. Sie ist je nach Bedarf und Zweck Heilerin und Schadenzauberin zugleich. Sie hat wenn sie will den »bösen Blick« (APOLLONIOS IV, 1670f). Bei EURIPIDES wird sie als »Löwin« angesprochen (Medea 1316); möglicherweise ein Hinweis darauf, daß Medea sich als gute Schamanin in eine große Katze verwandeln konnte. Bei ihren Beschwörungen entblößt sie die Brüste, Anmerkung 86 flicht sich lebende Schlangen ins Haar und hält je eine Schlänge in jeder Hand (SENECA, Medea). Sie gleicht also ganz der minoischen Schlangengöttin von Kreta. Später wurde sie unsterblich und regierte als Hexenkönigin und Braut des Achilles die elysischen Gefilde (RANKEGRAVES 1984: 577).

Mit ihrer Schönheit Hesiod nannte sie die »schönfüßige Medea« oder die »Schönäugige« , Erotik und Zauberkunst hat sie schon die alten Dichter fasziniert, aber auch mit Angst und Schrecken erregt. Euripides hat ihr eine ganze Tragödie gewidmet. Auch Ovid, der üppig einige von Medeas Taten in den Metamorphosen beschreibt, hat ebenfalls ein Tragödie namens Medea verfasst, von der allerdings nur ein

Vers erhalten geblieben ist (BINROTHBANK 1994, HEINZE 1997).

Euripides' Dichtung wurde zur Vorlage für zahlreiche MedeaBearbeitungen in der Weltliteratur. Im 18. und 19. Jahrhundert entstanden mehrere Opern, die sich der kolchischen Zauberin annahmen. Die Anziehungskraft der Medea strahlt bis heute.

So ist sie etwa in der modernen Frauenliteratur zu einem Sujet geworden. Nicht ohne Grund fordert Ursula Haas einen Freispruch für Medea (1991), den Rolf Liebermann jüngst als Oper vertont hat (1995). Anmerkung 87

Medea, die blonde »Kolchierin« mit »göttergleichem Haupt«, stammt aus Kolchis, einem Land, das von

»schwarzgesichtigen« Barbaren bevölkert war (APOLLONIOS III, 828ff.). Ihr Großvater war Helios Anmerkung 88, der große Demiurg, der das orphische WeltenEi ausbrütet (vgl. RANKEGRAVES 1985); diese Abstammung wird bereits von Hesiod berichtet! Medea, Kirke und Hekate gehören zum Stamm des Helios/Sol Anmerkung 89: das heißt die Hexen sind

Kinder der Sonne! Medea gebar nach Hesiod aus der Verbindung mit Jason, dem Argonauten, einen Sohn namens Medeios,

»den in den Bergen Cheiron aufzog« (Theogonie, 1001). Das heißt, der Nachfahre der zauberkundigen Mutter wurde von Geburt an von dem schamanischen Kentauren Cheiron, der auch den Herakles erzogen hatte, in der Heilkunst ausgebildet.

Die Zaubersalbe der Medea

Die »allzauberbemittelte« Medea war eine berühmte Heilerin; »mit Öl bereitete sie Wurzelsäfte als Gegenmittel gegen harte Schmerzen und gab sie ihm, sich zu salben« (PINDAR, Vierte pythische Ode 221f). Medea lernte die Kunst der Salben offenbar von Prometheus: Das Promethion, die »PrometheusPflanze«, ist eines der wichtigsten Zaubermittel (pharmaka) der Medea. Diese »Pflanze der Medea« wurde bestechend von Clark (1968) als Alraune (Mandragora) identifiziert. Das

»Mittel, das, wie man sagt, nach Prometheus benannt ist«, hat wunderbare Kräfte:

»Wenn einer sich Daira [= Persephone], die einzige Tochter [der Demeter], mit nächtlichen Opfern geneigt gemacht hat und seinen Körper mit diesem Mittel einreibt, dann dürfte dieser wohl weder durch Schwerthiebe verwundbar sein, noch loderndem Feuer weichen, sondern er wäre an jenem Tag an Stärke und Kraft überlegen. Dieses [Kraut] spross zuerst empor, als der fleischfressende Adler in den Schluchten des Kaukasus das göttliche Blut des elenden Prometheus zur Erde herabträufeln ließ. Daran nun erschien in Höhe einer Elle eine Blüte; in der Farbe glich sie dem korykischen Safran und stand' auf doppelten Stängeln; die in der Erde befindliche Wurzel aber glich [in der Farbe] frisch geschnittenem Fleisch.

Deren dunklen Saft er glich der Bergeiche hatte sie in einer Muschel aus dem Kaspischen Meer gesammelt, damit er ihr als Zaubermittel [pharmakon] diene, wenn sie sich siebenmal in ständig fließendem Wasser gewaschen und siebenmal die männernährende Brimo [= Hekate] Brimo, die nächtlich wandelnde, unterirdische Herrin über, die Toten in finsterer Nacht, in dunklen Gewändern, angerufen hatte. Brüllend erbebte. tief unten die dunkle Erde, wenn die Wurzel [der Pflanze]

des Titanen abgeschnitten wurde; der Sohn des Japetos selbst aber stöhnte, von Schmerzen im Innern gequält.«

(APOLLONIOS III, 843ff.)

Medea gibt genau an, wie diese Zaubersalbe anzuwenden sei ganz so wie die Hexensalbe; sie sagt zu Jason, dem Argonauten: »Am Morgen dann rühre dies Mittel Pharmakon] an und reibe damit deinen entblößten Körper wie mit Öl ein; dies wird ihm unermessliche Kraft und Stärke verleihen, und nicht mehr dürftest du dich dann mit den Menschen, sondern mit den unsterblichen Göttern vergleichen.« (APOLLONIOS III, 1042ff.) Derart gestärkt kann der Held Jason seiner Aufgabe, der Einweihung in die Mysterien der Hekate, begegnen. Es bleibt nur noch die Überwindung des Drachen, der den Baum der Erkenntnis bewacht. Doch auch hier steht ihm die Priesterin der Großen Göttin erfolgreich zur Seite: »Medea aber [nahm] einen frisch geschnittenen Wacholderzweig [Arkeythoy, Juniperus phoenica L.], tauchte ihn in eine Mischung [kykeon] ihrer Mittel [pharmaka] und besprengte damit unter Zauberformeln unverdünnt die Augen [des Drachen], und der ringsum ausströmende intensive Duft des Mittels versenkte ihn in Schlaf.« (APOLLONIOS IV, 156ff)

Der kykeon ist der Schlüssel zu den Mysterien der Großen Göttin (WASSON et al. 1984). Der kykeon war ein Mischtrank Anmerkung 90, der aus den pharmaka der Göttin bereitet wurde; zum Beispiel aus Opium.

Die Pflanzen des Sühneopfers

Medea entzündete einen Scheiterhaufen als Räucherwerk, um sich in ihren Zauberkünsten zu üben; der magische Räucherstoff besteht aus Wacholderholz Anmerkung 91, Kedros Juniperus oxycedrus L.] Anmerkung 92, Rhamnos (=

Bocksdorn) und Pappeln alles Pflanzen, die schon im Garten der Hekate gewachsen sind (DIERSACH 1833: 203).

Für ihr Sühneopfer, das heißt um sich rituell zu reinigen, werden folgende Zutaten genannt:

»Auch viel Zaubergewächs trug mir die erfahrne Medea,

Da sie den Boden enthob des duftenden Heiligthums,

Schnell dann froh'res Gebilde bereitet' ich unter dem Schleier,

Warf zum Gehölz es empor, und fertigte Opfer des Einschnitts,

Drei ganz dunkele Junge der Hündinnen weihend den Göttern.

Unter das Blut nun mischt' ich Chalkanthoskraut mit Struthejon,

Knekos auch, und Zwiebel zugleich mit der rothen Anchusa,

Auch das strenge Psyllejon und Chalkimos. Dann mit der Mischung

Füllt' ich den Magen der Hund' und legt sie über das Scheiterholz.«

(Orphischer Argonautensang 958ff)

Der Verjüngungstrank

Seit alters her hegt der Mensch den Wunsch nach ewiger Jugend, träumt den Traum von der Verjüngung, gar von der Unsterblichkeit. Auch der antike Mensch: die Liebesgöttin Aphrodite hieß in Sparta Ambologera, »die das Alter

Hinausschiebende« (KERENYI 1966: 66). Den antiken magoi vom Schamanentyp, zum Beispiel Orpheus, Pythagoras und der schillernden Gestalt des Empedokles (S. Jahrhundert v Chr.), schrieb man die Fähigkeit zu, Kranke heilen, Alte verjüngen, Regen machen, Tote beschwören sowie dichten zu können (LUCK 1990: 20). Besonders berühmt in der antiken Literatur ist der Verjüngungstrank beziehungsweise ritus der Medea. Anmerkung 93

Auf einer antiken Vase ist Medea beim Kochen ihres Verjüngungstrankes dargestellt. In dem Kessel befindet sich ein Widder. Das Bild kann man zweifach deuten.

Entweder wird die demonstrative Verjüngung des Widders abgebildet; oder der Widder steht symbolisch für das Goldene Vlies. Es heißt, daß die Zeitlose beziehungsweise Herbstzeitlose (Colchicum autumnale L.) dort der Erde erstmals entspross, wo ein paar Tropfen des medeischen Zaubertrankes hingetropft waren. Der Name ephemeron (»Eintagsblume«) deutet an, daß der Genuss dieser Pflanze innerhalb eines Tages zum Tode führen würde (CARL 1995: 85). Sie hieß venena Colcha (zum Beispiel bei HORAZ, Ode II 13), ein Wort, was von Philologen meist als »Gifte der Hexen« übersetzt wird.

Die Zauberpflanze der Medea, die unter anderem zum Einschläfern des Drachen, der das Goldene Vlies bewachte, diente, wurde schon in der Antike kolchikon genannt. Diesen Namen hat Linne dann als Gattungsnamen für die Herbstzeitlosen (

Colchicum spp.) gewählt (BAUMANN 1982: 111). Allerdings dürfte Ephemeron nicht mit der Herbstzeitlosen identisch sein (ENGEL 1978: 18). Von diesem Kraut berichtet Vergil, daß sich mit ihr der zauberkundige Hirte Moeris in einen Wolf verwandeln konnte (Lykanthropie):

»Dieses Kraut hier, dies Gift, vormals gesammelt,

Moeris mir selbst übergab; es wächst am Pontus in Menge.

Mit ihm oft ich es sah zum Wolf sich wandelte Moeris

Und verbarg sich im Wald; mit ihm er lockte die Seelen

Aus dem Grab, mit ihm er Saaten gar konnte versetzen.«

Die Verwandlung von Menschen in Wölfe war in der Antike gut bekannt und wurde meist auf den Genuss von Menschenfleisch zurückgeführt (BURKERT 1997: 98f£).

Diese Zauberpflanze der Medea war in der Antike ein wohl bekanntes Heilmittel: »Das ephemeron hat die Blätter der Lilie, jedoch kleiner, einen gleichen Stängel, eine blaue Blüte, einen unbrauchbaren Samen, eine fingerdicke Wurzel, die in Essig geschnitten und gekocht vorzüglich für die Zähne ist, wenn man lau damit spült. Die Wurzel selbst festigt auch [die Zähne], in hohle und zerfressene Zähne presst man sie hinein.« (PLINIUS 'OX, 107, 170) Diese Heilpflanze wurde ebenfalls äußerlich verwendet:

»Die Blätter der Eintagsblume [ephemeron] streicht man auf Beulen und Geschwülste, die noch zerteilt werden können.«

(PLINIUS XXVI, 122)

Die ,Herbstzeitlose .ist eine merkwürdige Pflanze: sie blüht im Herbst und bildet Blätter sowie Samen im Frühling aus. Weil bei ihr die Zeiten verkehrt sind, hat sie den Namen Zeitlose erhalten. Bis in die Gegenwart hinein hat sich im deutschen Volkstum die Auffassung gehalten, die Herbstzeitlose sei eine »Docke« (Puppe, Mädchen) oder »nackte Jungfer«. Im Volksmund wurde sie eindeutig erotisch interpretiert, wie die Namen »Nacktarsch« (Eifel),

»Nackte Hure« (Thüringen, Franken), »Faule Fotze« (Elsass), »Tittenwecke« (Gotha), »Hundshoden« oder »Ochsenpinsel« zeigen. Die welken Kapseln der Herbstzeitlosen enthalten ein braunes Pulver, die winzigen Samen. Diese Kapseln wurden in Ertingen »Teufelsküche«, in Biberach »Hexenfurz« genannt (AIGREMONT 1987 II: 25f). Also steht die Pflanze auch im Volkstum mit der Hexenmedizin im Zusammenhang. In der Walpurgisnacht kochen die oberhessischen Hexen aus den Blättern der Herbstzeitlosen Gemüse oder bereiten daraus einen Salat (MARZELL 1943f£: 1083).

Die Ochsenzunge als Heilmittel

Die rote Ochsenzunge (Anchusu tiuctoria L., Boraginaceae) oder Färberochsenzunge wuchs im Garten der Medea; sie hat eine fleischige Wurzel, die einen blutroten Farbstoff enthält. Beim Berühren der Wurzel werden die Hände rot. Der Wurzelsaft wurde auch als Schminke für die Wangen benutzt. Sie wurde in der Antike in Vaginalzäpfchen zum

»Herausziehen des Embryos« benutzt, zur Behandlung von Gelbsucht, Nierenleiden, Milzsucht und entzündeten Wunden.

Sie war ein wichtiges Ingredienz für Salben: »Die Salbenhändler gebrauchen die Wurzel zum Verdichten der Salben.«

(DIOSKURIDES IV, 23) Nach Dioskurides wird die Ochsenzunge von den Propheten »Samen des Wiesels« genannt, und er sagt, »dieses in Wein gelegt soll heitere Stimmung bewirken«. (IV„ 126) Auch Plinius lobt die psychoaktive Wirkung der Ochsenzunge:

»Auf den Wegerich folgt der buglossos, der einer Ochsenzunge gleicht und sich dadurch auszeichnet, daß er,

in Wein geworfen, die Lebensfreude vermehrt und euphrosynos genannt wird.« (XXV 40, 81) Er führt weiterhin an:

»Diese Pflanze wird deswegen so genannt [buglossos], weil sie raue Blätter in der Art einer Rinderzunge hat. Manche nennen sie auch Sibillum. Sie hat raue, dunkle, auf der Erde ausgebreitete Blätter. Wenn man sie in Wein gibt, bewirkt sie Wohlbefinden beim Mahle. Man verwendet sie als gekochte Speise für Gemüse und zerrieben als Gewürz.« (Medicina Antiqua fol. 137r)

Der Garten der Kirke

Kirke, die Tochter des Sonnengottes Helios, Schwester der Hekate und Tante der Medea, wohnte auf der Insel Aiaia =

Lussin (Odyssee X, 135ff.). »Kirke mit herrlichen Flechten, die mächtige, redende Göttin«, war eine »Meistrin in Giften

[pharmaka]«. Nach THEOPHRAST lebte Kirke in Latium, einer Gegend, »die besonders Heilkräuter« erzeugt (Rist. pl. IX, 15). Latium ist eine Landschaft im westlichen Mittelitalien. Anmerkung 94 Noch heute gibt es an der italienischen Küste oberhalb Siziliens den Monte Cicero, den heiligen Berg der Circe/Kirke (PLINIUS, Nat bist. XXV, l0f):

»Wohin verbreiten sich nicht die Sagen von der Medea aus Kolchis und von anderen Zauberinnen, vor allem von der italischen Kirke, die man sogar zu den Göttern rechnete? Von daher erklärt sich auch, daß Aischylos, einer der ältesten Dichter, sagte, Italien sei reich an kräftigen Kräutern, und daß viele dies auch von Circei, wo die berühmte [Kirke] lebte, wofür man auch) etzt noch einen wichtigen Beweis bei den Marsern findet, einem von dem Sohne der Kirke abstammenden Volk, von dem bekannt ist, daß man dort Schlangen zähmte.« (PLINIUS XXV, 5, 11) Die

göttliche Zauberin wurde in einem heiligen Hain verehrt und war offenbar eine Totengöttin und Seelengeleiterin:

»Diesen [Hain] nennt man die Kirkeebene; dort wachsen in Reihen viele Tamarisken [Tamarix spp.] und Weiden [Salix alba L.], in deren Wipfeln die Toten, mit Stricken gebunden, aufgehängt werden. Denn bis heute gilt es den Kolchern als Frevel, tote Männer im Feuer zu verbrennen; auch ist es nicht Brauch, sie in der Erde zu bestatten und darüber ein Grabmal aufzuschütten, sondern sie in ungegerbte Rindshäute einzuhüllen und fern von der Stadt in Bäumen aufzuhängen.«

(APOLLONIUS III, 200ff.)

Tamarisken und Weiden waren gut bekannte Heilpflanzen. Die Weide beziehungsweise Weiße Weide (Salix alba L.) galt als Verhütungsmittel, war also eine typische Hexenpflanze:

»Die Weide ist ein allbekannter Baum; seine Frucht, Blätter, Rinde und der Saft haben adstringierende Kraft. Die fein geriebenen Blätter, mit etwas Pfeffer und Wein genommen, sind bei Darmverschlingungen angebracht, für sich mit Wasser genommen, verhindern sie die Empfängnis.« (DIOSKURIDES I, 135)

Ein weiterer heiliger Baum der Kirke war anscheinend die Erle [wahrscheinlich die Schwarzerle: Alnus glutinosa (L.) GAERTN., syn. Betula aluus L. var. glutinosa L.]. Denn »Erlen umgaben Kirkes Aiaia („Jammern“)«, wuchsen auf ihrer Insel (RANKE-GRAVES 1984: 101, 139). Vermutlich gab es einen archaischen Erlenkult, der aber schon zu hellenistischer Zeit verdrängt wurde. Anmerkung 95 Die Erlen galten als verwandelte Schwestern des Phaeton, dem Sohn des Helios und Bruder der Kirke.

Das heilige Räucherwerk der Kirke war der wohlriechende Wacholder (odorata cedrus so heißt es bei VERGIL, Aeneis VII, 13); damit rückt sie in die Nähe archaischen Schamanentums. Denn der Wacholder ist einer der ältesten Räucherstoffe der eurasiatischen Schamanen (RÄTSCH 1996c).

Die »glasschimmernd-lockende Circe« (HORAZ, Ode I, 17), die »göttliche Circe«, die »Tochter und Mutter von Finsternis und Schrecken« (BRUNO), die »edle Zauberin« oder auch »Erbarmungslose« war ursprünglich eine Heilgöttin:

»Ach, wenn es doch dem Himmel gefiele, daß uns heute, wie einst in glücklicheren Jahrhunderten, jene zauberische Circe erschiene, die es vermochte, mit Pflanzen, Erzen, Giften und Zaubereien der Natur gleichsam Einhalt zu gebieten. Ich bin sicher, daß sie trotz ihres Stolzes unserem Übel gegenüber barmherzig wäre.« (BRUNO 1995: 101)

Moly, die Zauberpflanze der Kirke

Moly war die berühmteste Pflanze der Kirke. Schon in der Antike wurde das sagenhafte Moly als psychoaktives und aphrodisisches Gewächs angesehen. Anmerkung 96 Das homerische Moly ebenso wie die Zauberpflanze der Kirke wurden schon früh als Alraune (Mandragora officinarum) gedeutet (DIERBACH 1833:.204, KREUTER 1982: 29). Dioskurides hat für die Alraune den Namen circeon überliefert; auch Mandragora Circaea, das Kraut, mit dem Kirke (= Circe, Zirze) die Mannen des Odysseus in »Schweine« (das heißt wohl »sexuell erregte Männer«) Anmerkung 97 verwandelte:

»Die Mandragora. Einige nennen sie Antimelon [= „an Apfels Stelle“], andere Dirkaia, auch Kirkaia [= „Pflanze der Kirke“], da die Wurzel als Liebesmittel wirksam zu sein scheint.« (DIOSKURIDES IV, 76) Ebenso heißt es bei PLINIUS:

»Den mandragoras nennen einige Kirkaion. Es gibt zwei Arten: eine weiße männliche und eine schwarze, die man für weiblich hält. (...) Die weiße Art nennen manche arsen, manche morion und wiederum einige hippophlomos.« (PLINIUS

XXV 94, 147)

Nach APOLLODOROS (2. Jahrhundert v. Chr.), dem bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, war die ******* **** die Pflanze der Kirke, ein Amulett gegen den Schadenzauber der Pasiphae, einer Tochter des Sonnengottes Helios auch Kirke war eine Tochter des Helios , Gattin des Königs Minos und Mutter der Ariadne und des Minotauros (frg. II 15).

Bei HOMER wird Moly, die göttliche Zauberpflanze des Hermes, nur kurz beschrieben. Mit diesem Moly, das im Urtext als pharmakon, »Heilmittel/Gift«, klassifiziert wurde, hat sich Odysseus vor der Zauberin Kirke geschützt, die seine Mannen in Schweine verwandelt hat (SCHMIEDEBERG 1918). Wichtig ist der Hinweis, daß die Pflanze von Hermes (= Merkur) Anmerkung 98 im Garten der Kirke geerntet wurde, also eine Zauberpflanze der Kirke war, die nun durch den Götterboten in ein geradezu homöopathisches Gegenmittel transformiert wurde:

»[Hermes] zog aus dem Boden ein Giftkraut [= pharmakon],

Gab es und zeigte mir auch, wie es war und wie es gewachsen.

Schwarz war die Wurzel, weiß wie Milch war die Blüte, die Götter

Nennen es Moly. Es ist sehr schwierig für sterbliche Menschen,

Danach zu graben; die Götter freilich vermögen ja alles.«

(Odyssee X, 302306)

Generationen von Alchemisten, Gräzisten, Philologen, Pharmakologen und Ethnobotanikern haben versucht, die botanische Identität der homerischen Zauberpflanzen zu enthüllen. Bereits Theophrast, der »Vater der Botanik«, bemühte sich um die botanische Identität der Stammpflanze:

»Panakeia, das Allheilkraut, gedeiht in großer Menge und am besten auf steinigen Böden bei Psophis, Moly bei Pheneos und auf dem Berg Kyllene. Sie sagen, daß diese Pflanze wie das von Homer erwähnte Moly sei; daß es die Wurzel wie eine Zwiebel habe und Blätter wie die Meerzwiebel; und daß es gegen Zaubersprüche und Magie benutzt werde, aber es ist nicht, wie Homer sagt, schwierig auszugraben.« (THEOPHRAST, Geschichte der Pflanzen IX, 15) Dioskurides (III, 21) schreibt, daß die als Aphrodisiakum geschätzte Meeres- oder Stranddistel Eryngium maritimum L.

(Umbelliferae) auch moly genannt wurde (RÄTSCH 1995a: 228ff.):

»Das Eryngion, einige nennen es Erynge, andere Eryneris, Karyos [= Nuß], Gorginion [= Gorgonenkraut], Hermion [=

spitzer Pfahl, Dorn], Origanon chlunion [= WildeberDost], Myrakanthos [= Tausenddorn], Moly, die Ägypter Krobysos, die Propheten Sisertos, die Römer Capitulum Carduus [= Distelköpfchen], auch Carterae, die Dakier Sikupnoex, die Spanier Kotukapeta, die Afrikaner Cherdan, Oreian chloen [= Bergpflanze], auch Chida, gehört zu den Domsträuchern.« (III, 21) Das Eryngion, auch Hexendistel genannt [Eryngium campestre L., FeldMannstreu], »kühlt aufgewärmt die

Entzündungen bei Vergiftungen durch Mutterkorn [ignes sacer = Antoniusfeuer]« (Medicina Antiqua 45, fol. 154r).

Auch das mysteriöse, halikakabon oder halicacabum genannte Gewächs gehört zur Gruppe der moly genannten psychoaktiven Pflanzen, deren botanische Identität ungewiß bleibt:

»Es gibt noch eine andere Art [vom strychnos], „Salztiegel" genannt, die einschläfernd wirkt und noch schneller als Opium zum Tode führen kann; andere nennen sie „Narrenkraut" [morion], wieder andere Moly. Sie wird aber von Diokles und Euenor, auch von Timaristos sogar in einem Gedicht gerühmt, wobei sie die Harmlosigkeit merkwürdig vergesslich macht;

für sie ist [die Pflanze] ein schnell wirkendes Mittel, wackelnde Zähne zu festigen, wenn man sie mit Halicacabon in Wein spült; wenigstens haben sie die Einschränkung noch zugefügt, daß dies nicht zu lange geschehen dürfe, denn es werde dadurch Wahnsinn erzeugt. (...) Die Wurzel des Halicacabon nehmen diejenigen als Getränk zu sich, die wahrsagen möchten und, um abergläubische Vorstellungen zu bekräftigen, als wahrhaft Gottbegeisterte angesehen werden wollen. Als Gegenmittel dient was ich denn umso lieber mitteilen möchte , Wasser mit reichlichem MetZusatz warm zu trinken. Und ich will nicht unerwähnt lassen: das Halicacabon ist der Natur der Otter so sehr zuwider, daß durch seine Wurzel, wenn sie ihnen ganz nahe gebracht wird, ihre infolge Betäubung todbringende Kraft selbst betäubt wird. Deshalb hilft diese, in Öl zerrieben, den Gebissenen.« (PLINIUS XXI, 180182)

In der Spätantike wurde angenommen, daß die Alraune ein Geschenk des griechischägyptischen Gottes Hermes Trismegistos der Gott der Alchemie (FOWDEN 1993) war und

sie zum Beschwören von Geistern und für alchemistische Praktiken geeignet sei. Da Hermes/Mercurius manchmal in der antiken Kunst mit einer Opiumkapsel in der Hand dargestellt wird, könnte Moly auch als Papaver somniferum gedeutet werden.

BAUHINIUS identifizierte die berühmte Zauberpflanze mit der Raute (Ruta graveolens L.). STANNARD erkennt in dem hermetischen Moly Peganum harmala (1962); und bezieht sich offensichtlich auf eine Stelle bei DIOSKURIDES:

»Wilde Raute. Einige nennen das wilde Peganon Anmerkung 99 auch die in Kappadokien und im asiatischen Galatien als Moly bezeichnete Pflanze. Es ist ein Strauch, welcher aus einer Wurzel mehrere Zweige entwickelt, er hat Blätter viel größer und zarter als das andere Peganon [= Raute] und von durchdringendem Geruch, eine weiße Blüte, an der Spitze kleine Köpfchen, größer als beim gebauten Peganon [= Raute: Ruta graveolens], meist aus drei Teilen bestehend, in denen sich ein dreikantiger, hellgelblicher Same befindet, von dem auch Gebrauch gemacht wird. Im Spätherbst wird der Same reif und dient mit Honig, Wein, Hühnergalle, Safran [Crocus sativus] und Fenchelsaft [Foeniculum vulgare] fein gerieben gegen Stumpfsichtigkeit. Einige nennen dasselbe auch Harmala, die Syrier Besasa, die Ägypter Epnubu, die Afrikaner Churma, die Kappadokier aber Moly, weil es im großen Ganzen eine Ähnlichkeit mit dem Moly zeigt, da es eine schwarze Wurzel und weiße Blüte hat. Es wächst auf hügeligem und fruchtbarem Boden.« (III, 46) Schon früh wurde vermutet, daß Moly als Meerzwiebel Anmerkung 110 [Urginea maritima (L.) BAKER; syn. Scilla maritima L.] zu deuten sei (RAHNER 1957):

»Nach dem Zeugnis des Homer ist die berühmteste Pflanze das moly, von dem er glaubt, es habe seinen Namen von den Göttern erhalten; seine Entdeckung und Verordnung

gegen stärkste Verzauberungen schreibt er Hermes zu. Es soll heute in der Gegend von Pheneos und auf der Kyllene in Arkadien wachsen und nach dem Zeugnis des Homer eine Pflanze sein mit einer runden schwarzen Wurzel von der Größe einer Zwiebel und mit einem Blatt wie die Meerzwiebel [scilla], aber (nicht) schwer auszugraben. Die griechischen Schriftsteller haben ihre Blüte gelb abgebildet, während Homer geschrieben hat, daß sie weiß sei. Ich habe einen kräuterkundigen Arzt gefunden, der sagte, sie wachse auch in Italien, und der mir nach einigen Tagen (im Herbst) aus Campanien eine bringen ließ, die unter schwierigen Bedingungen aus felsigem Gestein ausgegraben wurde, eine 30 Fuß lange Wurzel hatte, die nicht einmal vollständig, sondern abgerissen war.« (PLINIUS XXV 2627) Lukian (etwa 120180 n. Chr) beschreibt eine Totenbeschwörung (Nekromantie), bei der die Meerzwiebel als Zauberpflanze verwendet wurde.

Wahrscheinlich hat das Wort moly im frühen Altertum soviel wie »Zauberpflanze« oder »Entheogen« bedeutet. Es wurde als eine Art Überbegriff für psychoaktive, magisch verwendete Pflanzen benutzt (ganz ähnlich wie die Worte Haoma oder Soma). Anmerkung 101

Im Mittelalter war Moly auch unter dem Namen Immolum bekannt und gehörte zu den gynäkologischen Heilmitteln:

»Nach dem Zeugnis Homers ist sie die berühmteste aller Pflanzen, der auch die Auffindung Merkur [= Hermes] zuschreibt und die Anwendung gegen den bösen Blick und Zauberei. Sie hat eine runde und schwarze Wurzel in der Größe einer Zwiebel. (...) Die zerriebene Pflanze Immolum album beseitigt aufgetragen vollkommen den Schmerz der Gebärmutter.« (

Medicina Antiqua 49, fol. 62v)

Die Mutter des Hexeneis

In der frühen Neuzeit zählte man auch manche Pilze zu den Pflanzen der Kirke. Anmerkung 102 So heißt es von der Hirschbrunst (Elaphomyces granlutatus L. ex. PERS.) bei MATTHIOLUS:

»Von dem Hirschschwamm haben die Alten nichts geschrieben, doch hat er eine Kraft, damit er die unkeuschen Glieder und Venushandel stärkt, so man des Pulvers ein halb Lot, ein Quentel langen Pfeffer [Piper longum L.] dazu gemischt

trinkt. .Dieser Trank mehret auch den Frauen die Milch. Von unten auf mit Schwamm geräuchert, stillet die Mutter in ihrem Aufsteigen. Die Circeischen Weiber treiben auch einen Handel damit, gebens in Liebestränken.« (1626: 387) Dieser im Volksmund meist Hexenei genannte Pilz wurde bis in unsere Zeit von »Bösen Weibern« (Hexen) zur Bereitung von Liebestränken benutzt (AIGREMONT 19871: 157).

Mit dem Wort »Hexenei« wurden auch andere Pilze tituliert, so der Fliegenpilz (Amanita muscaria) und die Stinkmorchel (

Phallus impudicus):

»Sie kommt wie ein Ei aus der Erde (Teufelsei, Hexenei, Brunstkugel), dann erhebt sich der Penis aus dieser volva, wenn diese aufbricht, verbreitet sie einen durchdringenden Aasgeruch, durch den die Fliegen herbeigelockt werden, die aber auch in dem klebrigen Saft ihr Leben lassen müssen. Der Penis gestaltet sich zu einer kleinen Säule mit oben gewölbtem Kopfe (Eichel) von schmutziggrüner Farbe, während der Stiel grau ist. Die Gestalt gleicht zuletzt genau der des aufgerichteten Penis mit übergezogener Vorhaut.

Solcher Form verdankte der Pilz frühzeitig den Ruf als Aphrodisiacum.« (AIGREMONT

19871: 156).

Das Hexenei der Stinkmorchel wurde auch Gichtschwamm genannt und medizinisch genutzt:

»Der Gichtschwamm wurde im Mittelalter als Gichtmittel geschätzt. Die Zauberei bediente sich des Hexeneis vorzüglich zu Liebesmitteln, theils um Liebe zu erzeugen, theils um die Folgen ungesetzmässiger Liebe zu beseitigen.« (GESSMANN o

.J.: 49)

Die Hexenkräuter des Linnaeus

Bereits im 16. Jahrhundert haben die französischen Botaniker Dalechamp und Lobel die Zauberpflanze der Kirke als Circaea lutetiana bezeichnet. Daher hat Carl von Linne (17071778) den Namen übernommen und in seine botanische Nomenklatur eingeführt. Linne hat zwei Arten beschrieben:

Circaea lutetiana L., Großes Hexenkraut (Herbe des sorcieres, Circee de Paris, Erbamaga comune); eurasiatisch verbreitet.

Circaea alpina L., Alpen-Hexenkraut (Circee des Alpes, Erbamaga delle Alpi); in den Alpen heimisch.

Daneben gibt es noch eine natürliche Kreuzung:

Circaea x intermedia EHRH. (C. alpina x C. lutetiana), Mittleres Hexenkraut (Circee intermediaire; Erbamaga ibrida).

Diese Pflanzen aus der Familie Onagraceae wachsen an abgelegenen und schattigen Orten und blühen von Juni bis Ende September.

Die Circaea lutetiana heißt im Volksmund auch Großhexenkraut, Walpurgiskraut, gemein Hexenkraut, Parisisches Hexenkraut oder Zauberkraut. In Schlesien wurde früher das Kraut als Schutz gegen Behexung in den Viehställen aufgehängt (MARZELL 1943f£: 1006).

In England hieß die Pflanze Inchanters Night-shade, »Beschwörers Nachtschatten«, oder Binde-weed Nichtshade,

»BindekrautNachtschatten«; das heißt, die Pflanze wurde schon früh mit magischen Riten (Beschwörungen, Defixionen) assoziiert. Schon Gerard (1633: 351) kommentiert Lobels botanische Zuordnung als Irrtum, weil die Wirkungen, die der antiken Circaea zugeschrieben wurden, lediglich auf die Mandragora zutreffen, während die Circaea lutetiana die gleichen Tugenden hätte wie der Gartennachtschatten (Solanum nigrum L.).

Der Garten der Artemis

Artemis war eine ambivalente Göttin; sie konnte sowohl Krankheiten schicken als auch heilen (ASSELMANN 1883: 4). Sie war eine fremde Zauberin in der hellenischen Welt. Sie war auch eine Unterweltgöttin, wie bei Theokrit in einem Gebet vermerkt: »Du, Artemis, die du auch die Tore des Hades bewegst und was sonst ebenso stark ist ...« Artemis wurde oft mit Hekate identifiziert und mit der italischen Diana gleichgesetzt. Ein Kultzentrum der Artemis war Ephesos. Als die prächtige Stadt einmal von einer Seuche heimgesucht wurde, verkündete das Orakel des Apollon von Klaros, man solle einen Kult für Artemis Soteira, die

»Retterin«, stiften. Dazu sollte man eine Statue der Artemis mit zwei Fackeln in Händen verehren.

Dadurch würden die Wachspuppen, durch die die Seuche mittels Hexerei ausgebrochen sei, schmelzen. So konnte die Krankheit vertrieben werden (GRAF 1996: 150). In Ephesos wurde ebenfalls eine vielbrüstige Artemis verehrt. Außerdem gab es dort ekstatische Mysterien, deren Anhänger magos genannt wurden. Der frühchristliche Autor Clemens von Alexandria polemisiert gegen diese heidnischen Riten:

»Wem prophezeit Heraklit von Ephesos? Den Nachtschwärmern den magoi, den Bakchanten, den Mänaden, den Mysten: all diesen droht er mit dem, was nach dem Tod kommt, all diesen prophezeit er das' Feuer. Denn was die Menschen für fromme Mysterien halten, sind gottlose Initiationsriten.« (Protrepticus 22) Leider gibt es kaum weitere Quellen, die einen ekstatischen Mysterienkult der Artemis beschreiben. Sie wurde allerdings in den orphischen Dionysien hoch verehrt. Ihr wurde bei orphischen Riten Styrax als Rauchopfer dargebracht.

Der Garten der Artemis war die wilde Natur; dort hielt sich die schamanische Göttin am liebsten auf; dort fand sie ihre Heilpflanzen und Zauberkräuter:

»Es gibt nämlich drei Arten der Artemisia, die alle von der Göttin Diana zusammen mit ihren Heilwirkungen entdeckt worden sein sollen; sie übergab diese Arzneien dem Kentauren Cheiron, der als erster diese Medizinen anwandte. Daher haben diese Pflanzen den Namen der Diana, nämlich Artemisia.« (MedicinaAntiqua 13, fol. 32r) An erster Stelle steht der Beifuss (Artemisia vulgaris L.), eine heilige Pflanze der Göttin; er hieß früher Artemisia monoclonos und war ein wichtiges Heilmittel:

»Wenn jemand, auf der Reise die Pflanze Artemisia mit sich trägt, spürt er die Mühe des Weges nicht. Im Haus aufbewahrt, vertreibt sie Dämonen, schützt vor schlechten Arzneien und wendet den bösen Blick ab. Das Auftragen der zerriebenen Artemisia mit Fett nimmt den Fußschmerz. Die zerriebene und pulverisierte Artemisia reiche man mit Wassermet als Getränk; das nimmt den Eingeweidenschmerz und hilft bei diversen Schwächezuständen.« (Medicina Antiqua 11, fol. 30r) Der Estragon (Artemisia dracunculus L.) hieß Artemisia tagantes und wurde nicht nur als Gewürz, sondern auch vielseitig als Heilpflanze genutzt:

»Bei Blasenschmerzen und Strangurie. Dem Fieberfreien gib zwei Skrupel Artemisia-Saft mit einem Becher Wein zu trinken; dem Fiebernden mit zwei Bechern heißem Wasser. Bei Hüftschmerzen: Zerreibe die Pflanze Artemisia tagantes und vermenge sie mit Fett und Essig, ,trage sie auf und mache einen Verband; am dritten Tag werden [die Schmerzen] ohne Komplikation ausgeheilt sein. Bei Nervenschmerzen: Die zerriebene Pflanze Artemisia tagantes arbeite gut mit Öl durch und trage sie auf; das heilt wunderbar. (...) Entzünde die Pflanze Artemisia und räuchere das Kind damit; das wendet alle Gefahren ab und macht das Kind heiter.« (Medicina Antiqua 12, fol. 3 lr/3 lr) Der Pontische Wermut (Artemisia pontica L.) wurde vor allem bei Nervenschmerzen benutzt:

»Die zerriebene und mit Mandelöl in der Art einer Salbe verarbeitete Artemisia leptafillos streiche auf eine saubere Leinwand [und mach einen Verband]; am fünften Tag ist die Heilung abgeschlossen. Wenn man die Wurzel der Artemisia über der Schwelle eines Gebäudes aufhängt, wird im Hause niemandem geschadet. Mache mit dem Saft der Artemisia leptafillos und Rosenöl eine Einreibung; das lindert den

Schmerz und das Zittern und nimmt alle Beschwerden.« (Medicina Antiqua 13, fol. 32r)

Göttliche Hebammenkräuter

Artemis ist die Schutzgöttin der Geburt und Abtreibung sowie der Hebammen. Der ihr heilige Beifuss diente als

»gynäkologisches Allheilmittel«. Aber zur Flora der Artemis gehören noch viele weitere Mutterkräuter: Kräuter für die Mutter = Gebärmutter. Dabei versteht sich von selbst, daß all diese Pflanzen verteufelt und im Volksmund mit Hexen und Teufelsgewächsen assoziiert wurden (vgl. Anhang sowie Tabelle Seite 149£).

Im Garten der Artemis blühte auch die Poleiminze (Mentha pulegium L.); sie diente in der Antike als starkes Abtreibemittel und beliebter Räucherstoff. Der Hexenverfolger Bodin (1591) hat das duftende Kraut als das homerische nepenthes (_

»tröstende Pflanze«) identifiziert und als »Hexenkraut« verteufelt (BECKMANN und BECKMANN1990: 201).

Der Sadebaum (Juniperus sabina L.) stand ebenfalls unter dem Schutz der Göttin. Er heißt im Volksmund auch

»Kindermord« oder »Jungfernpalme«. Er gilt seit der Antike als eines der stärksten und wirksamsten natürlichen Abortativa.

Allerdings ist der Gebrauch der Zweigspitzen beziehungsweise Gipfeltriebe zur Abtreibung nicht ganz ungefährlich. Die Abkochung von fünfzig bis siebzig Gramm Sadebaumspitzen bewirkt einen starken Blutandrang im Unterleib, Entzündungen der Harnwege, Abort, kann aber auch, zu tödlichen Vergiftungen führen (LEIBROCKPLEHN

1992 und 1993: 81). Die meisten letalen Vergiftungen kommen jedoch durch den unsachgemäßen, laienhaften Gebrauch zustande.

Der Sadebaum gehört bis in unsere Zeit hinein zu den berühmtesten Abtreibemitteln und wurde von seiten der Kirche und des Staates verteufelt:

»Der Anbau in öffentlichen Gärten wurde teilweise verboten, da man die Gipfeltriebe regelmäßig abgeerntet vorfand.«

(LEIBROCKPLEHN 1993:81)

Sehr ähnlich wie der Sadebaum wurden auch andere Artemiskräuter seit der Antike benutzt. Artemidion oder Artemidioncre, »Artemispflanze«, hieß der Echte Diptam (Origanum dictamnus L.) Anmerkung 103 bei den alten Griechen:

»Der Diktamnos, welche einige wilden Polei nennen, andere Embaktron, Beluakos [_ „Heilmittel gegen Pfeile"], Artemidion [= „Artemispflanze"], den Kretischen, Ephemeron, Eldia, Belotokos [= „pfeilrasch die Geburt machend"], Dorkidion [= „Rehkitz"], Elbunion, die Römer Ustilago rustica [= „BauernHuflattich"]. (. ..) Er hat in allem dieselbe Wirkung wie der angebaute Polei, nur viel kräftiger; denn nicht allein getrunken, sondern auch im Zäpfchen und in der Räucherung wirft er den toten Fötus aus. (...) Der Genuss der Wurzel erwärmt, beschleunigt die Geburt.« (DIOSKURIDES

111, 34)

Der Diptam trug ebenfalls den Namen Labrum Veneris, »VenusLippe«. Der Name artemidion war eine Anspielung auf die jägerische Artemis, die mit ihren vergifteten Pfeilen verwunden, aber auch Wunden heilen konnte:

»Der Saft der zerriebenen und ausgepressten Pflanze Diptamnum, als Getränk verabreicht, heilt außerordentlich wirkungsvoll [bei Vergiftungen]. So groß ist aber die Wirkung der Pflanze Diptamnum, daß sie [allein] durch ihre Anwesenheit alle Schlangen tötet, wo auch immer sie sind; wenn ihr Geruch durch den Wind weitergetragen wird, tötet dieser unverzüglich Schlangen. Als Beweis wird auch angeführt, daß Wildziegen oder Hirsche, wenn sie durch das

[vergiftete] Geschoss eines Jägers verwundet werden, die Pflanze Diptamnum aufsuchen und sie. fressen; so schütteln sie den Pfeil ab und heilen die Wunden, während sie diese Pflanze verzehren.« (Medicina Antiqua 63, fol. 69v) Bei dem Arzt und Prediger Otto Brunfels (14891534) heißt es, daß der Diptam als Trank oder in Form von Vaginalzäpfchen zur Abtreibung diene ebenfalls als abortative Räucherung. IO4 Die ganze Pflanze enthält ein ätherisches Öl mit Carvacrol, Pinen, Cedrol, pCymol und anderen Phenolen, Bitterstoffe und Gerbstoffe.

Der kretische Diktam wird auf Kreta heute noch als allgemeines Heilmittel und Aphrodisiakum empfohlen:

»Er wird als Allheilmittel betrachtet und wird häufig angewandt bei Erkältungen, Beschwerden im Magen und Darmtrakt, bei Milzkrankheiten, gegen Rheumatismus und bei Entbindungen. Diktamus ist ein Beruhigungstee und Wundheilmittel.«

(IATRIDIS 1986: 92)

Die Grüne Fee«: Wermut und Absinth

Eine der besten Heilpflanzen aus dem Garten der Artemis ist sicherlich der Wermut (Artemisia absinthium L.). Die antike Literatur ist voll des Lobs dieses Krautes:

»Zerreibe die Pflanze Absintium und den ausgepressten Saft gib zu trinken; nach einer Pilzvergiftung wurde solcherart ein Mann später noch hundert Jahre alt. Die in Wasser gekochte Pflanze Absintium auf Leinen aufgetragen und damit einen Umschlag gemacht: das beseitigt die Quetschungen. Bei zarter Haut trage auch Honig mit auf. Die Pflanzen Absintium, Marrubium und Lupinum in gleichen Mengen zermahlen und in Honigwasser oder herbem Wein gekocht und in den Nabel gestrichen, töten die Würmer. Nimm einen Zweig der Pflanze Absintium und gürte dich damit, das heilt staunenswert.« (

Medicina Antiqua 102, fol. 100r/100v)

Ganz ähnlich wird der Wermut heute noch gebraucht: Extrakte aus dem frischen blühenden Kraut werden als Urtinktur (Absinthium D0) in der modernen Phytotherapie und Komplementärmedizin als Tonikum bei Erschöpfungszuständen ggf.

mit Depressionen, die durch Verdauungsprobleme auftreten, gegeben (ein bis dreimal täglich 1 bis 3 Tropfen vor oder nach den Mahlzeiten).

Wermut liefert aber nicht nur ein ausgezeichnetes Heilmittel, sondern auch ein psychoaktives Rauschmittel. Absinth heißt eine legendäre Künstler und Bohemedroge des ausgehenden 19. Jahrhunderts (CONRAD 1988). Sie bestand aus Schnaps, der aus Kräutern, vor allem aus dem thujonhaltigen Wermut destilliert wurde. Der AbsinthSchnaps wirkte aufgrund des stark psychoaktiven Thujons viel stärker und andersartiger als andere Sorten. Unter anderem hat Absinth, auch wegen des Thujons, stark abortative Wirkungen. Weil er zum einen als Rauschdroge, zum anderen als illegales Abtreibungsmittel (in der »Kurpfuscherei«) verwendet wurde, hat man ihn gegen Ende

des 19. Jahrhundert wegen des angeblich »ausufernden Missbrauchs« verboten (VOGT 1981).

Aber wie es immer in der Geschichte der gesetzlichen Verbote ist, so war es auch hier. Die illegalisierte Substanz wurde im Untergrund weiter gebrannt. Heute ist Absinth überall auf der Welt verboten, wird aber in der Schweiz nach wie vor nach alten traditionellen Rezepten schwarz gebrannt (Lussi 1997). Obwohl strengstens verboten, scheren sich die Absinthgenießer, die ihr Produkt »Grüne Fee« nennen, herzlich wenig darum. In der Schweiz wurde der Absinth vor allem verboten, weil er zum Abtreiben benutzt beziehungsweise missbraucht wurde. Wer beim Schwarzbrennen von Absinth entdeckt wird, muß heute mit einer Buße von 100 000 Schweizer Franken rechnen (RÄTSCH 1996a).

Die Rezepte werden als Geheimnisse gehütet. Neben Wermut werden auch andere Kräuter mitdestilliert. Die Farbe ist klar, grünlich oder gelblich. Ein Schweizer erklärte, Absinth sei das »psychedelischste was es an Alkohol gibt«. Da Erfahrungsberichte mit dem thujongeschwängerten Schnaps sehr selten sind, möchte ich eine kurze Beschreibung geben: Der Geschmack erinnerte mich sehr an Anisette oder Pernot. Zum Trinken wird er auch mit Wasser verdünnt (etwa 1:1).

Das Gemisch ist milchig trüb. Der Absinth wirkte wahrlich berauschend auf mich, aber ganz anders als »normaler«

Schnaps. Der Absinth stimulierte recht stark, machte mich wach und hielt mich auch lange wach. Zum Teil wurde ich von aphrodisischen Gefühlen durchspült, zum Teil floss ich selbst dahin. Bei zunehmender Wirkung hatte ich ein Gefühl wie ein Entschweben. Es war wie der Kuss der Grünen Fee. So köstlich der Rausch am Abend war, so schmerzvoll ist der

Kopf leider am nächsten Morgen. Ich hatte niemals zuvor einen derart brutalen Kater.

Christophskraut und Sonnenwende

Als Artemis mit ihren Nymphen nackt beim Bade von dem griechischen Jäger Aktäon beobachtet wurde, bemerkte die Göttin den heimlichen Spanner und wurde sauer. Zur Strafe verwandelte sie ihn in einen röhrenden Hirsch und verfütterte ein Kraut an seine Jagdhunde, die daraufhin rasend wurden und den Hirsch zerfleischten (HYGINUS, Fabel 181). Dieses bemerkenswerte Kraut der Artemis erhielt den Namen ihres Opfers: Actaeon.

Diese Pflanze wurde später wegen ihrer angeblichen Wirksamkeit gegen die Pest nach ihrem Schutzpatron, dem heiligen Christophorus, Christophskraut getauft. »Die altgriechische Figur des Christophorus war der Mensch mit dem Hundekopf (Kynocephalus), der zwischen Leben und Tod vermittelt« (BECKMANN und BECKMANN 1990: 119). Christophorus gehörte also in den Dunstkreis der Hekate und zählte zu den Beschützern der Reisenden. Allerdings hat sich im Volksmund lange der Name »Heydnisch Wundkraut« Anmerkung 105 erhalten; heute wird unter Christophskraut Actaea spicata L.

[syn. Actaea nigra (L.) PH.] verstanden:

»Christophskraut (Actaea spicata), ein berühmtes Zauber und Giftkraut, daher „Berufs, Beschrei, Hexenkraut“, „heidnisch Wundkraut“. Seine glänzend schwarzen Beeren sind giftig, in Frauenleiden werden sie als „Mutterbeeren“ (Eifel) benutzt.«

(AIGREMONT 1987 II: 68£)

In der frühen Neuzeit wurde das Christophskraut Aconitum bacciferum genannt und wegen seiner giftigen Beeren zu den Akoniten gezählt. Es hatte dieselbe Qualität wie der Sturmhut, wurde aber medizinisch nicht benutzt (GERARD 163 3: 980). In Norwegen heißt die Pflanze »Trollbeere« (BECKMANN und BECKMANN 1990: 119); in Schwaben schlicht

»Hexechrut«:

»Wie arglistig der Teufel natürliche Dinge nutze, um neue Bräute zu gewinnen, sollten die schwarzglänzenden, verlockenden Beeren, die wir häufig in unseren Laubwäldern sehen, beweisen. Da Vögel, ohne Schaden zu nehmen, sie verzehrten, würden sie auch Menschen nicht schaden, und nun pflückten auch Kinder diese Früchte. Ihr Gift löste Fieber aus, und als die Kleinen nun unter seiner Einwirkung allerlei wirre Worte stammelten, meinte man, sie seien verhext, vielleicht sogar durch die Person, die ihnen das Kraut gezeigt hatte. Der Saft der geruchlosen Wurzel, auch Schwarzwurz genannt, wirkt brechenerregend und wurde gegen die Pest angewandt, um das Böse aus dem Körper zu stoßen. Auch gegen Asthma und Schwindsucht wurde diese Droge genommen.« (LUDWIG 1982: 149) Das Christophskraut wurde auch mit dem »Krebskraut« (Heliotropium europaeum, L.; Europäische Sonnenwende) identifiziert. Die Pflanze ist der antiken Sage nach aus einer Nymphe, die in Helios, den Stammvater des Hexengeschlechtes, verliebt war, vom Sonnengott aber verschmäht wurde, entstanden:

»Zu Clytie kam der Herr des Lichtes nicht mehr und nahte ihr nie wieder in Liebe. Seitdem verzehrte sie sich in wahnsinniger Leidenschaft, ertrug die Gesellschaft der Nymphen nicht und saß Tag und Nacht unter freiem Himmel auf dem bloßen Erdboden mit bloßem Haupt und

ungepflegtem Haar. Neun Tage aß und trank sie nichts, nur Tau und Tränen waren ihre Speise, und sie rührte sich nicht von der Stelle. Sie blickte nur auf das Antlitz des Gottes, der seine Bahn am Himmel zog, und kehrte ihm stets ihr Gesicht zu. Ihre Glieder sollen am Boden festgewachsen sein. Ihr blühendes Aussehen verwandelte fahle Blässe zum Teil in blutleeres Kraut, zum Teil bleibt die Röte bestehen, und eine Blume, die dem Veilchen sehr ähnlich ist, bedeckt ihr Gesicht. Obwohl die Wurzel sie festhält, wendet sie sich ihrem Sonnengott zu und bleibt ihrer Liebe trotz der Verwandlung treu.« (OVID, Metamorphosen IV, 256271) Von der Sonnenwende, auch emeatites, »Titansblut« Anmerkung 106 genannt, heißt es, »sie wächst überall an. bebauten und sauberen Plätzen und auf Wiesen. Die Blüten dieser göttlichen Pflanze folgen dem Lauf der Sonne und wenn sie untergeht, schließen sich die Blüten; wenn die Sonne wieder aufgeht, öffnen sie sich wieder. Sie ist in vielen medizinischen Anwendungen wirksam.« (Medicina Antiqua fol. 62r) Die fein pulverisierte Pflanze in gutem alten Wein »hebt alle Giftwirkung auf« (ebd., fol. 62v). Vom Heliotrop sagte man auch, »wo er wächst, nähert sich kein Zauberer [fastus] und keine Hexe. (...) Wenn man diese Pflanze mit sich trägt, kann einem kein Dämon und keine Hexe schaden« (Medicina

Antiqua 50, fol. 152r). Da die Sonnenwende in Mitteleuropa sehr selten ist, glaubte man, sie wachse auf dem berühmtesten deutschen Hexentanzplatz, dem Blocksberg oder Brocken im Harz:

»Nur dort und sonst nirgendwo wachse auch das Krebskraut. Dahin reiten/auf Zottelfell geilen Bocks Anmerkung l07 alle Hexen.« (PRAETORIUS)

Die Sonnenwende soll auch ein Bestandteil der Hexensalben gewesen sein (RECKMANN und RECKMANN 1990: 160):

»In der Magie ist es als Hexenkraut genannt, welches am Sonntage gesammelt werden musste, wenn es irgend eine magische Wirksamkeit haben sollte. Es diente als Abwehr gegen Behexung.« (GESSMANN O J.: 87) Im 19. Jahrhundert wurde in den Apotheken Heliotropduft an Frauen und Prostituierte verkauft, weil der Duft bekanntlich geil macht (AIGREMONT 1987 I: 15).

Die Mutter der Hexen

Artemis/Diana wurde im Mittelalter zur Hexengöttin par excellence umgedeutet. So offenbart Regino von Prüm in seiner Schrift Canon episcopi aus dem 9./10. Jahrhundert die kirchliche Ansicht. Er nennt »einige verderbte Frauen, die vom Teufel pervertiert wurden, die von Illusionen und Phantastereien der Dämonen verführt sind, die glauben und selbst bekennen, daß sie in der Nacht auf Tieren mit Diana, der Göttin der Heiden, und einer Unzahl von Frauen ausreiten, und in der Todesstille der Nacht große Entfernungen zurücklegen, den Befehlen ihrer Herrin folgend« (zit. n. NAEGELE 1997: 14).

Die berühmte »Hexensalbe« also jene Substanz, durch die die vermeintlichen Hexen des Nachts »Ausfahrten« Anmerkung 108 machten ist keine Erfindung der Inquisition, sie wird bereits in antiken Schriften mehrfach genannt (LUCK 1962):

»Hexensalben sind in ihrem Gebrauch sicherlich uralt und ihre Verwendung geht in prähistorische Zeiten zurück.«

(FÜHNER 1926)

Im archaischen Griechenland wurden die baetulos; FetischSteine, durch Salben, beziehungsweise durch das Einsalben verehrt. Anmerkung 109 Salben (unguentos) waren zudem die ursprüngliche Götterspeise Ambrosia

(HAJICEKDOBBERSTEIN 1995: 109). In späthellenistischer Zeit wurden Salben, die in magischen Ritualen (praxis) verwendet wurden, musterion, »die geheime Sache«, genannt (GRAF 1996: 90). Damit rücken Magie und Hexenmedizin in das Reich der Mysterienkulte:

»Der Magier verstand sich selber als Myste, als jemand, der eine rituelle Erfahrung machte, die derjenigen in den bekannten kaiserzeitlichen Mysterienkulten engstens verwandt war. Im Ritual (. . .) betont der Magier denn auch, er sei in den Kult der Götter eingeweiht. (...) Magie und Mysterienkulte sind geheim; sie suchen den direkten Kontakt mit dem Göttlichen; man hat nur nach einem komplexen Initiationsritual Zugang zu ihnen.« (GRAF 1996: 91) Dienten die »geheimen« Salben dank ihrer psychoaktiven. Eigenschaften der Einweihung in die Mysterien? Immerhin werden den Initianden nach Angaben der sogenannten Mithrasliturgie bei der Weihe die Augen gesalbt, damit sie Visionen sehen (GRAF 1996: 95).

Die erste Erwähnung einer »Flugsalbe« stammt vom »Vater der Dichtkunst«, Homer selbst:

»Dort ging Here hinein und verschloss die glänzenden Flügel[türen], Wusch mit Ambrosia erst sich rein von aller Befleckung

Ihre reizende Haut und salbte sich dann mit dem starken,

Süßen ambrosischen Öl, dem duftenden, ihr zum Gebrauche;

Wurd' es kaum nur bewegt im ehernen Hause Kronions,

Dann erfüllte sein lieblicher Hauch gleich Himmel und Erde.«

(Illias XIV, 169174)

Hera Anmerkung I10 salbt sich mit der »Nahrung der Götter«, mit Ambrosia, um vom Olymp herab über Thrakiens Schneeberge, »über die obersten Gipfel, und nie die Erde berührend«, zu Zeus auf den Idaberg zu fahren. Zeus ist zutiefst erstaunt darüber, wie schnell die Fahrt ganz ohne Pferd und Wagen! geschafft werden konnte (Illias XIV, 289£). Die Antwort ist ganz einfach: Hera ist mittels Ambrosia geflogen. So dürfte Hera als die Erfinderin der »Flugsalbe« gelten.

Anmerkung 111

Was war Ambrosia?

Der Name Ambrosia wurde in der Antike nicht nur als Bezeichnung der »Götterspeise« gebraucht, sondern auch als Sammelbegriff für verschiedene mythische sowie botanisch existierende Pflanzen. Nach Plinius wurde die Pflanze auch Artemisia, »Artemispflanze«, genannt (Nat. bist. XXVII, 28/55). Dioskurides beschreibt die Pflanze sowie ihre Heilwirkung genauer:

»Ambrosia einige nennen sie Botry, andere Botrys Artemisia, die Römer Caprum silvaticum, auch Apium rusticum, die Ägypter Merseo ist ein kleiner vielzweigiger Strauch von drei Spannen Höhe; er hat am Grund des Stängels kleine Blätter wie die Raute [

Ruta graveolens]. Die dünnen Zweige sind voll von kleinen Samen, ähnlich kleinen, niemals blühenden Trauben, mit weinartigem Geruch. Die Wurzel ist zart, zwei Spannen lang. In Kappadokien wird sie in die Kränze geflochten. Sie hat die Kraft, vordrängende Säfte aufzuhalten und zurückzustoßen; als Umschlag wirkt sie adstringierend.« (IR, 119) Die AmbrosiaPflanze des Dioskurides wurde als Traubenkraut

(Botrys artemisia L.), Gänsefußpflanze (Chenopodium botrys L.) oder Strandambrosie (Ambrosia maritima L.) gedeutet. Es ist sehr zu bezweifeln, daß eine dieser Pflanzen die magischen Wirkungen der ambrosischen Flugsalbe entfalten kann. Das göttliche Ambrosia wurde ebenfalls mit Soma und Haoma, also psychedelischen oder entheogenen Sakraldrogen, gleichgesetzt und gerne als Fliegenpilz (Amanita muscaria) oder Zauberpilz (Psilocybe spp.) interpretiert (HAJICEKDOBBERSTEIN 1995, GRAVES 1960 und 1992, WOHLBERG

1990). Psychoaktive Pilze können tatsächlich visionäre »Ausfahrten« in andere Wirklichkeiten, in die Welten der Mythen auslösen!

Dass der Fliegenpilz eine Zutat zu den Hexensalben war, ist eine Vorstellung des 20. Jahrhunderts. Anmerkung 112 Der einzige Beleg für eine mögliche Verwendung von Pilzen zur Bereitung der Hexensalbe ist eine Aussage von Peter Fosselt, der am 20. Mai 1689 in Gleichenberg hingerichtet wurde:

» Er hab sich, wan ihme die Lust ankhummen, mit der hexensalben geschmiert, un weren allezeith in habischgestalt aintweder am khönningsStradner oder glichenberger khogel geflogen ... der bese [= Satan] habe ihm und seinem Weib beim Schwämmsuchen einen schwarzen Tröglein mit einer Plau-grienen Salb gegeben.« (WOLF 1994: 45 0) Das heißt, der »Hexer« hat beim Pilzesammeln eine Salbe gewonnen, mit deren Hilfe er sich in einen Habicht verwandeln und durch die Lüfte fliegen konnte. Vielleicht läßt sich hieraus lesen, daß die Zubereitung Pilze, möglicherweise Fliegenpilze oder andere psychoaktive Arten (Psilocybe spp.), enthielt. Manchmal wird der Fliegenpilz mit den altenglischen Hexen, die durch

Shakespeares Macbeth literarischen Ruhm erlangten, in Verbindung gebracht (Abb. 24):

»Es ist nicht bekannt, ob die Hexen aus der New-Forest-Gegend zu Halluzinationen führende Stoffe dem Bärenfett ihrer Salbe zufügten, aber es wird berichtet, daß sie Fliegenpilze in kleinen Mengen aßen.« (HALL und KINGSTON 1979: 231) Berühmt ist die Hexensalbe in dem bekanntesten Schelmenroman der Spätantike, den Metamorphosen (= Der Goldene Esel) des Apuleius (2. Jahrhundert n. Chr.). Darin berichtet der Held Lucius von den Zauberpraktiken und Hexereien der Bewohner von Thessalien, »der Magie weltbekannte Heimat« (II). Danach waren die thessalischen Hexen darin kundig, Alraunmännchen zu beleben und nach ihren Wünschen auszuschicken und Schaden anrichten zu lassen. Und ebenso konnten sie selbst nach Belieben die Gestalt wandeln und ausfahren:

»Allererst zieht sich Pamphile fasernackt aus. Nachher schließt sie eine Lade auf, aus der sie verschiedene Büchschen nimmt. Eines von diesen Büchschen öffnet sie und holt daraus eine Salbe, die sie lange zwischen beiden Händen reibt, alsdann beschmiert sie sich damit von der Ferse bis zum Scheitel. Nun hält sie ein langes, heimliches Gespräch mit ihrer Lampe. Darauf schüttelt und rüttelt sie alle ihre Glieder. Diese sind kaum in wallender Bewegung, als daraus schon weicher Flaum hervortreibt. In einem Augenblick sind auch starke Schwungfedern gewachsen, hornig und krumm ist die Nase; die Füße sind in Krallen zusammengezogen.

Da steht Pamphile als Uhu!« (APULEIUS 111, 21)

Leider sind keine thessalischen Rezepte erhalten geblieben. Die mittelalterlichen Quellen schweigen zu diesem Thema.

Erst gegen Ende des Spätmittelalters wird über die Hexensalben, die zum einen zum Hexenflug, zum anderen auch zur Tierverwandlung tauglich gewesen sein sollten, spekuliert (HAAGS 1984, LEUBUSCHER 1850, VöLKER 1977). Mit der Renaissance kam nicht nur ein Interesse an der Antike auf, sondern es tauchten auch alle möglichen narkotischen Salben, deren Rezepturen offensichtlich antike Wurzeln hatten, in der Volksmedizin sowie in der Chirurgie wieder auf (PioMELLI und POLLID 1994). Viele dieser Rezepte scheinen auf antike Überlieferungen zurückzugehen. Im Altertum war der Gebrauch von medizinischen Salben, Pomaden und Ölen sehr viel weiter verbreitet als in den folgenden Epochen (BUDGE

1996: 29f£, CLARKSON 1992: 293310).

Die Pappelsalbe als Heilmittel

Von Anfang an führten diejenigen, die über die Rezeptur der Hexensalben spekulierten meist frühneuzeitliche Ärzte (VRIES 1991) , die Wirkung der Salbe auf die Nachtschattengewächse, die eigentlichen »Reisekräuter«, zurück (DUERR

1978, EVANS 1978, FÜHNER 1926, HARNER 1973).

Auch für manche Inquisitoren, wie zum Beispiel Pedro Ciruelo, war es eine klare Tatsache, daß die angeblichen Hexen nicht wirklich zum Sabbat flogen, sondern halluzinatorische Erlebnisse durch die Salbe machten (DINZELBACHER 1995: 209). Anmerkung 113 Noch heute werden die anderen Wirklichkeiten, die man mit Hilfe psychoaktiver Substanzen (»Halluzinogene«) betritt, als »Luzifers Lichtgärten« bezeichnet (KRAEMER 1977).

Es ist wahrscheinlich nur einmal in der Geschichte der Hexenverfolgung tatsächlich von den Kommissaren eine

Salbe aufgefunden worden, die auch die ihr zugeschriebenen Wirkungen erfolgreich erzielte. Als der Herzog von Lothringen im Jahre 1545 schwer krank darniederlag, wurde ein Ehepaar verhaftet, dem zu Lasten gelegt wurde, den Herzog verzaubert zu haben. Auf der Folterbank »gestanden« die beiden ihre Hexerei. Bei einer anschließenden Hausdurchsuchung wurde ein Krug mit einer Salbe gefunden, deren Zusammensetzung der päpstliche Leibarzt Andres de Laguna (14991560) untersuchte (ROTHMAN 1972). Er erkannte in der Salbe un cierto unguento verde como el del Populeon (»eine bestimmte grüne Salbe, wie die Pappelsalbe«; VRIES 1991). Laguna vermutete, daß diese Salbe Cicuta (Schierling), Solaunm (Nachtschatten, vermutlich die Tollkirsche), Hyoscyamus und Mandragora enthielt und erprobte sie an der Frau des Henkers. Die verfiel für drei Tage in eine Art Koma oder Tiefschlaf und beschwerte sich ärgerlich, als sie aus diesem Schlaf mit süßen Träumen voller erotischer Abenteuer gerissen wurde. Diese Wirkung war offenbar kein Einzelfall. In Goedelmanns Tractatus de magis von 1591 heißt es über eine Magdeburger Magd:

»Nachdem sie sich gesalbt hatte, verfiel sie in einen so tiefen Schlaf, daß sie weder in der Nacht noch am folgenden Tage erweckt werden konnte. Als sie endlich wieder zu sich gekommen war, ließ sie sich nicht ausreden, daß sie wirklich auf dem Blocksberge zum Tanz gewesen sei.« (zit. nach PEUCKERT 1960: 170) Der Vergleich der Hexensalbe mit der früher medizinisch sehr häufig verwendeten Pappelsalbe (Unguentum populeum =

Populi Unguentum) ist äußerst aufschlussreich (VRIES 1991). Schon bei DIOSKURIDES wird eine Pappelsalbe beschrieben:

»Die Blätter der Schwarzpappel mit Essig aufgelegt helfen bei Podragaschmerzen. Das Harz derselben wird den Salben

zugemischt. Die Frucht mit Essig getrunken hilft den an Epilepsie Leidenden. Es wird erzählt, daß die Träne, welche am Fluss Eridanos aus ihr quillt, erhärte und zu dem sogenannten Bernstein werde, der bei einigen auch Chrysophoron heißt.

Beim Reiben ist sie wohlriechend und hat eine goldige Farbe; wird sie fein gerieben getrunken, so wirkt sie gegen Dysenterie und Bauchfluß.« (I, 110)

Der Arzt Valentino Kräutermann schrieb in seinem volkstümlichen Anleitungsbuch Der Curieuse und vernünfftige Zauber-Artzt (1725), daß man Melisse (Melissa officinalis L.) nach dem Abendmahl essen soll, um fröhliche Träume zu bekommen; »dergleichen thut auch Borraugen [= Boretsch, Borago officinalis L.] und Engelsüß [Polypodium vulgare L.], und weiß Pappel-Knospen, daher ist die Pappel-Salbe auch gut darzu« (S. 96£). Anmerkung 114

Für die Pappelsalbe wurden vor allem die europäische Schwarzpappel (Populus nigra L.), aber auch amerikanische Arten benutzt. Die harzigen Pappelknospen von der Balm-of-Gilead-Pappel (Populus gileadensis ROULEAU) vom Black Cottonwood (Populus trichocarpa TORR. ex A. GRAM ex HOOK.) und Quaking Aspen (Populus tremuloides MICHX.) heißen in Nordamerika Balm of Gilead, das abgesonderte Harz Tacamahaca. Die Knospen werden im Frühjahr von den unteren Eisten gepflückt und mit Alkohol ausgezogen. Diese Lösung dient bis heute zur Bereitung von Wundheilsalben (TILLFORD 1997: 114£, VRIES 1991). Balm of Gilead wird gerne als apotropäischer Räucherstoff bei modernen WiccaRitualen benutzt.

Die medizinische Pappelsalbe wird praktisch in allen Kräuterbüchern und Pharmakopöen seit dem 15. Jahrhundert angeführt. Im Gart der Gesundheit von 1485

werden neben den Pappelknospen folgende Zutaten in gleichen Teilen genannt: Mohnblätter (Papaver somniferum), Hauswurzblätter (Sempervivum tectorum L.), Lattichblätter (Lactuca sativa oder Lactuca virosa), Knabenkrautblätter (Orchis spp.), Nachtschatten, Bilsenkrautblätter (Hyoscyamus niger) und Alraunenblätter (Mandragora officinarum). Das Ganze wird zerstoßen und mit Schmalz gesotten. Interessant ist auch die Anwendung: man soll die Salbe auf die Schläfen und den Bauchnabelbereich auftragen. In späteren Rezepten werden noch die Tollkirsche (Atropa belladonua) sowie der Hanf (Cannabis sativa) als Zutaten genannt (VRIES 1991). Damit wären außer dem Sturmhut (Aconitum napellus) alle psychoaktiven und aphrodisischen »Hexenkräuter« in der Pappelsalbe vereint. Derartige Pappelsalben waren in der frühen Neuzeit weit verbreitet, sehr beliebt und wurden ähnlich wie heute das Aspirin als universales Schmerzmittel verwendet. Sie waren wohl in den meisten Haushalten vorrätig. Das hatte allerdings

den Nachteil, daß sie von der Inquisition jederzeit als »Hexensalbe« identifiziert werden konnte und als »Beweis« für das Gericht genügte. Anmerkung 115

Über die medizinische Wirkung der »Hexenschmiere« berichtet Ludwig Bechstein im Jahre 1854 Erstaunliches:

»Wenn ein kranker Mensch damit beschmiert wird, so wird er gesund, und wenn ein gesunder Mensch damit beschmiert wird, so wird er krank und muß sterben.« (BECHSTEIN 1986: 224)

Die Assoziationen von medizinischen Salben mit dem Hexenwesen reichen bis ins 20. Jahrhundert: Im Volksmund heißt die Apothekenzubereitung Unguentum nervinum, »Nervensalbe«, noch in diesem Jahrhundert »Teufelssalbe«,

das Oleum Philosophorum »Teufelsöl«, ein kampfergetränktes Pflaster »Teufelspflaster« (ABENDS 1935: 266). Eine Nervensalbe wurde unter anderem aus dem aus den Beeren gepressten Lorbeeröl bereitet (MERCATANTE 1980: 58). Die Unguentum flavum wurde »Drusensalbe« genannt (ABENDS 1935: 63). Das Wort Druse Anmerkung 116 geht auf Druide zurück, erinnert aber auch an Drude oder Trude, ein Wort, das früher den »Druck« der Albträume bezeichnet hat und als Wort für erschreckende Dämonen gebraucht wurde (REINHARDT 1993).

Die pharmazeutische Pappelsalbe (Uuguentum Populi) wurde im Volksmund geradezu ironischerweise auch

»Apostelsalbe« genannt (ABENDS 193 5: 15). Pappelsalbe gibt es bis heute unter dem Namen Unguentum populi in der Apotheke, allerdings ohne psychoaktive die eigentlich wirksamen Bestandteile. Sie eignet sich unter anderem gut zur Behandlung von entzündeten Nasenschleimhäuten, Hämorrhoiden, Wunden und Verbrennungen.

In Hagers Handbuch der pharmazeutischen Praxis wurde noch in der Ausgabe von 1938 ein »echtes« Hexensalbenrezept, eine zusammengesetzte Pappelpomade, abgedruckte Anmerkung 117:

»Pomatum Populi compositum: Je 100 T: gepulverte, getrocknete Belladonna-, Bilsenkraut-, Mohn- und Nachtschattenblätter werden gemischt, mit 400 T. Alkohol (95%) durchfeuchtet, nach 24 Stunden im Wasserbad 3 Stunden lang mit 4000 T. Schweineschmalz digeriert, dann 800 T. getrocknete Pappelknospen (nicht über ein Jahr alt) zugefügt, weitere 10 Stunden im Wasserbad stehen lassen, stark ausgepresst, absetzen lassen und koliert.« (Bd.2: 513)
.

Heilsamer Hexenbaum: die Eibe

Der hallische Chemiker Hoffmann (16601742) ergänzte zu den HexensalbenBestandteilen an Nachtschattengewächsen und Opium noch die als Gift gefürchtete Eibe (Taxus baccata L., Taxaceae) Anmerkung 118 als Ingredienz der visionären

»Schlafsalben«. Eiben können viertausend bis fünftausend Jahre alt werden und stellen damit die ältesten Bäume der Welt dar (CHETAN und BRUETON 1994, HARTZELL 1991). Die Eibe ist ein Schamanenbaum, ein Weltenbaum, ein Baum des Lebens. Denn sie ist zugleich Gift, Heil und Rauschmittel; also wieder ein echtes Pharmakon. Der lateinische Name der Eibe (taxus) hat die Wörter toxisch und Toxikologie hervorgebracht:

»Sextius sagt, [die Eibe] heiße bei den Griechen smilax und habe in Arkadien eine solch augenblickliche Giftwirkung, daß alle Menschen, die unter ihr schliefen oder speisten, den Tod fänden. Manche behaupten, daß man die Gifte, in die man die Pfeile taucht, früher die taxischen nannte jetzt heißen wir sie die toxischen. Man fand heraus, daß der Baum unschädlich wird, wenn man einen kupfernen Nagel in ihn schlägt.« (PLINIUS XVI, 51) Die Eibe war laut Lucan (3 965 n. Chr.) ein den Göttern der Unterwelt geweihter Baum, stand also mit Persephone, Proserpina und Hekate in Verbindung (LENZ 1966: 3 90); die Eibe wuchs auch im Garten der Hekate. Aus Eibenholz wurden »in ältesten Zeiten im Mittelmeergebiet die Götterbilder« geschnitzt (GOLOWIN 1973: 25). Die Eibe war der Diana Nemorensis, der Diana der Wälder, heilig. Den Kelten galt die Eibe als »der älteste der Bäume« und war ein heiliges Gewächs der Druiden; sie pflanzten Eiben an heiligen Orten und Kultplätzen an (CHETAN und BRUETON 1994). Die Gallier haben aus der Eibe ein Pfeilgift gewonnen. Die irischen Druiden benutzten Eibenholzstäbe, um die für ihre

Wahrsagekunst so wichtigen Oghamzeichen hineinzuritzen (GUYONVARC'H und LE ROUX 1996: 184). Manche Autoren deuten den germanischen Weltenbaum Yggdrasil nicht als Esche, wie meist üblich, sondern als Eibe, da sie in der Skaldik als »immergrüne Esche« bezeichnet wird (CHETAN und BRUETON 1994: 110). Immerhin galt die Eibe (yr) bei den Germanen als Zauberbaum und gehörte zu dem Runennamen (eihwaz). Aus ihrer Rune hat sich das Friedenssymbol der Hippies entwickelt. Es wird immer wieder berichtet, daß die Eibe psychoaktive Wirkungen hat:

»Nur durch seinen Aufenthalt im Schatten von Eibenbäumen will Professor Kukowka die „psychedelische", also seine Wahrnehmungen in phantastischer Weise verändernde Wirkung dieser Pflanze entdeckt haben. Wer will zweifeln, daß der gleiche Vorgang in den heiligen Wäldern der Urzeit, bei Kelten, Römern, Griechen, Semiten, nicht tausendfach stattgefunden haben mag? Hier träumten die Eingeweihten der Frühkulturen ihre Wege in die ewigen Reiche der Geister und Götter.« (GOLOWIN 1973: 26)

Die Eibe hat vor allem in der Volksmedizin eine gewisse Rolle als Abtreibemittel errungen. Als Abortativum wird aus fünfzig bis hundert Gramm der Eibennadeln ein Dekokt getrunken (ROTH et al. 1994: 695). Diese Menge ist allerdings auch für die werdende Mutter gefährlich: die abortative Dosis ist fast mit der tödlichen identisch! Die Eibe ist wie jedes heilige Gewächs mit Respekt und Vorsicht zu genießen. Lediglich die roten Früchte sind harmlos, sogar essbar und sehr schmackhaft. Allerdings muß man die schwarzen Steinkerne ausspucken. Sie sind genauso giftig wie die anderen Pflanzenteile.

Die an der pazifischen Küste Nordamerikas heimische Eibenart Taxus brevifolia NUTT. ist in den letzten Jahren

berühmt geworden, weil aus ihr der bei Krebsbehandlungen erfolgreiche Stoff Taxol isoliert wurde.

Moderne Hexensalben

In der ausufernden Literatur zu den »neuen Hexen«, meist pseudofeministische und auf den EsoterikMarkt ausgerichtete Werke, werden unreflektiert die frühneuzeitlichen Rezepte der angeblichen Hexensalben wiederholt abgedruckt.

Gleichzeitig wird, obwohl keine der »modernen Hexen« damit Erfahrungen gemacht hat, vor den giftigen Zutaten gewarnt.

In dieser Literatur, die ebenso flach und hohl ist wie die Elaborate zu Modethemen wie Tantra und Schamanismus, gilt es als schick, »moderne Flugsalben, garantiert ungiftig«, zu verbraten. Die Rezepte sind nichts als unwirksamer Plunder. Ein unter den Autorinnen kursierendes Rezept besteht aus Beifuss (Artemisia vulgaris L.), Petersilie [Petroselinum crispum (MILZ.) NYM.], Katzenminze (Nepeta cataria L.), Knabenkraut (Orchis sp.), Jasminöl und Baldrianwurzel (Valeriana ofcinalis L.) (zum Beispiel bei YORK 1997: 13 5).

Andererseits werden in Mexiko bis heute Salben (pomada de toloache) mit Toloache, dem mexikanischen Stechapfel (

Datura innoxia MILL., syn. Datura meteloides DC.), auf »Hexenmärkten« angeboten:

»Sehr sonderbar ist es, daß jetzt noch in Mexiko eine ToloachiSalbe aus Schweineschmalz und DaturaBlättern hergestellt wird. Noch heute gibt es dort „Hexen“, die ihre DaturaPomaden anbieten und verkaufen, weil sie die Männer überflüssig machen soll. Das ist ein präzises

Gegenstück zu den Hexensalben des Mittelalters, die aus Bilsenkraut und Stechapfel bestanden.« (SCHENK 1954: 79)

Immerhin gehören Stechapfel und Bilsenkraut noch immer, oder besser: schon wieder, zu den »Reisekräutern«. Als pharmazeutisches Pflaster klebt man sie sich hinter die Ohren: gegen die Reisekrankheit! (GRÜNTHER 1992)

Pharmakon Wein

Schon in der Steinzeit gab es ekstatische Tanzkulte, so wird es jedenfalls in der südafrikanischen Felskunst suggeriert. Das gemeinsame Tanzen mit dem Ziel der kollektiven Veränderung des Bewusstseins bis hin zur Ekstase ist offensichtlich eine Art »kultureller Archetyp«, der sich je nach Ort und Epoche in ein neues kulturelles Gewand kleidet. Dabei finden die Tanzkulte nachts in der freien Natur statt; die Kultteilnehmer berauschen sich an verschiedenen Pharmaka, tanzen nach stampfenden Rhythmen und ergießen sich in die mystischen Gefilde einer Gottheit. Dabei haben sowohl der Rhythmus der Musik als auch die rhythmischen Bewegungen des Körpers einen harmonisierenden Effekt auf den Menschen. Es ist, als würde er rhythmisch durchgerüttelt werden, bis sich die innere Zerrissenheit und Spaltung des Geistes und die Verspannung und Verkrampfung des Körpers wieder in Harmonie gelöst haben. Das führt zu geistiger Befreiung und Kreativität, körperlichem Wohlgefühl und Genuss, erotischer Lust und Ekstase. Kurz: zum Heil, zur Heilung.

Diesen ekstatischen Tanzkulten ist gemein, daß sie zu keiner organisierten Religion gehören, keinem festgeschriebenem Dogma hierarchischer Institutionen folgen und meist an keinen bestimmten Ort gebunden, also nomadisch sind. Tanzkulte finden sich in aller Welt. Bekannt sind die indianischen Powwows, die afrikanischen TranceTänze oder die asiatischen Shivafeiern. Auch die moderne Rave und

Technokultur, besonders die Goaparties mit ihrer PsychedelicTranceMusik, gehören dazu.

Neben den nur wenig bekannten und kaum dokumentierten Tanzkulten der Hekate und Artemis waren vor allem die antiken Dionysien der Inbegriff des Genres. Die Dionysien, so nach dem »Weingott« Dionysos benannt, hatten in der Antike eine ungeheure Anziehungskraft. Um diese rauschenden Feste zu begehen, traf man sich nachts im Wald, zum Beispiel in den Tannenwäldern auf dem Parnaß oberhalb von Delphi, tanzte zu wilder Musik, berauschte sich an drogengeschwängertem Wein Anmerkung 124, stürzte sich in erotischer Begeisterung aufeinander, um schließlich, vom Gott ergriffen, in eine kollektive Ekstase zu explodieren. Vor allem Frauen wurden von dem Kult angezogen. Sie sind als barbusige Mänaden oder

Bakchantinnen in die Geschichte eingegangen. Die Männer der Dionysien waren in Tierfelle gekleidet und protzten, aufgepäppelt durch den aphrodisischen Wein, mit prächtigen Erektionen. Sie wurden in den typischen Gestalten des dionysischen Gefolges verewigt: als Satyrn, Faune, Silene, Kentauren und Pan.

Der Tanzkult des Dionysos wurde allerdings bereits in der Antike von staatlicher Seite aus misstrauisch beäugt. Er trieb in die komplexen Staatsgebilde einen anarchischen, nichtkontrollierbaren Stachel. In der öffentlichen Meinung wurde der Kult dämonisiert, indem man den Frauen vorwarf, sie würden in dionysischem Wahn lebende Tiere und Menschen zerreißen und außerehelichen Sex pflegen. Im puritanischen Rom wurde der DionysosKult im Jahre 186 v Chr. schließlich ganz verboten (GIEBEL 1990: 77). Aber seine Anziehungskraft war zu stark, die dadurch ermöglichten Erfahrungen zu verführerisch. Das Gesetz führte nicht zum offiziell erwünschten Verschwinden, sondern verdrängte den

staatsfeindlichen Kult noch mehr in den Untergrund. Anmerkung 125 Die Dionysien und die thrakischen Sabazien Anmerkung 126, genauso wie die Tanzkulte der Hekate/Artemis/Diana Anmerkung 127 hielten sich bis in die Anfänge der frühen Neuzeit. Im Mittelalter wurden sie von der Kirche dämonisiert und verboten. Dionysos wurde zum Satan, die Große Göttin zur Hexengöttin, die Mänaden zu Hexen, die Satyrn zu den Heerscharen des Teufels. Der heidnischerotische Tanzkult erhielt einen neuen Namen: Sabbat beziehungsweise Hexensabbat (LUSSI 1996: 136):

»Das Wort Sabbat (…) hat keinerlei Beziehung zu dem biblischen Sabbat oder zu der Zahl sieben, sondern es ist, wie Summers meint, höchstwahrscheinlich von Sabazios abgeleitet, einer phrygischen Gottheit, die manchmal mit Zeus oder Dionysos gleichgesetzt wird und als Schutzgott der Orgien und obszönen Praktiken gilt.« (CASTIGLIONI 1982: 34) Im Spätmittelalter und besonders in der frühen Neuzeit waren die heidnischen Tanzkulte der Kirche und Obrigkeit ein derartiger Dorn im Auge, daß man sie mit Hilfe von Flugblättern, päpstlichen Bullen, dem »Hexenhammer« gänzlich diffamierte. Dabei haben die schriftlichen Zeugnisse ganz ähnlich wie heute per Bild-Zeitung die öffentliche Meinung produziert und manipuliert. Von der Inquisition wurden Menschen, die im Verdacht standen, an den »teuflischen Orgien«

teilgenommen zu haben, verfolgt und ermordet. Von staatlicher Seite wurde der heidnische Rauschmittelkonsumsanktioniert. Besonders das 1516 von dem Bayern.-Herzog Wilhelm IV verhängte Reinheitsgebot für Bier stellte einen Anschlag ‚auf heidnische Naturreligionen und auf die Hexenmedizin dar (RÄTSCH 1996: 170f). Mit dieser Verordnung, die heute oft als Lebensmittelrecht missverstanden wird, wurde der

‚Gebrauch der gefährlichen Hexenpflanze Bilsenkraut verboten:

»Einige der frühen Autoren heben hervor, daß Hexen Wein als sexuelles Stimulativ verwendet hätten: „an den Hexensabbaten brachte das in Bier, Apfelwein, Birnenmost und Wasser aufgegossene Hexenkraut [= Bilsenkraut] die Menge zum Tanzen (...) aber auf eine ausschweifend/wollüstige Art, die keine Spur epileptischer Gewalttätigkeiten aufwies.“ Pater Sebastian Michaelis erklärt, daß die Hexen am liebsten einen Wein tranken, der aus Weinkellern gestohlen war, um dadurch sexuelle Begierden zu entfachen. (...) Der Hexenwein wird oft als trüb und wenig geschmackvoll beschrieben.« (WOLF 1994: 451)

Der Hexenwein hat die Gemüter bis heute bewegt. Da Wein als Aphrodisiakum bekannt war, nahm man an, daß er die Grundlage zum Liebestrank der keltischen »Kräuterhexe« Isolde gebildet hat, deren Geschichte in den zahlreichen frühen und späteren Bearbeitungen der Geschichte von Tristan und Isolde nachzulesen ist. Wein wurde als Liebestrank identifiziert und gehörte damit automatisch in das anrüchige Repertoire der Hexenmedizin. Davon zeugt noch die Oper Der Liebestrank von dem Italiener Donizetti, wo der bezaubernde Trank nichts anderes als Rotwein ist. Obwohl der Wein mit dem verfemten Treiben der Hexen assoziiert wurde, ist er niemals außer während der USamerikanischen Prohibition wirklich verboten worden. Ganz im Gegenteil, die Kirche hatte sich den sakralen Gebrauch des Weines von den dionysischen Orgien abgeguckt und als Meßwein in ihre Liturgie aufgenommen. Allerdings hat sie vergessen oder sollte sie es absichtlich unterlassen haben? , die psychoaktiven Zusätze des dionysischen Trankes in den Meßwein zu schütten. Zudem gehörte der Wein zu den bevorzugten Nahrungsmitteln in den Klöstern und zu den beliebtesten Rauschdrogen der

höheren Schichten der Gesellschaft. Aber genauso wie der Wein als echtes Pharmakon ambivalente Wirkungen entfalten kann, so wurde er gesellschaftlich und politisch immer ambivalent betrachtet.

Der Champagner wurde selbst noch im 1%. Jahrhundert als »Teufelswein« bezeichnet! Dadurch wurde vielleicht einer der geistbewegendsten Romane der frühen deutschen Romantik inspiriert. 1815 hat E.T:A. Hoffmann ein bekannter Alkoholiker und Opiumtrinker einen Klassiker des SchauerromanGenres mit dem vieldeutigen Titel Die Elixiere des Teufels veröffentlicht. Mit den Elixieren des Teufels wird in der Geschichte ein Wein aus dem Nachlass des heiligen Antonius Anmerkung 128, der von Aussehen, Geruch und Geschmack einem Syrakuser gleichen soll, bezeichnet. Wer von diesem Wein, »das wunderbare Getränk mit geistiger Kraft«, kostet, dem werden die »darin verschlossenen Naturkräfte offenbart«, dem wird der Verstand gestärkt und die »Heiterkeit des Geistes« geschenkt. Es heißt, der Duft des Weines würde nicht »betäubend, sondern vielmehr angenehm und Wohltätig« wirken. Also nicht narkotisierend, sondern stimulierend und erhebend.

Die Wirkungen des Weines des heiligen Antonius werden von Hoffmann beschrieben, als wenn es sich dabei um ein Psychedelikum a la LSD handeln würde:

Ich ergriff das Kästchen, die Flasche, bald hatte ich einen kräftigen Zug getan! Glut strömte durch meine Adern und erfüllte mich mit dem Gefühl unbeschreiblichen Wohlseins ich trank noch einmal, und die Lust eines neuen, herrlichen Lebens ging mir auf!«

Der Klosterbruder, der der Versuchung, von dem im Reliquiar gehüteten Getränk zu kosten, nicht widerstehen konnte oder wollte, brach daraufhin aus dem Kloster, den

starren Strukturen hierarchischer Macht, aus, und stürzte sich wie ein moderner Anarcho in den Sinnestaumel der Welt. Wäre er nicht von seinem schlechten Gewissen am eigenen Schlafittchen gepackt worden und wäre er nicht von den grausigen Schuldgefühlen gebeutelt worden, er hätte ein traumhaftes Leben, befreit von gesellschaftlichen Zwängen, also ein durch und durch dionysisches Leben genießen können. EX.A. Hoffmann deckt in seinem Roman auf überzeugende Weise auf, wie eine christliche Erziehung und Lebensweise zu geistiger Zerrüttung und Schizophrenie führt.

Den Hexenwein, das ehemalige »Blut des Dionysos«, kann man erstaunlicherweise in der Jetztzeit genießen, ohne dafür auf dem Scheiterhaufen der Inquisition zu landen. In Baden ist der Spätburgunder Rotwein »Hex von Dasenstein« bis heute ein populäres Getränk. Anmerkung 129 Auch kann man nun das Hexenbier »gefahrlos« genießen. Zahlreiche moderne Biersorten sind nach Hexen und Teufeln benannt: Hexenbräu, Halloween Pumkin Ale, Satan, Lucifer usw. da sie alle nach dem Deutschen Reinheitsgebot gebraut sind, gehören sie noch zu den legalen Drogen.

Wein als Heilmittel

Wein ist seit dem Altertum als Rauschmittel, Aphrodisiakum, Heilmittel und Gift, kurz: als Pharmakon bekannt. Wein diente in der Heilkunst aber in erster Linie als Trägersubstanz für andere Stoffe.

Im Rotwein wurde Anandamid entdeckt, eine Substanz, die im menschlichen Nervensystem als Neurotransmitter (chemischer Botenstoff) gebildet wird. Anandamid bindet sich an dieselben Rezeptoren wie der Hanfwirkstoff THC und versetzt den Menschen in angenehme wohlige Gefühle.

Anandamide kommen auch in der Schokolade und Im Kakao vor (GROTENHERMEN und HUPPERTz 1997: 58f£).

Die Ingredienzien der »Hexengebräue«

Shakespeare lässt in Macbeth seine drei Hexen, die unter dem Schutz der Hekate stehen, einen »Hexensud« (charmed pot) zubereiten, dessen Ingredienzien genauestens aufgelistet werden (4. Akt, 1. Szene). In den Kessel, der von Elfengeistern umringt ist, wird von der ersten Hexe als erster Bestandteil die Kröte Anmerkung 130 gegeben. Die zweite Hexe steuert weitaus mehr Zutaten bei:

»Schlangenfleisch vom Schwarzmoorteich

Koch im Kessel weiß und weich;

Aug vom Frosch, vom Molch der Kropf,

Flaum vom Kauz, vom Hund der Kopf

Natternzungen, Blindschleichenhaut;

Eidechsbein und Bilsenkraut ...«

Die dritte Hexe hat noch mehr zu bieten:

»Drachenschuppen, Wolfszahn,

Hexenmumie, Blut und Tran

Frisch vom Haifischbauch gedrückt;

Wurz vom Schierling, nachts gepflückt;

Leber, warm vom Lästerjud,

Geißengalle, Rattenblut,

Das im Finstermond gegorn;

Nas vom Türk, Tartarenohrn;

Hand vom Kind, erwürgt mit Schnur,

Dreckgeborn von einer Hur,

Macht die Brühe prächtig pur:

Nun noch Tigereingeweide,

Dass der Brei sich nicht mehr scheide.«

Zum Abschluss wird noch »Paviansblut« hinzugefügt. Leider verrät Shakespeare nicht, wie der Hexensud angewendet wird.

In diesem Rezept sind lediglich zwei Pflanzen direkt genannt: Bilsenkraut (Hyoscyamus niger) Anmerkung 131 und Schierling (Conium maculatum, Cicuta virosa). Die anderen Zutaten scheinen Teile von Tieren zu sein. Die Bezeichnungen der Tierteile sind wahrscheinlich geheime oder rituelle Namen von Pflanzen gewesen. Auch das Bilsenkraut wird als howlet's wing, »Flügel der kleinen Eule«, angeführt. Die »Natternzunge« heißt im Original adder's fork, ein Name, der auch einer Pflanze gegeben wird. Der »Hundekopf« heißt im Original tongue of dog,

»Hundezunge«, eine übliche Bezeichnung für die Pflanze. Das »Rattenblut« heißt slips of yew, »Sprößlinge der Eibe«.

»Wolfszahn« ist ein Volksname für das Mutterkorn (GOLOWIN 1973: 42). Wahrscheinlich hat der in Kräuterkunde und Alchemie bewanderte Autor kein Rezept der allgemein verbreiteten Vorstellung über Hexentrünke niedergeschrieben, sondern eine Zubereitung aus Zutaten,

deren Namen verschlüsselt waren, verewigt (vgl. TABOR 1970). Sie gehörten zu den pharmakologisch wirksamen Bestandteilen der Hexentränke.

Anmerkungen zu Hexenmedizin, Christian Rätsch

1 »Im Mythos und in der Dichtung der Griechen lernen wir große Hexen wie Kirke und Medea kennen. Aber vielleicht waren das ursprünglich keine Hexen, sondern Göttinnen oder doch Priesterinnen von Gottheiten einer längst untergegangenen Religion. Ihr Wissen um Kräuter, Wurzeln und Pilze stellte uralte, geheim gehaltene Erfahrung dar und gab ihnen besondere Macht. In ihrer eigenen Kultur waren sie Priesterinnen; die folgenden Generationen haben sie zu gefährlichen Zauberinnen gemacht.« (Luca 1990: 46)

2 »Dass nun von gewissen Mitteln, die von bösen Leuten manch Mal gebrauchet werden, die verlangte Würckung erfolget, davon lassen und die verschiedenen glaubhaffte Exempel derer Harsdörffer einige merckwürdige in seinem grossen Schau=Platze anführet, nicht zweifeln. Ob aber solche Würckung natürlich, oder übernatürlich zugehe, ist noch nicht ausgemachet. Wenigstens sind dieselben so gefährlich, als unzulässig: in dem sie gemeiniglich hefftige Kranckheiten, Beraubung derer Sinnen, Verlust des Gedächnises, wo nicht den Tod nach sich zühen ...« - so heißt es noch 1738 im 17.

Band von JOHANN HEINRICH ZEDLER, *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* (64

Bde., Halle und Leipzig, 1732-1754).

3 »Ohne den Spruch, muß man annehmen, hat die Einnahme der Heilpflanze nicht geholfen« (GRAF 1996: 69). - Ebenso heißt es in der druidischen Medizin: »Die Zaubergesänge wirkten also nicht alleine und die zwei

Heilmethoden der Zauber-und der Pflanzenmedizin arbeiteten zusammen.« (GUYONVARCH und LE ROUX 1996: 183) - Noch heute ist dieses Konzept unter Schamanen mittel- und südamerikanischer Indianervölker weit verbreitet. Sie sind sich einig darüber, daß die Pflanzen nur in Verbindung mit Ritualen und Zaubersprüchen heilen können (siehe dazu RÄTSCH 1997c).

4 Die Hippokratiker beriefen sich auf den griechischen Arzt Hippokrates aus Kos (um 460 bis ca. 370 v. Chr.), der die Säftelehre erfunden hat. Sie wurde von ihm und seinen Schülern in zahlreichen Schriften festgehalten (Corpus *Hippocraticeum).* Die hippokratische Lehre bestimmte die abendländische, von Männern praktizierte Medizin bis in die frühe Neuzeit hinein (KRUG 1993).

5 Fremde und neue Heilverfahren werden seit jeher als Konkurrenz zu den etablierten Methoden und jenen, die sie ausübten, gefürchtet. So ist es kein Wunder, daß die »Alternativmedizin« bis heute intellektuell, wissenschaftlich und gesetzlich bekämpft wird (vgl. dazu die Ausführungen bei JÜTTE 1996).

6 Anaphrodisiaka dienen nämlich auch der Geburtenkontrolle!

7 Alle psychoaktiven Substanzen sind Kommunikatoren; sie dienen der Kommunikation mit sich selbst, mit anderen, Geistern, Ahnen und Göttern.

8 „ Der übliche Zweck einer Defixion ist es mithin, einen anderen Menschen dem eigenen Willen zu unterwerfen und ihn unfähig zu eigenem Handeln zu machen.« (GRAF 1996: 110) - Defixionen (= Bindezauber) sind reichlich durch archäologisches Material belegt.

9 Der Todeszauber, also die todbringende Verfluchung eines Feindes oder Opfers, gehört weltweit zu den besonders gefürchteten Praktiken der „ Hexen«, Voodoo-Priester und schwarzen Schamanen (vgl. BIEDERMANN 1974,

CHRISTENSEN und MARTI 179, DAVID-NEEL 1984, EVANS-PRITCHARD 1988, FAVRET-SAADA 1979, HALL

und KINGSTON 1979, KAPUR 1983, KLUCKHOHN 1967, KNAB 1995, LEHMANN und MYERS 1989, LEWIS 1989, MANN 1994, MARWICK 1975, MULTHAUPT 1990, SCHEFFLER 1983, SEPULVEDA 1983, SIMIMONS 1980, WALKEA 1989, WIEMANN-MICHAELS 1994, WINKELMAN 1992); ebenfalls in der Spätantike (GRAF 1996).

10 Hekate klingt fast wie »Hexe« ...

11 Der vorsokratische Philosoph Heraklit (um 500 v. Chr.) aus Ephesus rechnete die magoi zu den *nyktipoloi,* den

»Nachtschwärmern« (GRAF 1996: 72). Heraklit war ein Adept der Artemis, denn er trug ihr sein Buch *Über die Natur* als Weihegabe in ihren Tempel. Bei PETRONIUS werden sie *stridentes,* »Herumschweifende«, genannt (WOLF 1994: 39).

12 »Böse Pflanzen sind die Giftgewächse, die einzig und allein teuflischem Wissen entsprungen sein können.« (GAWLIK

1994: 245)

13 In der römischen Literatur hießen »Zaubermittel« *veneno,* »Gift«; die »Giftmischerin« *venefica* (vgl. HYGINUS, *Fabulae).*

14 »Zaubermittel sind Vehikel einer mystischen Macht, die durch Worte, standardisierte Redewendungen oder Formeln

angesprochen werden können. Sie erhalten Befehle und führen sie aus.« (MULTHAUPT 1990: 85) 15 In der Antike genügte die Fähigkeit eines Individuums, »Menschen in Trance zu versetzen oder sie heilen« zu können, um als *magoi* (»Magier, Zauberer«) überführt zu werden (GRAF 1996: 74).

16 Diese Ingredienzien werden auch noch in der frühen Neuzeit als wesentliche Zutaten der Liebestränke genannt (KRÄUTERMANN 1725: 100).

17 vgl. LUKLAN, *Hetärengespräche VIII.*

18 Es gibt noch das *VIII Buch Mosis,* dessen Text auf einem Anastasi-Papyrus aus dem 4. Jh. n. Chr. erhalten ist; es beschreibt ein magisches Ritual (vgl. GRAF 1996: 13).

19 Im archaischen Griechenland wurde tatsächlich dieser Berg mit dem Olymp identifiziert. Später wurde der Begriff Olymp metaphorisch und wurde auf andere heilige Berge (Parnaß, Helikon, Ida usw.) angewandt sowie als Synonym für Himmel, Elysium, Paradies, Jenseits usw. verwendet (PETERMANN 1990: 13).

20 Andere Schreibweisen: *dodekatheon, dodecatheum.*

21 Obwohl es die Schlüsselblume, *Primula elatior,* in Griechenland gibt, wird die Pflanze offensichtlich in keiner antiken Quelle erwähnt. Das einzige Primelgewächs (Primulaceae), das von griechischen und römischen Autoren beschrieben wurde, war *kyklaminon,* die Erdscheibe *(Cyclamen* gr *aecum* LINK). Von diesem Gewächs heißt es bereits bei THEOPHRAST, dem »Vater der Botanik«, daß ihre Wurzel als Heilmittel sowie als Aphrodisiakum benutzt wird *(Hist.* pl.

IX 9, 3). Dazu wird die Wurzelasche mit Wein befeuchtet und zu kleinen Scheiben geformt. Dioskurides schreibt: » In den Wein gemischt macht sie trunken. (...) Man sagt, daß die gestossene Wurzel auch zu Liebesmitteln gebraucht werde, indem sie zu Pastillen geformt wird.« (II, 193) - Plinius fügt hinzu:,»Sie sollte bei allen Häusern gezogen werden, wenn es wahr ist, daß da, wo sie steht, kein Zaubermittel wirksam ist, weswegen sie auch Amulet *[amuletum]* heißt.« (XXV, 9, 66) 22 Nach der volkstümlichen Mythologie entstand die Pflanze aus dem Schlüsselbund des Petrus, als ihm dieser entglitt und auf die Erde fiel (MARZELL 1935: 23f).

23 In Südamerika heißen mehrere meskalinhaltige Stangenkakteen der Gattung *Trichocereus* (syn. *Echinopsis)* ebenfalls San Pedro, »Sankt Peter«.

24 Derselbe hat auch ein Buch über die Wahrsagemethoden der Hexen und Zauberer verfasst, sie allerdings vorsichtshalber als »verbotene Künste« diffamiert (HARTLIEB 1989a und 1989b).

25 Rosmarin »wächst in Meeresgegenden und in Gärten; bevor Weihrauch (Olibanum) bekannt war, besänftigten die Menschen mit dieser Pflanze (die Götter)« *(Medicina Antiqua fol. 83v).*

26 In Nepal ist ebenfalls ein Johanniskraut *(Hypericum choisianum* WALLICH ex N. ROBSON) der Großen Göttin Kali, der asiatischen Entsprechung der Hekate, geweiht.

27 Im antiken Athen gab es einen Bezirk, der oi *kepoi,* »die Gärten«, hieß; darin befand sich ein Tempel der Muse oder Himmelsgöttin Urania, ein Aphroditeheiligtum sowie eine Kultstatue der Aphrodite von Alkmenes; daneben steht noch eine

»Aphrodite, die nahe bei dem Tempel steht; sie ist der Form nach ebenso viereckig wie die Hermen. Die Inschrift besagt, daß die Aphrodite Ourania die älteste der sogenannten Moiren sei« (PAUSANIAS I, 19, 2).

28 »Als umfriedeter und nährender, deshalb auch „heilender“ und „heiliger“ Bezirk ist der Garten schon immer *das* Symbol der Kultur gewesen - und damit auch des Denkens.« (SCHMÖLDERS 1983: 9) - »Der irdische Garten ist die Vision des himmlischen Paradieses« (ZUYLEN 1995).

29 Siehe dazu die reichhaltige Literatur: HANSEN 1981, HARNER 1(973, HAUSCHILD 1981, KISEWETTER 1982, KUHLEN I980 und 1984, LUSSI 1996, METZNER 1994, PEREZ DE B. 1957, POLLIO et al. 1988, SCHULTES und HOFMANN 1995. 30 Noch heute heißt die psychoaktive Alraune *(Mandragora, officinarium),* die im Altertum die heilige Pflanze der Aphrodite war und in ihrem *hieros kepos,* »heiligen Garten«, gedieh, im Türkischen *Adam-kökü,* »Wurzel des Adam [oder: des (ersten) Menschen]« (vgl. RÄTSCH 1994).

31 Auf der Insel Aigina, die vor der Küste Attikas am Isthmus von Korinth liegt, war Hekate die erste der Göttinnen; dort stiftete Orpheus der Legende nach ihre Mysterien: »Von Göttern ehren die Aigineten Hekate am meisten, und sie feiern jedes Jahr ein Fest der Hekate und sagen, Orpheus, der Thraker, habe ihnen das Fest eingerichtet. Innerhalb der Umfassungsmauer ist ein Tempel. Das Kultbild ist ein Werk des Myron und aus Holz, und zwar gleichermaßen das Gesicht und der übrige Körper aus einem Stück. Alkamenes hat nach meiner Meinung als erster Hekatebilder gemacht zu dritt aneinander, die die Athener die Epipyrgidia nennen.« (PAUSANIAS II, 30, 1) - Die »heiligen Mysterien« der Isis-Hekate sind auch in den spätantiken Zauberpapyri belegt (GRAF 1996: 164).

32 Der in der Provincia Africa (Madaura/Algerien) geborene Schriftsteller hat sich bei seinem »Hexenprozess« zwischen 156 und 161 n. Chr. erfolgreich selbst verteidigt. Seine erhalten gebliebene Verteidigungsrede *(Apologia)* weist ihn als Wortkünstler, *philosophus Platonicus* und ausgezeichneten Kenner des Naturreichs aus. Dank seiner Redekunst musste man ihn freisprechen (GRAF 1996: 61-78). Zu den Anklagepunkten gehörte der Gebrauch eines giftigen *lepos marines* (Seehase, *Aplysia depilans* L.) und die Anwendung von Beschwörungsformeln zum Heilen. Apuleius argumentierte: »Meine Gegner müssen beweisen, daß man ein Magier oder *veneficus* [Schadenzauberer] sein muß, um Krankheiten heilen zu können.«

(GRAF 1996: 73)

33 Im »aufgeklärten« Rom wurden die meisten Einweihungskulte und geheimen Riten verboten, weil sie nicht kontrolliert werden konnten: »Nächtliche Opfer durch die Frauen sollen keine stattfinden mit Ausnahme von jenen, die für das römische Volk vollzogen werden. Und einweihen soll man niemanden, außer, wie dies für Ceres [= Demeter] üblich ist, nach griechischem Ritual.« (CICERO, *De legibus 11,* 21)

34 Traditionelle Gräzisten wehren sich z. T. heftig gegen die »Drogenhypothese« zur Erklärung der mystischen Erfahrungen in den Einweihungsritualen (vgl. BURKERT 1990 und 1997). Dabei entstammt ihre Drogenphobie sicherlich der sehr langen Verteufelungskampagne psychoaktiver Substanzen (vgl. Seite 233 f£) 40 Kallimochos hat eine merkwürdige Notiz hinterlassen. Danach soll Hekate in Ephesus aus einer hingerichteten Frau entstanden sein, als Artemis der Erhängten den eigenen Schmuck angelegt hat (BURKERT 1997: 96). Fünfjahrhunderte nach Hesiod

diskutierte der Römer Cicero, ob Asteria und Hekate tatsächlich Göttinnen seien *(De natura deorum III,* 46).

41 „ Thales v Milet (650-560) sieht die Welt voll Dämonen: sie bereiten den Menschen Träume und Krankheiten. Nach Xenokrates wohnen sie in der Region unter dem Mond und vermitteln den verkehr zwischen den Göttern.« (WOLF 1994: 34)

42 »Im Mythos und in der Dichtung der Griechen lernen wir große Hexen wie Kirke und Medea kennen. Aber vielleicht waren es ursprünglich keine Hexen, sondern Göttinnen oder doch Priesterinnen von Gottheiten einer längst untergegangenen Religion. Ihr Wissen um Kräuter, Wurzeln und Pilze stellte uralte, geheim gehaltene Erfahrung dar und gab ihnen besondere Macht. In ihrer eigenen Kultur waren sie Priesterinnen; die folgenden Generationen haben sie zu gefährlichen Zauberinnen gemacht.« (LUCK 1990: 46) - Ähnliches gilt auch für die römische Dichtung (vgl. LUCK 1962: 60£).

43 Zu den heiligen Pflanzen der Hekate gehörte auch Aegolethron, der pontische Rhododendron *(Rhododendron ponticum* L., syn. *Azalea ponticum* L., Pontische Felsenrose), die psychoaktiven Honig liefert (DIERBACH 1833: 197).

44 „ Der Name dieser Pflanze kommt von dem Namen des Hügels Aconitos in Pontos, wo Herakles den Höllenhund Zerberus aus der Unterwelt holte. (...) Eine ungeheuer interessante Pflanze, wichtig in der Homöopathie, eben bei allen Zuständen, die mit Angst einhergehen, mit der Angst, die der Höllenhund bereitet.« (GAWLIK 1994: 148f) 45 Bei OVID sagt der Gott Apollon von sich selbst: »Ich offenbare, was sein wird, was war und was ist; ich lasse Gesang und Saitenspiel harmonisch zusammenstimmen.« *(Metamorphosen I, 515ff.)* 46 ZOTTER (1980: 91) hat das

Apollinaris des PSEUDO-APULEIUS als Schlafbeere *[Withania somnifera* (L.) DUNAL, syn. *Physalis somnifera* L., *Solanum somniferum* nom. nud.] identifiziert. HUNGER (1935) hält dieses *Apollinaris* für das Maiglöckchen *(Convallaria maialis* L.). Interessanterweise wird im *Herbarium* des [PSEUDO-]APULEIUS angeführt, daß die Pflanze *Apollinaris* bei den Griechen *Dicea* oder *Strigmon manicon* genannt wurde. *Dicea* wird gewöhnlich mit der Alraune *(Mandragora officinarium* L.), *Strigmon manicon* mit dem Nachtschatten *(Solanum spp.)* oder der Tollkirsche *(Atropa belladonna* L.), dem Stechapfel *(Datura stramonium* L.) oder der Brechnuß *(Strychnos nux-vomica* L.) identifiziert.

47 »Die allgemeine Verbreitung des Bilsenkrautes zeigt, daß die Pflanze zur Bereitung eines Rauschmittels - sicher des allerältesten - angebaut wurde.« (MEYER 1894 in HÖFLER 1990: 91)

48 Hierzu werden weltweit vor allem Nachtschattengewächse *(Datum spp., Bi-"ansia spp., Latua pubiflora, Solanum spp.,* Tabak) und psilocybinhaltige Pilze *(Psilocybe* spp.) verwendet; alles Pflanzen, die ebenfalls durch die europäische Hexenbrille dämonisiert sind (siehe Anhang Seite 254).

49 Auch: Lucina, »des Brautbetts Wächterin« (SENECA, *Medea 1£).*

50 Der *Orphische Argonautenrang,* auch unter dem Titel *Orfeus de rArgonaut* bekannt, entstand vermutlich erst in der Spätantike (ca. 5. Jh. n. Chr.) und wurde dem legendären Sänger-Schamanen Orpheus zugeschrieben, ja direkt in den Mund gelegt. Orpheus spricht als Erzähler und Teilnehmer an der Geschichte in der Ich-Form. Das Epos folgt im Wesentlichen der *Argonautika* des APOLLONIOS von Rhodos (STORCH 1997: 268).

51 »Nahe beim Tempel [der Hekate] stand am Weg auf ebener Fläche eine Pappel, belaubt mit unzähligen Blättern; dort nisteten in Scharen krächzende Krähen.« (APOLLONIOS III, 927f£) - Die Pappel war ein Orakelbaum der Großen Göttin.

53 In späteren griechischen Quellen wird der Garten der Hekate meist zum »heiligen Hain des Ares« pervertiert (vgl.

APOLLODOR I, 9).

54 So heißt es bei dem spätantiken Römer HYGINUS (2. Jh. n. Chr.); er war sicherlich schon von dem römischen Machismo geprägt und ersetzte die Große Göttin Hekate durch den Kriegsgott Mars/Ares.

55 Viele Pilze sind mykorrhizal, das heisst, sie gedeihen in Symbiose mit den Wurzeln bestimmter Bäume. So kann der Fliegenpilz *(Amanita muscaria)* nur mit Birken *(Betula spp.),* Kiefern *(Pinus nigra)* oder Pinien (*Pinus spp*.) leben. Die Birke ist einer der bedeutendsten eurasiatischen Welten- und Schamanenbäume; der mit ihr verbundene Fliegenpilz ist oder war die wichtigste eurasiatische Schamanendroge (BROSSE 1990: 41ff.).

56 Gregorios von Nazianz (4. Jh. n. Chr.) nennt in seinem Gedicht an Nemesios *(Migne XXXVII,* 1571ff) die Mysterien der Hekate als genauso bedeutend wie die eleusinischen, dionysischen, attischen; sowie den Kulten der Kybele, Isis und des Mithras ebenbürtig (vgl. MAASS 1974: 176).

57 Die Gesänge des Orpheus waren derart betörend, daß sogar die Moiren ihre Gewebe fallen lassen - „ die Weltgeschichte steht wirklich auf einige Augenblicke still« (MAAss 1974: 289).

58 Die Ulme galt in der Antike als eine verwandelte Hesperide (APOLLONIUS IV, 1425f£).

59 Petronius berichtet von »Orakelsprüchen bei einer Pestilenz, die verlangen, daß drei oder mehr Jungfrauen geopfert werden, und das ist alles so süß zu Honigknödeln gerundet und mit Mohn und Sesam bestreut. Wer mit solcher Kost aufgepäppelt wird, der kann sowenig zur Weisheit gelangen, wie einer gut riechen kann, der in der Küche arbeitet.«

(Satyricon 1-2)

60 »Die göttin hekate zu begreifen - vor allem in uns selbst - heißt, sich dem eigenen inneren chaos zu stellen. Es heißt, die reise in die eigene unterwelt anzutreten, und dort unsere dunkle schwester kennenzulernen, deren existenz wir allzuschnell bereit sind zu leugnen.« (KÜNKEL 1988: 9)

61 Bei PETRONIUS heißt es, die Hexen würden »heulen wie Hunde, die hinterm Hasen her sind« (Satyricon 63).

62 »Ein Magier kann also nicht ohne einen Parhedros auskommen: nur durch ihn wird jemand überhaupt zum richtigen Zauberer.« (GRAF 1996: 100) - Darin gleicht er dem Schamanen.

63 bi einer Randglosse erwähnt Myrsilos das Kraut *peganon,* dessen »Geruch Schlangen vertreiben« kann. *Peganon* ist die psychoaktive Steppenraute *(Peganum harmala),* die nach Nikander in den Mysterien gebraucht wurde (BURKERT 1997: 215).

64 »Wenn einer meint, das üble Grünzeug des thessalischen Bodens und die Künste der Magie könnten helfen, so soll er's versuchen. Das ist der alte Weg der Hexerei.« (OVID, *Azs amatoria* 249f£) 65 Viele spätantike Vorstellungen über die

thessalischen Hexen finden sich bis heute in Afrika: »Für den Afrikaner sind Zauberer und Hexen Personen, die sich zur Erlangung ihrer selbstsüchtigen Ziele auf Kosten anderer Mitglieder der Gemeinschaft unheilbringender Kräfte bedienen. Wenn jemand Erfolg hat, wo andere versagen, wird er leicht in den Verdacht geraten, Zaubermittel zu gebrauchen, um seinen Vorteil zu sichern. In ihrer extremen, negativen Form ist Zauberei der Inbegriff des Bösen und droht, das normale soziale Leben zu untergraben und zu verderben. Für diejenigen, die an Magie glauben, ist deshalb der Hexer oder die Hexe mit einer Anzahl von Gegeneigenschaften ausgestattet, jenen gesellschaftsfeindlichen Lastern, die das Gegenbild der einzelnen sozialen Tugenden darstellen. Zum Stereotyp des Zauberers gehören deshalb in der Regel sexuelle Abweichungen, Inzest und, was für unseren Zusammenhang besonders wichtig ist, Kannibalismus.« (LEWIS 1987: 373)

66 Keine »Blumen«, wie fälschlich in der Literatur angegeben (zum Beispiel BAUMANN 1982: 12).

67 »Weißt du nicht, daß sie eine Hexe ist? Dass sie thessalische Zaubersprüche gelernt hat und den Mond herabbeten kann?

Man sagt sogar, sie fliege bei Nacht.« (LUKIAN, *Hetärengespräche I)* 68 »Jede Hexe, die etwas auf sich hielt, konnte zumindest den Mond vom Himmel verschwinden lassen, das heißt eine Mondfinsternis bewirken.« (LUCK 1962: 8)

69 Diese Praktik hat Shakespeare in *Macbeth* (3. Akt, 5. Szene) der Hexengöttin Hekate in den Mund gelegt:

» An einem Horn des Mondes hängt

Ein Tropfen Tau, giftdampfgeschwellt;

Ich fang ihn, eh er niederfällt:

Und der soll, magisch destilliert,

Dunstgeister rufen, welche raffiniert

Ihn mittels ihrer Gauckeldichtung

Hinlocken solln zur Selbstvernichtung.«

70 Mehrere Rezepte für ähnliche Liebeszauber, die denen der thessalischen Hexen zugeschrieben wurden, haben sich in Serbien bis in unser Jahrhundert hinein erhalten. Zu den Ingredienzien zählen Menstruationsblut, Vaginalsekret, Fledermausblut, Storchenfett, Drachenfett, Apfel, Kot usw. (KRAUSS 1906).

71 »Die Androphagen („Menschenfresser") haben die allerrohesten Sitten; sie kennen weder Recht noch Gesetz. Sie leben als Nomaden, ihre Tracht ist der skythischen ähnlich, aber sie reden eine eigene Sprache. Sie sind die einzigen unter jenen Völkerschaften, die Menschenfleisch essen.« (HERODOT IV, 106)

72 Der Vorwurf, die Hexen würden Menschen fressen, zieht sich durch viele Kulturen (LEWIS 1989). Heutzutage wird der Kannibalismus meist als kolonialzeitliche Phantasie dargestellt. Es gibt aber auch die Theorie, daß der Genuss von Menschenteilen, besonders vom Gehirn, psychoaktiv ist und in der Menschwerdung eine wichtige Rolle gespielt hat (LINIENICH 1983).

73 »Während der Initiation einer Hexe in Norditalien trinkt die Kandidatin im entscheidenden Moment ein Gebräu aus den Exkrementen einer Riesenkröte, Haaren und Asche ...« (GRAF 1996: 103) 74 So wie Hekate, die Göttin, waren es auch ihre

Dienerinnen: »Es gibt Weiber, die geheimen Zauber kennen, es gibt Nachtunholdinnen, die kehren das Oberste zuunterst.«

(PETRONIUS, Satyricon 63)

75 Meist wird Kleinasien als Heimat der Hekate angenommen (vgl. KRAUS 1960).

76 Gewisse tantrische Anhänger des Kali-Kultes, zum Beispiel die Aghoris, füttern ihre Kundalinischlange durch täglichen Hanfgenuss. Mitunter sprenkeln sie Kobragift (Cobratoxin), das unter anderem Neurotoxine, Enzyme, Cholinesterase enthält, auf das Hanfkraut, um es stärker berauschend zu machen (RÄTSCH 1992: 30).

77 Im Kathmandutal (Nepal) ist der Glaube an krankheitserzeugende Hexen bis heute weit verbreitet. Die Hexen *(boksha) sind* überwiegend Frauen, die sich der schwarzen Magie und der dunklen Seite von Kali verschrieben haben. Sie senden ihre Seele aus, um von ihren ausgewählten Opfern Besitz zu ergreifen. Der Besessene wird krank, weil die *bokshi* all seine Speisen isst und dadurch seine Kräfte verzehrt. Sie quält ihn so langsam zu Tode (WIEMANN-MICHAELS 1994). Wenn eine Krankheit als *bokshi*-Besessenheit erkannt wurde, ruft man entweder einen Schamanen oder einen tantrischen Priester zum Exorzismus herbei (vgl. NEPAI.I 1988: 338f).

78 Es hat schon in archaischer Zeit ein reger Kulturaustausch zwischen Indien und Griechenland stattgefunden. Viele asiatische Konzepte haben die frühe europäische Welt durchdrungen. Sehr anschaulich wurden diese Zusammenhänge von DARRIELOU (1982) herausgearbeitet.

79 Im spätantiken orphischen Weltbild wurde das Universum aus einem von einer Schlange umwundenen Ei geboren.

Tantrische Bilder erinnern an „ das Welt-Ei der Orphischen Mysterien, das vom Demiurgen aufgespalten wurde, als er das Universum schuf. (...) Die Erschaffung der Welt resultierte, wie die Orphiker meinten, aus einer sexuellen Vereinigung zwischen der Großen Göttin und der Welt-Schlange Ophion. Die Große Göttin selbst nahm die Gestalt einer Schlange an und paarte sich mit Ophion. (...) Die Göttin legte sodann das Welt-Ei, das unendliche Möglichkeiten barg, an sich aber nichts vermochte, solange es nicht vom Demiurgen aufgespalten wurde. Der Demiurg war Helios, die Sonne, mit der die Orphiker ihren Gott Apollon gleichsetzten - was nur natürlich war, weil die Sonne ja die Schlangeneier ausbrütet; und das Ausbrüten der Welt wurde alljährlich beim Frühlingsfest der Sonne gefeiert ...« (RANKE-GRAVES 1985: 293) 80 Es gibt auch eine Belladonnalilie (*Amaryllis belladonna L.),* die stark giftig ist (GAWLIK 1994: 82 Sie nahm für ihre Zaubereien die Gestalt einer »Artemispriesterin« an (HYGINUS, *Fabulae).*

83 Nach APOLLODOR (1, 5) besaß auch Demeter einen Wagen mit einem geflügelten Drachengespann, mit dem sie über die Erde fliegen konnte.

84 Der Narthex oder Riesenfenchel *(Ferula communis*), die »Dolde des Dionysos«, ähnelt in Aussehen und Duft . dem echten Fenchel, wird jedoch bis zu vier Meter hoch. Die verholzten, hohlen Stängel wurden zur Herstellung der dionysischen Thyrsosstäbe verwendet. Sie waren zum einen das Emblem des Dionysoskultes, zum anderen Folgeformen von archaischen Schamanen- und Zauberstäben. Der Sage nach hat der Titan Prometheus den Menschen mit Hilfe des Narthex die Gabe des Feuers gebracht. Der neidische Zeus wollte verhindern, daß Prometheus den Menschen alles

schenkt, was die Götter besaßen. Doch Prometheus stahl aus Hephaistos' göttlicher Schmiede etwas Glut, die er im Mark eines Narthex-Stängels zur Erde trug. Der trockene Stängel ist zwar leicht entzündbar, jedoch verglimmt das Mark sehr langsam, so daß die Stängel tatsächlich zum Weitertragen von Feuer geeignet sind. Der Gebrauch von Fenchelstängeln als Fruchtbarkeitssymbol und -bringer hat sich bis in die frühe Neuzeit bei den als,»Hexen« verfolgten heidnischen Benandanti in Norditalien als eine Erinnerung an das Treiben der thyrsosschwingenden Mänaden erhalten (GINZBURG 1980).

85 MÜHLMANN hält sie für eine »skythische Schamanin« (1994: 74).

86 »Die Brüste entblößt nach Maenadenbrauch, stoss ich den Opferdolch nun in die Arme für dich«, spricht Medea in einem Gebet an Hekate (SENECA, *Medea* 805f£).

87 Die Medea-Sage wurde unter anderem von Franz Grillparzer (1791-1872) als Trilogie *(Das Goldene Vließ,* 1818-1820), Hans Henny Jahnn (1894-1959) als Tragödie *(Medea,* 1931), von Dagmar Nick (1926 geb.) als Erzählung *(Medea, ein Monolog,* 1988), in Romanform von Christa Wolf *(Medea - Stimmen,* 1996) und Ljudmila Ulitzkaja *(Medea und ihre Kinder,* 1996) bearbeitet. Der Medea-Stoff wurde vielfach für Opern aufgegriffen (z.B. MARC-ANTOINE

CHARPENTIER, *Medee,* LUIGI CHERUBINI, *Medea,* GIOVANNI SIMONE MAYR, *Medea in Corinto),* hat mehrere Kantanten u.ä. inspiriert (z.B. LOUIS-NICOLAS CLERAMBAULT, *Medee,* ANTONIO CALDARA, *Medea: Kantaten für*

Kontratenor solo, JIRI ANTONIN BENDA, *Medea Melodrama,* EDISON DENISOV, *Chours pour Medee)* und wurde als

Orchestermusik vertont (z.B. VINCENT D'INDY, *Medee suite d'orchestre,* SAMUEL BARBER, *Medea Suite).*

88 »Alle Nachkommen des Helios waren einander leicht erkenntlich, da sie durch das Funkeln ihrer Augen von fern einen wie Gold leuchtenden Schein auf ihr Gegenüber zu werfen pflegten.« (APOLLONIoS IV, 725f£) 89 Hekate und Helios sind als Mond und Sonne die Eltern des Hexengeschlechts (KRAUS 1960).

90 In der *Odyssee* nennt Homer Kirkes Zaubertrank ebenfalls *kykeon (X, 316).*

91 In der spätantiken Magie, wie sie in den Zauberpapyri überliefert ist, werden bei magischen Ritualen kleine Tempel aus Wacholderholz aufgestellt (GRAF *1996: 101).*

92 Diese Wacholderart soll auch dem Apollon geweiht gewesen sein (DIERBACH *183 3: 203);* also war sie eine weitere

»Hexenpflanze« des Sonnengottes!

93 Noch heute träumt die Menschheit von einem verjüngenden Zaubermittel; zur Zeit glauben viele Amerikaner es in Melatonin finden zu können.

94 Dort „ erweisen aber unsre Kolonisten in Circei auch ihrer Kirke fromme Verehrung.« (CicERo, *De natura deorum 111,* 48)

95 Dem Dioskurides war die Erle unbekannt, beziehungsweise sie gehörte nicht mehr zum Arzneischatz des 1. Jahrhunderts (vgl. LENz 1966: 392f).

96 PROPERZ hält das »Kraut der Kirke« für ein mächtiges Aphrodisiakum (II, 1, 56f£).

97 Auf Kirkes Insel »liefen Geschöpfe, die jedoch weder wilden Tieren noch auch Menschen an Gestalt glichen, sondern aus verschiedenen Gliedern gemischt waren. (...) Solche Wesen, aus verschiedenen Gliedern zusammengefügt, hatte auch früher schon die Erde selbst aus dem Urschlamm entstehen lassen ... Solch monströse Kreaturen folgten Kirke ...«

(APOLLONIOS IV, 670ff.)

98 Hermes selbst war eine schamanische Gottheit, ein Seelengeleiter, Begründer der Alchemie und erotischer Zauberer (FOWDEN 1993, KERENYI 1996). Vielleicht hat Homer hier einen Schamanenkampf oder Hexenkrieg angedeutet, ein durchaus weitverbreitetes ethnographisches Phänomen (siehe KNAB 1995, MULTHAUPT 1990, REICHEL-DOLMATOFF 1996)

99 Das Wort *peganon* oder *Peganum soll* von Pegasus abgeleitet worden sein. Pegasus war in der antiken Mythologie das geflügelte Pferd, das von dem Meeresgott Poseidon/Neptun und der schlangenhaarigen Medusa gezeugt worden war.

100 Lukian beschreibt in seinem Dialog *Menippos,* daß bei der Totenbeschwörung zu Orakelzwecken, die persisch gekleideten Priester oder Magier (*magoi*) Meerzwiebeln als Zauberpflanzen benutzten.

101 Im Mittelalter wurde Moly bereits als Sinnbild aufgefasst: »Das seltsamste Erdengewächs ist ja der Mensch selber: mit einem kräftigen Stück seines Wesens wurzelt er im Dunkel des Chthonischen, und nur aus den kreisenden Kräften dieser schwarzen Wurzel kann er die weiße Blüte seiner hellen Bewusstheit dem Himmel entgegenbreiten. Darum gibt es Rhizotomen des

Seelenlebens, die uns zeigen, wie man aus einer schwarzen Wurzel sich wandle zu einer weißen Blüte, die uns aber auch lehren, daß selbst in der von Helios aufgeküssten Blume noch die Urkraft waltet, die aus der Wurzel nach geheimnisvollem Geistergesetz aufstieg. (...) Der Mensch ist der geborene Rhizotom der Seele, ein ewiger und unenttäuschbarer Illuminat. Immerdar muß er seine eigene Wurzel dem Dunkel entreißen und ins Licht heben. Denn nur so werden die Wurzeln heilkräftig.« (RAHNER 1957: 230)

102 Pilze wurden im 16./17. Jh. zu den Unkräutern des Teufels gezählt, wie aus der Federzeichnung »Der Teufel sät Unkraut« von JACOB DE GHEYN II. (1565-1629) deutlich hervorgeht.

103 Diese auf Kreta endemische Pflanze wird oft mit *Dictamnus albus L.* (Diptam), der auch Hexenkraut oder Teufelspflanze heißt, verwechselt.

104 »Im Mittelalter wurde in den Klöstern mit Diktamus der berühmte Benediktinerlikör hergestellt, und selbst in neuester Zeit wird noch der Wermutwein mit dem stark aromatischen Kraut gewürzt.« (BAUMANN 1982: 121) 105 Meistens wird allerdings die Goldrute (*Solidago virgaurea* L., Compositae) als Heidnisch Wundkraut bezeichnet.

106 Vielleicht ist dieser Name ein Hinweis auf die Identität der legendären Prometheus-Pflanze, die ja auch aus dem Blut des Titanen Prometheus entstanden ist.

107 Der Ziegenbock ist als Symbol von Rausch und Sex zum Beispiel auf attischen Vasen abgebildet.

108 Das „ Ausfahren« gehörte zu den Künsten der griechischen Goeten (BURKERT 1962): „ Ein altes Schamanenmotiv ist nämlich die „Fahrt“ in einem imaginären Wagen: mit dem Sang hebt die „Fahrt“ an.

Solche .Fahrt tat auch der Goet. Auch dies hat sich als Motiv durch lange Jahrhunderte erhalten und findet sich überall da, wo auch sonst alte Orpheustradition wahrnehmbar oder irgendein Relikt von Orpheischem zu fassen ist. Am ausgeprägtesten (...) begegnet es bei Parmenides. Er tut die Fahrt ins Jenseits des Tores, da sich die Wege von Nacht und Tag begegnen, ins Reich der „Göttin", der Herrin. (...) Nun ist diese Fahrt oder Reise des Schamanen bezw. des mykenischen Goeten so identisch mit seinem Sang, dass der Ausdruck für „Fahrt" eine geläufige Formel für „Lied", „Gesang" geworden ist.« (BÖHME 1970: 303) - Die Goeten hatten die Fähigkeit, sich in Wölfe zu verwandeln (BURKERT 1997): »Diese Leute möchte man für Zauberer halten; denn wie von den Skythen und Hellenen im Skythenlande behauptet wird, verwandelt sich jeder Neure einmal im Jahr zum Wolf, aber nur auf wenige Tage, nach deren Ablauf er wieder sein voriges Wesen annimmt. Ich kann so etwas nicht glauben, sie beharren aber dabei und beschwören es.« (HERODOT IV, 105)109 In Nepal werden heute noch heilige Steine und ungestaltete, aber in Schreine gesetzte Steine zur Verehrung (*puja*) mit Opferfarbe (*tika*) beschmiert und mit Butterschmalz *(ghee)* gesalbt.

109 In Nepal werden heute noch heilige Steine und ungestaltete, aber in Schreine gesetzte Steine zur Verehrung *(puja)* mit Opferfarbe *(tika)* beschmiert und mit Butterschmalz *(ghee)* gesalbt.

110 »Es wird allgemein angenommen, daß Heras Name das griechische Wort für „Dame" ist, doch könnte es auch die elidierte Form von *He Era,* die Erde, sein. Sie war die prähellenische „Große Göttin",« (RANKE-GRAVES 1984:42) 111 Auch OVID beschreibt die Fähigkeit der Hera/Iuno, durch die „ Lüfte des schöneren Himmels« zu fliegen 112 Zum Beispiel: »Der magische (...) [Fliegen-]Pilz wurde überall in der Welt zu magischen Zwecken benutzt, und die Hexen

bildeten da keine Ausnahme. Sie brauten Tee und tranken ihn dann unmittelbar vor den Hexenversammlungen oder auch, um hellsichtig zu werden.« (YORK 1997: 137)

113 »Im 16. Jahrhundert formulierten Gelehrte wie Cardano oder Della Porta eine andere Meinung: Tierverwandlungen, Flüge, Teufelserscheinungen seien eine Wirkung der Unterernährung oder des Gebrauchs halluzinogener Substanzen, wie sie im Absud von Pflanzen oder in Salben enthalten seien. Diese Erklärungen haben ihre faszinierende Wirkung noch nicht eingebüßt. Doch keine Form des Mangels, keine Substanz, keine Ekstasetechnik vermag, für sich genommen, das wiederholte Auftreten von derartig komplexen Erfahrungen auszulösen. Gegen jeden biologischen Determinismus gilt es mit Nachdruck daran festzuhalten, daß der Schlüssel zu dieser kodifizierten Wiederholung einzig ein kultureller sein kann.

Freilich würde die vorsätzliche Einnahme psychotroper oder halluzinogener Substanzen, auch wenn sie die Ekstasen der Anhängerinnen der nächtlichen Göttin, der Werwölfe usw. nicht erklärte, diese doch in einer nicht ausschließlich mythischen Dimension ansiedeln. Lässt sich die Existenz solchen rituellen Rahmens nachweisen?« (GINZBURG 1990: 296f)

114 „ Dass einem wunderliche Dinge im Traume erscheinen. Nimm Wiedehopffen Blut, schmiere damit die Pulsadern, die Schläffe und Stirn, und lege dich schlaffen, so wirst du im Schlaffe wunderliche Dinge sehen. Desgleichen thut auch NachtSchatten *[Atropa belladonna, Solanum spp.]* oder Alraun-Kraut *[Mandragora officinarium] zu* Nacht gessen, oder das Kraut *Apollinaris [=* Bilsenkraut, *Hyoscyamus niger],* macht schöne und liebliche Dinge zu Nacht im Schlaff sehen. *Alex.*

Pedemont. de Secret. Part. 2« (KRÄUTERMANN *1725: 97)* In einem Hexenprozeß von *1758* werden folgende Zutaten der Salbe aufgeführt: »Alraun Wurzel, Bilsen-Samen, Nacht Schatten Beeren, Mag Saamen Saft [= Opium]« (GRÜRRTHER

1992: 24). Das heisst, hier hat eine »Hexe« vermutlich gestanden, das Kräutermannsche Rezept angewendet zu haben.

115 Diese Erkenntnis verdanke ich der Apothekerin Patricia Ochsner (mündliche Mitteilung).

116 Die antiken Traumdeuter hießen Drusus und wurden zur Klasse der magi, »Magier«, gezählt (GRAF 1996: 53). 117 In der derzeitig aktuellen Auflage fehlt diese Mitteilung.

118 Die Eibe gilt zwar fast überall als stark giftig, dennoch wird sie auch ethnomedizinisch genutzt. In Indien wird aus ein paar Rindenstücken mit etwas Salz und ghee (Butterschmalz) ein Getränk namens jya gekocht, das Geisteskraft und Vitalität verleiht (SHAH und JOSHI 1971: 419). Die Hindus benutzen die gepulverte Rinde auch als tilaka (Stirnbemalung).

124 Der Wein war mit verschiedenen. psychoaktiven Pflanzen oder Substanzen versetzt (ROUX 1982). Es gibt verschiedene Hinweise, daß der Wein mit psilocybinhaltigen Pilzen „ aufgebessert« wurde. Orpheus, der Stifter der ekstatischen Kulte, wird häufig mit einer phrygischen Mütze dargestellt; sie wird heute gerne als Symbol für den psychedelisch stark wirksamen Spitzkegeligen Kahlkopf *(Psilocybe semilanceata)* gedeutet. In der Domschatzkammer des Historischen Museums der Pfalz in Speyer befindet sich eine thrakisch/phrygische Omphalosschale aus dem 5. Jh. v Chr.

Sie besteht aus Bronze, ist innen vergoldet und nach dem Guss in die Gestalt eines Pilzhutes getrieben worden (vgl.

GREWBNIG 1996: 55).

125 „ Eine Priesterin aus Kampanien hatte eine ursprünglich nur Frauen vorbehaltene Mysterienfeien auch Mänern zugänglich gemacht und fünf nächtliche Weihen im Monat eingeführt. Die Männer, sagt Livius»:stießen dabei unter ekstatischen Körperbewegungen Weissagungen aus, die Frauen stürmten mit fliegenden Haaren zum Tiber, tauchten brennende Fackeln ein und zogen sie flammend wieder heraus, da sie mit Schwefel und ungelöschtem Kalk überzogen seien. Bei ihnen herrschte der Grundsatz absoluter Freiheit des Individuums von den Moralgesetzen deii3' Gesellschaft:

„Nichts für unerlaubt zu halten, war ihr oberstes Glaubensgesetz.«„ (GIEBEL 1990: 77) Man warf den Initianden vor, daß sie »hemmungsloser Promiskuität« fröhnten und Ritualmorde begingen. 126 »Die Wichtigkeit des Kessels dabei bezeugt, daß in den Sabazien, jenen phrygischen Dionysien, der Kesselträger ein Ehrenamt war.« (GOLOWIN 1973: 107) 127 Die Mysten der Dionysien trugen Weißpappel-Kränze, »weil dieser Baum im Hades wachse« (zit. nach BURKERT 1990: 85), also sind sie mit einer heiligen Pflanze der Hekate geschmückt

128 In Osterreich gab es tatsächlich einen *Sankt Antonius-Wein,* der in. geweihten Gefäßen aufbewahrt wurde, aber 1589

beim Durchzug der Truppen Wilhelms von Chaätillon geklaut wurde. Dieser Wein wurde zur Behandlung des Antoniusfeuers verwendet. Leider ist er nie wieder aufgetaucht (BEHLING 1957: 145).

129 Der Kornbranntwein heißt noch in diesem Jahrhundert im Volksmund „ Drusenbranntwein«, also »Hexenschnaps«

(ABENDS 1935: 63). Es gibt bis heute Kräuterliköre, die unter dem Namen »Hexentrank« vermarktet werden.

130 Kröten wurden im Mittelalter als Liebeszauber verwendet (MEYER 1884: 263).

131 Shakespeare kennt das Bilsenkraut und dessen medizinische Wirkung auch in *Hamlet* (vgl. TABOR 1970).

Document Outline